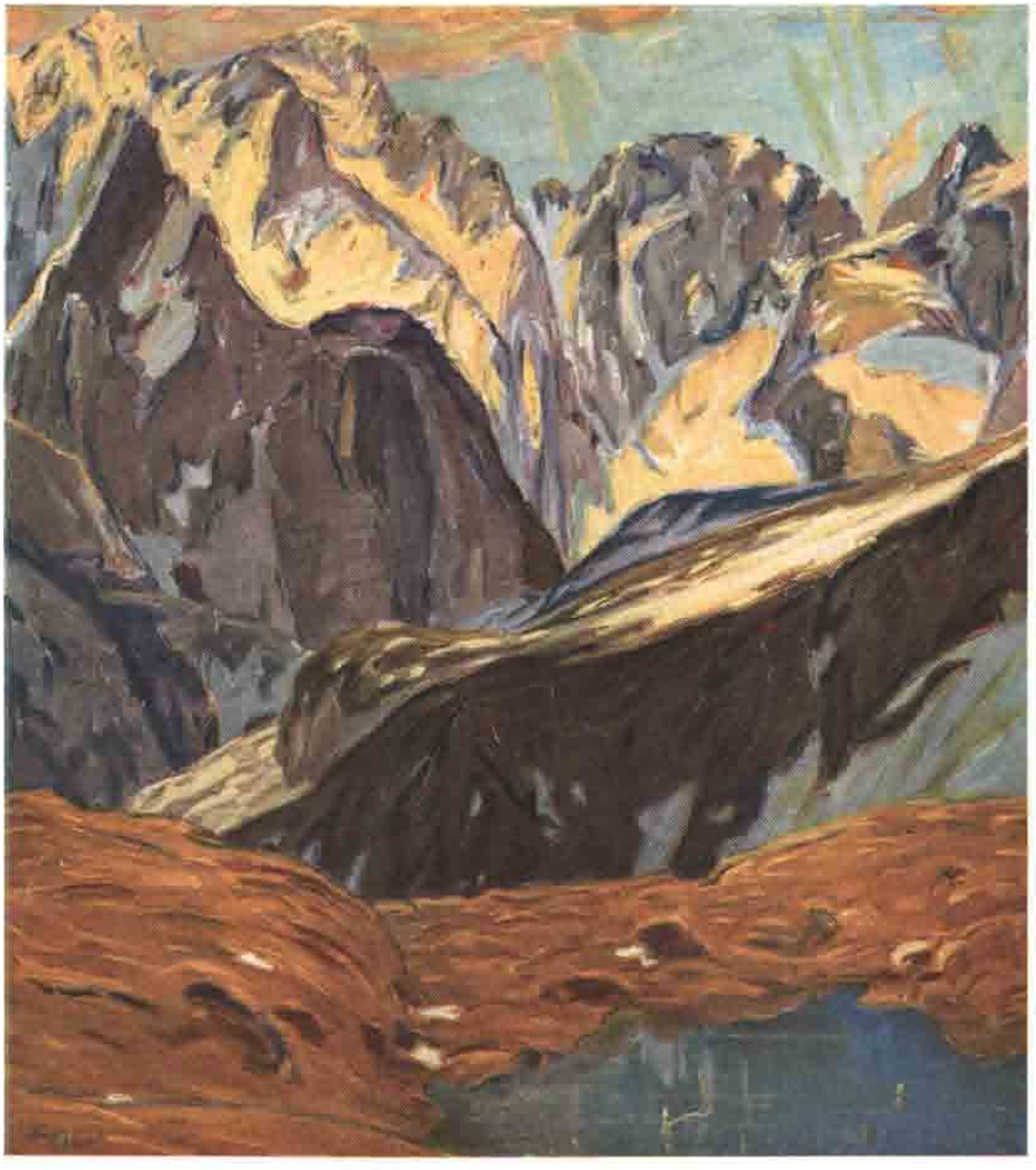


OBERREINTALBERGE VOM STUIBEN

Nach einem Gemälde von Otto Bauriedl

Jahrbuch

des

Österreichischen Alpenvereins

(Alpenvereinszeitschrift Band 86)

1961

Universitätsverlag Wagner, Innsbruck

1961

(10.901/86, 4. Expl.)

Universitäts-Bibliothek Inn

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt.
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten.
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Angaben.

Druck: Tiroler Graphik, Innsbruck, Innrain 27—29.

25.4.1963: Lg 86 (1961) 2. Expl.

Ts.

Inhaltsverzeichnis

	Seite	Tafel
1. Hans Kinzl, Das Kaisergebirge in der Alpenvereinskartographie	5— 17	
2. Richard Finsterwalder, Die Alpenvereinskarte des Kaisergebirges 1961	18— 26	
3. Werner Heißel, Das Kaisergebirge und sein geologischer Bau	27— 40	
4. Karl Finsterwalder, Zur Siedlungs- und Namengeschichte im Bereich des Kaisergebirges	41— 54	
5. Fritz Schmitt, Zur Erschließung des Wilden Kaisers	55— 64	I, II (unten), VI
6. Wilhelm Rudolt, Fels im Wilden Kaiser	65— 75	III, IV, V, VII
7. Georg Maier, Neue Winterfahrten im Wilden Kaiser	76— 84	II (oben)
8. Anton Schmid, Otto Bauriedl	85— 89	
9. Josef Weingärtner, Adalbert Holzer	90— 93	
10. Ernst Höhne, Aus den Sarntaler Alpen	94—100	VIII (oben), IX
11. Wolfgang Haberl, Das Tuxer Tal	101—109	X
12. Liselotte Buchenauer, Unbekannte Niedere Tauern	110—119	VIII (unten)
13. Fridl Purtscheller, Aiguilles du Dru	120—126	XI
14. Ludwig Greißl, K 2 — Der König des Karakorum	127—134	XII, XIII
15. Wolfgang Stefan, Österreichische Karakorum-Expedition 1960	135—145	XIV
16. Hannes Winkler, Berliner Hindukuschkundfahrt 1961	146—153	XV, XVI
17. Karl Burmann, Aus dem Schmetterlingsleben in den höchsten Vegetationsstufen unserer Alpen	154—167	
18. Kurt Dietze, Begegnung auf der Stüdlhütte	168—171	
19. Hans Kinzl, Die Alpenvereinswege	172—187	
20. Nachtrag zum Aufsatz Finsterwalder	188	
21. Wissenschaftliche Alpenvereins-Veröffentlichungen	189	
22. Alpenvereinskarten für Wanderungen, Berg- und Skifahrten	190—191	

Bilder:

Titelbild: Oberreintalberge vom Stuiben (nach einem Ölgemälde von O. Bauriedl)

Tafel I Im Kaisertal. Hinterkaiserhof mit Totenkirchl, Vorderer Karlsspitze und Drei Halten (Aufn. F. Schmitt)

Tafel II oben: Maukspitze, Gamsfluchten und Lärcheck von Osten (Aufn. F. Schmitt)
unten: Südansicht des Wilden Kaisers vom Treffauer bis zur Maukspitze. In der Bildmitte das Ellmauer Tor (Aufn. F. Schmitt)

Tafel III Christaturm und Fleischbank von Südosten. Von links nach rechts die Kletteranstiege: Christaturm-Südostkante und Ostwand, Dülferriß, Fleischbank-Südostwand und Südostverschneidung (Aufn. W. Fischer)

Tafel IV a) Links: An der Christaturm-Südostkante
b) Rechts: Ausstieg aus der Fleischbank-Südostverschneidung (Aufn. Hans Schmied)

Tafel V Totenkirchl von Norden. Links das Schneeloch, darüber die Vordere Karlsspitze (Aufn. W. Fischer)

Tafel VI Erschließer des Kaisergebirges

Tafel VII Der Regalpturm im Ostkaiser (Aufn. F. Schmitt)

Tafel VIII oben: Radlseehütte des AV Südtirol in den Sarntaler Alpen. Im Hintergrund Geislergruppe, Sella und Langkofel (Aufn. E. Höhne)
unten: Hochstuhofen in den Wölzer Tauern (Aufn. F. Schneidhofer)

Tafel IX Durnholzer See in den Sarntaler Alpen (Aufn. E. Höhne)

Tafel X Lanersbach im Zillertal (Aufn. R. Löbl)

Tafel XI Aiguille du Dru-Westwand (Archiv)

Tafel XII Der K 2 (8611 m) vom Basislager am Godwin-Austen-Gletscher. Rechts Schulter und Abruzzensporn (Aufn. L. Greißl)

Tafel XIII Lager 5 (6678 m) am Abruzzensporn des K 2. Etwa 2000 m tiefer der Godwin-Austen-Gletscher (Aufn. L. Greißl)

Tafel XIV oben: Distaghil Sar (7885 m) vom Basislager, Aufstiegsroute und Hochlager: 1 = 5740 m, 2 = 6500 m, 3 = 7010 m (Aufn. W. Stefan)
unten: Rast im Lager 2 am Distaghil Sar (Aufn. W. Stefan)

Tafel XV Namenloser Fünftausender südlich des Kawors-Tales im Hindukusch (Aufn. D. Hasse)

Tafel XVI oben: Hindukusch: Blick vom Ismoil (5120 m) in das Siriambi-Kar (Aufn. D. Hasse)
unten: Blick vom Koh-i-Kawors (5165 m) nach Westen. Im Hintergrund der Mir Somir (6060 m) (Aufn. D. Hasse)

Kartenbeilage:

Karte des Kaisergebirges (neue Auflage).
Gemeinsam herausgegeben vom Deutschen Alpenverein und vom Österreichischen Alpenverein 1961.

Ausgabe 1917:

Stereophotogrammetrische Aufnahme von Dr. Ing. F. Scheck unter Benützung der Karten des k. u. k. Militärgeographischen Instituts in Wien.
Topographische Aufnahme und Zeichnung vom L. Aegerter;
Geländestich von H. Rohn;
Namen von Dr. L. Distel, Dr. G. Leuchs, Prof. Dr. J. Schatz und Prof. R. Sinwel;
Seenlotung von Dr. F. Müllner.

Neue Ausgabe 1961:

Aufnahme der neuen Wege, Berichtigungen und Ergänzungen sowie Aufnahme neuer Namen von K. Finsterwalder;
einzelne topographische Berichtigungen und Gestaltung von F. Ebster.
Herstellung: Kartographische Anstalt Freytag-Berndt und Artaria-Wien;
Maßstab 1:25.000.

Das Kaisergebirge in der Alpenvereinskartographie

Von Hans Kinzl

Zwei Tatsachen zeichnen das Kaisergebirge vor anderen, viel größeren und höheren Gebirgsgruppen der Alpen aus: es ragt steil aus einem niedrigeren Vorland empor und es weist selbst einen reizvollen Gegensatz der Bergformen auf. Schon Karl Hofmann, einer der Begründer des Deutschen Alpenvereins, hat im ersten Band von dessen Zeitschrift, 1869/70, auf den erstgenannten Umstand mit folgenden Worten hingewiesen: „Im ganzen Unter-Innthal von Innsbruck bis zum Austritte des Inn in die baierische Ebene gewährt unser Gebirgsstock einen äußerst interessanten Anblick, da er, auf allen Seiten durch characteristische Taleinschnitte begrenzt, als vollständig isolirte Gruppe sich erhebt." (S. 514.)

Die eindrucksvolle Gestalt des Kaisergebirges hängt mit seinem Aufbau zusammen. Es besteht in den höheren Teilen aus Wettersteinkalk, dem beherrschenden Felsbildner der Nordtiroler Kalkalpen, der hier am Ostrand seines geschlossenen Verbreitungsgebietes noch einmal eine Mächtigkeit von 2000 m erreicht. Seine hellgrauen, schroffen und unbewachsenen Wände heben sich scharf von den Vorbergen ab, die im Süden aus rotem Sandstein, im Norden aus den weichen Schichten des Tertiärs bestehen. Otto Ampferer, der große Kenner des Alpenbaus, hat uns diesen landschaftlichen Gegensatz verstehen gelehrt. Das Kaisergebirge wurzelt nicht in der Tiefe, sondern sein ganzer Gesteinskörper ist von Süden her als mächtige Decke auf den Sockel aufgeschoben worden, der rings um das Gebirge sichtbar wird.

Trotz dieser Einheitlichkeit im Bau ist das Kaisergebirge ganz verschieden geformt: Der Zahme Kaiser ist eine verkarstete, von steilen Abstürzen begrenzte Hochfläche, der Wilde Kaiser eine Kette von kühnen Spitzen und scharfen Graten. Damit steht das Kaisergebirge an einer wichtigen Grenze innerhalb der nördlichen Kalkalpen, die im Westen mehr kettenförmig, im Osten mehr tafelförmig ausgebildet sind; aber selbst vereinigt es beide Formen. Auch hierauf hat schon K. Hofmann hingewiesen.

Eine solche Gebirgsgruppe, nicht allzu ausgedehnt, aber deutlich umgrenzt und überaus formenreich, ist ein geradezu ideales Gelände für eine kartographische Darstellung. Dazu kommt noch, daß das Kaisergebirge schon früh ein beliebtes Ziel der Bergsteiger, insbesondere der Kletterer, geworden ist, was durch seine Lage am Alpenrand und durch die Nähe der Großstadt München gefördert wurde.

So erklärt es sich, daß es auch in der Alpenvereinskartographie einen bevorzugten Platz einnimmt. Zweimal hat es der Alpenverein kartographisch darstellen lassen, beide Male unter Umständen, die diesen Karten einen besonderen Platz sicherten.

Die Karte des Kaisergebirges 1:50.000, 1879

Schon der Österreichische Alpenverein (gegründet in Wien 1862) und der Deutsche Alpenverein (gegründet in München 1869) haben in der Herausgabe guter Karten eine vordringliche Aufgabe gesehen. Es sind auch gleich in den ersten Jahren einige beachtenswerte Kartenblätter erschienen. Der Zusammenschluß der beiden Vereine zum Deutschen und Österreichischen Alpenverein im Jahre 1873 förderte diese kartographischen Bestre-

bungen sehr. Schon im Jahre 1874 wurde beschlossen, eine Spezialkarte der Ostalpen im Maßstab 1:50.000 herauszugeben. In rascher Folge erschienen dann von 1874 bis 1878 die Karte der Ötztaler und der Stubaier Alpen mit insgesamt 9 Blättern. Das war dadurch möglich, daß die selbst nicht veröffentlichte österreichische Originalaufnahme 1:25.000, mit der man im Jahre 1869 begonnen hatte, eine neue Grundlage für eine solche Hochgebirgskarte bot.

Trotzdem mußte man bald erkennen, daß man sich bei diesem Plan zu viel zugemutet hatte. Deshalb beschloß die Generalversammlung in Bad Ischl im Jahre 1878, die Spezialkarte der Ostalpen aufzugeben und es dem Central-Ausschuß zu überlassen, „Einzelkarten für ein specielles Gebiet" nach seinem Ermessen herauszugeben (Ztschr. d. D. u. Oe. A. V., 1878, S. 359). Damit konnte die Vereinsleitung in der Folgezeit nicht nur die Gebirgsgruppe auswählen, von der eine Karte hergestellt werden sollte, sondern auch den Bearbeiter und die von ihm anzuwendende Methode bestimmen. Als erste Frucht dieser neuen Regelung konnte bereits im Jahre 1879 die Karte des Kaisergebirges 1:50.000 der Zeitschrift des D. u. Oe. A. V. beigelegt werden.

Die Karte wurde von Hugo Petters hergestellt. Die Grundlage fand er in der österreichischen Originalaufnahme 1:25.000, die er aber durch eigene Begehungen ergänzte und berichtigte, besonders hinsichtlich der Namen. Im Jahresbericht 1879 des Vereins wurde auf die sorgfältige Bearbeitung und die musterhafte Ausführung verwiesen und dazu bemerkt: „Diese Karte soll zugleich den Anhaltspunkt dafür bieten, in welcher Weise der Verein ohne zu große Belastung seiner Casse selbst kartographisch zu wirken vermag" (Ztschr. d. D. u. Oe. A. V., Bd. 10, 1879, S. 426). Th. Trautwein schrieb gleichzeitig einen ausführlichen Begleitaufsatz über das Kaisergebirge (S. 185—231), wobei er kurz die Entstehung der Karte besprach. Diese erste von H. Petters für den Alpenverein geschaffene Karte ist ein handliches Blatt, das die ganze Gebirgsgruppe bis zu den Tälern umfaßt, die sie begrenzen. Die Flächen jenseits dieser Tiefenlinien wurden für den Titel und die Zeichenerklärung verwendet, im übrigen weiß gelassen. Dafür ragt an einzelnen Stellen das dargestellte Gebiet etwas über den Kartenrand hinaus.

Das flachere Gelände ist mit Höhenlinien im Abstand von 100 m und mit Schraffen nach senkrechter Beleuchtung, das darüber aufragende Hochgebirge mit einer Felszeichnung versehen, für die beim Wilden Kaiser ein Lichteinfall aus Nordwesten angenommen ist. Dadurch heben sich die einzelnen Kämme deutlich heraus. Das Plateau des Zahmen Kaisers ist nach der dafür besser entsprechenden senkrechten Beleuchtung gezeichnet, sein steiler Nordabfall erscheint daher im oberen Teil fast schwarz. Der Wald ist mit kleinen Kreisen wiedergegeben. Die Namen sind in den tiefen Teilen spärlich, hingegen bei den Gipfeln und Schneiden des Wilden Kaisers besonders zahlreich. Der ganze Karteninhalt wurde in Kupfer gestochen und im Tiefdruck vervielfältigt.

Damit wurde jene Reihe von Kupferstichblättern eröffnet, die der Alpenvereinskartographie bis zum Jahre 1891 das Gepräge gaben. Es waren Karten, deren Inhalt im wesentlichen aus der österreichischen Originalaufnahme geschöpft wurde, die aber gerade das höhere Gelände genauer, übersichtlicher und in einem größeren Maßstab darstellten als die österreichische Spezialkarte 1:75.000.

Albrecht Penck urteilte seinerzeit über diese Kupferstichkarten: „Der erste Versuch (1879) Kaisergebirge, 1880 Rieserfernergruppe) war nicht gerade hervorragend, dagegen zählen die Specialkarten der centralen Zillerthaler Gruppe (1882) und die der Venediger Gruppe (1883) zu den schönsten Leistungen alpiner Kartographie" (Geogr. Ztschr. 6. Jg., 1900, bezüglich Alpenvereinskartographie vgl. S. 370—375).

H. Ginzel findet die ersten Blätter, besonders die Karte des Kaisergebirges, noch derb in der Felsdarstellung, während er die letzten Blätter als harmonisch abgestimmte Meisterwerke des kartographischen Kupferstiches bezeichnet (Die Alpenkarten des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Geogr. Ztschr. 1930, S. 342—357). Jedenfalls hatte die Karte des Kaisergebirges nicht nur für sich selbst ihren Wert, sondern nicht

minder auch als Vorstufe zu den vollkommeneren Werken, die in der Folgezeit vom gleichen Kartographen mit derselben Methode erzielt wurden.

Die Karte des Kaisergebirges 1:50.000 hat jahrzehntelang den Freunden dieser ebenso großartigen wie leicht erreichbaren Bergwelt auf das beste gedient. J. Enzensperger, zu seiner Zeit einer der besten Kenner des Kaisergebirges, schrieb über sie im Jahre 1897: „Noch immer ist die nach der Originalaufnahme des k. u. k. militärgeographischen Institutes ausgearbeitete Alpenvereinskarte die brauchbarste und auch von der Reambulirung der Specialkarte von Tirol kaum erreicht. In der Alpenvereinskarte hat vor allem

Abb. 1. Westteil des Wilden Kaisers aus der Alpenvereinskarte des Kaisergebirges, 1:50.000, 1879

die Nomenclatur des Kaisergebirges in den meisten Punkten durch Trautwein ihre endgiltige Festlegung erfahren, was auch durch die Eintragung der in ihr neu eingeführten Bezeichnungen in der Militäraufnahme anerkannt wurde. Günstiger Gesamteindruck, gute Lesbarkeit und Terraindarstellung bis in die mittleren Regionen hinauf können ihr nicht abgesprochen werden. Desto zahlreicher und schwerwiegender sind dagegen die Fehler in den höheren Regionen, besonders in den schwer zugänglichen Felspartien" (Der Wilde Kaiser, Ztschr. d. D. u. Oe. A. V. 1897, S. 266).

Ein Teil dieser Mängel konnte behoben werden, als die Karte von H. Petters im Jahre 1906 revidiert und als „verbesserte Ausgabe" herausgebracht wurde.

Im gleichen Jahr veröffentlichte der Zweig Kufstein des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins eine „Karte des Kaisergebirges mit Kufstein und angrenzendem bayerischen Gebiet" im Maßstab 1:33.000. Sie war bei Justus Perthes in Gotha gedruckt worden. Auch sie ist ein Werk von H. Petters, der sie der Sektion Kufstein schenkte, die ihn dafür zum Ehrenmitglied ernannte. Ohne Zweifel beruht dieses Blatt im wesentlichen auf der Alpenvereinskarte 1:50.000, insbesondere in der Namengebung; die Darstellung des Geländes ist aber in zweierlei Hinsicht verändert: Erstens sind im Bereich der Vorhöhen außer den 100-m-Höhenlinien auch „Zwischenkurven" von 50 m Abstand gezogen worden, teilweise noch weitere „Hilfskurven"; zweitens wurde in der Wiedergabe des Felsgeländes

eine südöstliche Beleuchtung angewendet. An verschiedenen Stellen ist die Felszeichnung auch erweitert worden. Ob sie verbessert wurde, könnte nur ein genauer Vergleich zeigen.

Sicher ist die Karte 1:33.000 schon infolge ihres größeren Maßstabes leichter lesbar und besser verwendbar. Deshalb hat sie auch Kurt Leuchs als Grundlage für seine geologische Aufnahme benützt, die in der Zeitschrift des Ferdinandeums in Innsbruck 1907 veröffentlicht wurde. Es ist nicht bekannt, ob der Hauptausschuß des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins zugestimmt hat, daß H. Petters neben der von ihm geschaffenen und im Jahre 1906 neu aufgelegten Alpenvereinskarte 1:50.000 im gleichen Jahr und mit den gleichen Grundlagen eine zweite Karte des Kaisergebirges hergestellt hat, deren Verkauf sicher den Absatz der Karte des Gesamtvereins beeinträchtigt hat. In jedem Falle hat sich der Hauptausschuß sehr großzügig gezeigt, wenn er einen solchen wirtschaftlichen Nachteil im Hinblick auf die Darstellung des Kaisergebirges in einem größerem Maßstab hingenommen hat. Freilich hätte er vom rechtlichen Standpunkt aus wohl auch nicht viel dagegen unternehmen können, denn die Veränderungen des Karteninhalts sind immerhin so groß, daß die Karte 1:33.000 als eigenes Werk gelten kann. Vielleicht hat H. Petters auch aus diesem Grunde die Felsdarstellung verändert, indem er dafür einen südöstlichen Lichteinfall angenommen hat.

Im ganzen konnte freilich weder die eine noch die andere Karte voll befriedigen und der Wunsch nach einer neuen kartographischen Darstellung des Kaisergebirges wurde um so lebhafter, als inzwischen die Alpenvereinskartographie bei der Aufnahme anderer Gebirgsgruppen große Fortschritte gemacht hatte.

Abb. 2. Westteil des Wilden Kaisers aus der Karte des Kaisergebirges mit Kufstein und angrenzendem bayerischen Gebiet, 1:33.000, herausgegeben von der Sektion Kufstein des D. u. Ö. Alpenvereins, 1906.

Die Entstehung der Karte des Kaisergebirges 1:25.000

Zum Unterschied von fast allen Alpenvereinskarten beginnt die Geschichte der neuen Kaisergebirgskarte außerhalb des Vereins. Ihr eigentlicher Urheber war nämlich Dr. Ing. F. Scheck, ein Schüler des um die Gletscherforschung und die Hochgebirgskartographie höchst verdienten Geheimrats Professor Dr. Sebastian Finsterwalder († 1951). Scheck hatte beabsichtigt, die Brauchbarkeit der Stereophotogrammetrie, die sich bei den Aufnahmen der Gletscher schon bewährt hatte, auch für das Felsgelände zu erproben. Nach dem Vorschlag seines Lehrers S. Finsterwalder wählte er als Versuchsgelände das Kaisergebirge. Seine dort gewonnenen Erfahrungen hat er in einer umfangreichen Abhandlung niedergelegt („Einfache und stereoskopische Bildmessung im reinen Felsgebiete". Mitt. d. Geogr. Ges. in München, Bd. VII, 1912, S. 145—210). Seiner wissenschaftlichen Zielsetzung entsprechend, kam es ihm vor allem auf die Gewinnung von geodätischen Erfahrungen bei den Feldarbeiten und bei der Ausarbeitung der einfachen und stereoskopischen Bildmessung im Felsgelände an. Auch die Wirtschaftlichkeit der Bildmessung und insbesondere ihre Verwendbarkeit auf Forschungsreisen wurden untersucht. In diesem Zusammenhang weist Scheck gerade auf die große Bedeutung des Gewichts der stereophotogrammetrischen Ausrüstung hin. Er sagt dazu: „Die überaus große Empfindlichkeit und das enorme Gewicht dieser Instrumente trägt zum großen Teil die Schuld daran, daß die Bildmessung nicht als unentbehrliches Rüstzeug eines Forschungsreisenden in Betracht kommt, obwohl gerade hier das ergiebigste Feld für die Bildmessung wäre" (S. 152).

Als praktisches Ergebnis seiner Geländeaufnahmen konnte F. Scheck seiner Abhandlung eine Karte des Zahmen Kaisers im Maßstab 1:10.000 beilegen, worüber er schrieb: „Zu Beginn der Aufnahme war vor allem die Gewinnung eines ausreichenden Zahlenmaterials über die Verwertung der einfachen und stereoskopischen Bildmessung im schwierigsten Felsgelände ins Auge gefaßt. Allmählich entwickelte sich aus dem ursprünglich nur über die Felsgipfel gespannten trigonometrischen Netze, das im Vorterrain nur einige wichtige Stützpunkte umfaßte, ein engmaschiges Netz weit über die Almregion hinab. Die zum Teile aus großen Entfernungen aufgenommenen Photographien enthielten außer den reinen Felswänden eine Menge von Details im Vorterrain. Unter Zuhilfenahme einer Reihe anderer Meßmethoden konnte der Plan gefaßt werden, das vorhandene Material zu einer Karte zu vereinigen. Die raschere Fertigstellung einerseits, die geringeren Schwierigkeiten der Felsdarstellung andererseits haben den Verfasser veranlaßt, das vorliegende Blatt Zahmer Kaiser (Hinter-Kaiser) zuerst zu veröffentlichen. Es sollte als Versuchsblatt für das umfangreichere und schwierigere Gebiet Wilder Kaiser (Vorder-Kaiser) dienen" (S. 194f).

Für die Veröffentlichung der Karte hatte F. Scheck am 13. Dezember 1911 den Hauptausschuß des Deutschen und Österreichischen Alpenverein um einen Druckkostenzuschuß von 300 Mark gebeten. In diesem Gesuch tauchte erstmals der Plan einer umfassenden Kaisergebirgskarte auf; es heißt darin: „Unterzeichneter befaßte sich in den letzten Jahren mit photogr. Arbeiten im Kaisergebirge, aus deren ursprünglich beschränktem Zweck sich allmählich eine lückenlose Aufnahme der gesamten Felsregion im Maßstab 1:10.000 ergab. Um die Ergebnisse der Arbeit den Bedürfnissen der Touristik nutzbar zu machen, schweben zur Zeit Unterhandlungen mit der Sektion Kufstein zur Herausgabe einer Karte 1:25.000." Schon am 20. Februar 1912 konnte sich F. Scheck für den erbetenen Druckkostenzuschuß bedanken.

In der dreifarbigen Karte des Zahmen Kaisers 1:10.000 ist das flachere Gelände mit braunen Höhenlinien im Abstand von 20 m, bei Verstärkung der 100-m-Linien, wiedergegeben, das Steilgelände durch eine Felszeichnung bei einem Lichteinfall aus Südwesten. Die Besonderheit der Karte liegt in der Verbindung der beiden Darstellungsmittel, indem die Höhenlinien auch durch das Felsgelände durchgezogen sind. F. Scheck bemerkt dazu: „Felszeichnungen ohne Kurven sind stets Bilder zweifelhaften Wertes" (S. 208). Er hält allerdings für eine solche Darstellung den Maßstab 1:25.000 für zu klein

und hat daher für seine Karte den Maßstab 1:10.000 gewählt, obwohl er sich bewußt war, daß dieser Maßstab für touristische Zwecke zu groß und das dargestellte Gebiet zu gering war. Er sieht daher auch das Ziel dieser Arbeit darin, „ferneren kartographischen Darstellungen des Kaisergebirges als Unterlage zu dienen" (S. 209).

Scheck hatte seine Karte des Zahmen Kaisers 1:10.000 als Blatt I eines kartographischen Werkes bezeichnet, das den Titel führen sollte: „Das Felsgebiet des Kaisergebirges nach einfachen und stereoskopischen Meßbildaufnahmen." Zwei weitere Blätter über den Wilden Kaiser sollten folgen. Dazu hatte er auch schon den Gesamtzug vom Gipfel des Treffauers nach Westen bis zu den Ausläufern des Zettenkaisers stereophotogrammetrisch aufgenommen. Eigens wies er darauf hin, daß die Zahl der eingemessenen Punkte im Wilden Kaiser größer war als im Zahmen.

Noch vor der Veröffentlichung der Karte des Zahmen Kaisers hatte der Hauptausschuß des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in seiner Sitzung vom 6. Jänner 1912 auf Grund eines Hinweises durch S. Finsterwalder die Herausgabe einer Karte des Kaisergebirges 1:25.000 nach den Aufnahmen von F. Scheck ins Auge gefaßt. Auf eine diesbezügliche Anfrage durch Prof. Dr. Eduard Brückner in Wien, der auch in der Folgezeit den Briefwechsel im Namen des Hauptausschusses führte, berichtete Scheck am 14. Jänner 1912 ausführlich über den Stand seiner Aufnahmen im Wilden Kaiser. Gleichzeitig teilte er mit, daß er eine Karte des ganzen Kaisergebirges im Maßstab 1:25.000 herstellen möchte. Wörtlich schrieb er: „Sollte sich der Alpenverein für die Arbeiten interessieren und eventuell eine Veröffentlichung in der Zeitschrift ermöglichen, so würde ich hierin den schönsten Erfolg der von mir im Verein mit einigen selbstlosen Alpenfreunden durchgeführten Arbeiten erblicken."

In der Sitzung des Hauptausschusses vom 24. Mai 1912 wurde die Frage der Kaisergebirgskarte abermals besprochen, ohne daß jedoch für ihre Herausgabe schon ein Termin festgesetzt wurde. Scheck hatte sich vorher schon bereit erklärt, sein ganzes Material bloß gegen die Ersetzung der Unkosten zur Verfügung zu stellen, die ihm bei der Aufnahme erwachsen waren. Die Karte selbst sollte durch den Kartographen L. Aegerter gezeichnet werden.

Obwohl Scheck damit einverstanden war, konnte doch zunächst mit den Arbeiten an der Karte 1:25.000 noch nicht begonnen werden, weil Scheck seine Karte des Wilden Kaisers, die ja eine Hauptgrundlage bilden sollte, nicht vollenden konnte. Im Jahre 1913 war er an einer Blinddarmentzündung erkrankt, 1914 wurde er zum Kriegsdienst eingezogen und starb bald darauf in Lothringen. Erst am 8. August 1915 wurde sein ganzes topographisches Material über den Zahmen und den Wilden Kaiser von der Witwe an L. Aegerter übergeben, der allerdings schon seit Dezember 1914 einen photographischen Abzug der Karte des Wilden Kaisers, soweit sie fertig war, in Händen hatte. Das von Scheck aufgenommene Gebiet umfaßte den ganzen Zahmen und drei Viertel des Wilden Kaisers. Insgesamt wurde der Anteil der von ihm hinterlassenen Unterlagen durch L. Aegerter wie auch durch S. Finsterwalder, den man um ein fachmännisches Gutachten gebeten hatte, auf 85 % der Fläche geschätzt. Deshalb wurde auch die entsprechende Summe der seinerzeit von F. Scheck auf 2000 Mark bezifferten Kosten durch den Hauptausschuß an seine Witwe ausbezahlt.

Inzwischen hatte Aegerter im Sommer 1915 seine kartographischen Arbeiten im Kaisergebirge begonnen, nachdem er die wegen des Krieges notwendigen Bewilligungen vom k. u. k. Kriegsüberwachungsamt in Wien und vom Landesverteidigungskommandanten von Tirol erhalten hatte. Über den Fortgang seiner Aufnahmen liegen keine Berichte vor. Offenbar hat sie Aegerter aber noch im Jahre 1915 abgeschlossen; denn bereits am 16. Dezember 1915 konnte der Kartographischen Anstalt Freytag-Berndt der Auftrag zur Herstellung der dreifarbigen Kaisergebirgskarte 1:25.000 erteilt werden. Die Anstalt wollte sich allerdings wegen der Kriegsverhältnisse nicht unbedingt verpflichten, die Vorarbeiten binnen Jahresfrist zu vollenden. Tatsächlich war es auch nicht

möglich, die Karte, wie ursprünglich vorgesehen, im Jahre 1916 herauszubringen. Erst am 17. April 1917 konnte der Hauptausschuß der Anstalt den endgültigen Druckauftrag für eine Auflage von 80.000 Stück erteilen. Die Karte wurde dem Band 1917 der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins beigelegt, was übrigens, weil es von München aus geschah, einer eigenen Bewilligung durch das Stellvertretende Generalkommando des Königlich-Bayerischen Armeekorps in München bedurfte. Unter Verwendung der stereophotogrammetrischen Aufnahmen von F. Scheck und der Originalaufnahme des k. u. k. Militärgeographischen Institutes sowie auf Grund eigener topographischer Aufnahmen hatte L. Aegerter ein schönes Werk geschaffen, das wohl auch F. Scheck gefallen hätte. Es wäre aber sicher nicht ganz in seinem Sinne gewesen, daß die Höhenlinien im Fels weggeblieben sind. Dies entsprach aber nicht nur dem Stand der Geländedarstellung der damaligen Zeit, sondern auch einer ausdrücklichen Weisung durch den Hauptausschuß, von der übrigens auch F. Scheck schon am 30. Dezember 1913 in Kenntnis gesetzt worden war.

Dieser kurze Hinweis auf die Entstehungsgeschichte dürfte gezeigt haben, daß auch die zweite Alpenvereinskarte des Kaisergebirges einen besonderen Platz einnimmt. Da fast das ganze Felsgelände des Zahmen und des Wilden Kaisers auf den Aufnahmen von F. Scheck beruhte, ist sie für diesen Bereich die erste stereophotogrammetrische Karte des Vereins. Sie steht in dieser Hinsicht noch vor der im Jahre 1915 erschienenen Dachsteinkarte, die zwar zwei Jahre früher veröffentlicht wurde, deren 1913 durchgeführte stereophotogrammetrische Aufnahme aber zeitlich hinter der von F. Scheck im Kaisergebirge liegt. Nach wie vor bleibt das Dachsteinblatt die erste Alpenvereinskarte, die zum weitaus überwiegenden Teil stereophotogrammetrisch aufgenommen wurde und deren Schichtenplan an dem kurz zuvor erfundenen Orelschen Stereoautographen ausgewertet wurde. Die Karte des Kaisergebirges 1:25.000 ist aber die erste Alpenvereinskarte, bei deren Aufnahme die Stereophotogrammetrie schon eine entscheidende Rolle spielte. In dieser Hinsicht ist sie auch ein Denkmal für F. Scheck als einen Bahnbrecher der Hochgebirgskartographie. Mit Recht schrieb nach seinem allzu frühen Tod der Verwaltungsausschuß des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins am 15. Mai 1915 an Schecks Witwe: „In Alpenvereinskreisen wird sein Name stets als der eines ausgezeichneten Darstellers der Hochgebirgsformen unvergessen bleiben. Seine glänzende Karte des Zahmen Kaisers und, wie wir hören, nun auch seine prachtvollen Felszeichnungen auf der Karte des Wilden Kaisers sind einzig in ihrer Art."

Mit der Karte 1:25.000 hatte O. Ampferer für seine geologische Aufnahme des Kaisergebirges, herausgegeben von der Geologischen Bundesanstalt, Wien 1933, eine wesentlich genauere und übersichtlichere Grundlage als sein Vorgänger K. Leuchs. Ohne Zweifel sind die neuen Erkenntnisse von O. Ampferer über den Aufbau des Kaisergebirges zu einem gewissen Grad durch die ihm zur Verfügung stehende Alpenvereinskarte 1:25.000 sehr gefördert worden.

Sicher verdient es die Karte, daß sie, in Inhalt und Form zeitgemäß ergänzt und erneuert, wieder in die Hände der vielen Bergsteiger und Wanderer gelegt wird, die das Felsparadies des Kaisers besuchen.

Zwei Sonderkärtchen aus dem Kaisergebirge

Neben den beiden hier besprochenen Alpenvereinskarten des ganzen Kaisergebirges verdienen auch noch zwei kleinere Sonderkärtchen erwähnt zu werden, die mehr wissenschaftliche Bedeutung haben.

Hier ist zunächst die „Forschungskarte des mittleren Kaisergebirges 1:10.000" zu nennen, die einer der ersten Versuche zur Verwendung der Luftphotogrammetrie im Hochgebirge ist. Die Aufnahme wurde auf Veranlassung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins im Jahre 1924 durch die Junkers-Luftverkehrs-A. G. Dessau gemacht

und durch O. von Gruber am damals noch neuen Stereoplanigraphen der Firma Carl Zeiß im Maßstab 1:5000 ausgearbeitet. Der Schichtenplan wurde auf den Maßstab 1:10.000 verkleinert und in dieser Form dem Buch von R. Finsterwalder „Alpenvereinskartographie und die ihr dienenden Methoden" (Berlin 1935) beigegeben. O. von Gruber schrieb dazu ein aufschlußreiches Begleitwort (S. 70—73). Das Kärtchen umfaßt die Kämme südlich des Stripsenjoches mit den Gipfeln Totenkirchl, Fleischbank, Predigtstuhl, Hintere und Vordere Goinger Halt und Goinger Turm. Der Kletterer wird sich freuen, daß die Anstiege auf diese Gipfel eingetragen sind.

Ein Ausschnitt aus diesem Schichtenplan im Maßstab 1:7500 war von R. Finsterwalder schon als Tafel XXVI im Sonderband zur Jahrhundertfeier der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin im Jahre 1928 veröffentlicht worden.

Das andere Kärtchen, das noch erwähnt werden soll, stellt das Plateau des Zahmen Kaisers im Maßstab 1:2500 dar, aufgenommen von L. Distel und F. Scheck, veröffentlicht mit einer Beihilfe des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München, Band VI, 1911, mit einem ausführlichen Begleitaufsatz (S. 97—166). Das unübersichtliche Karstgelände hatte hier die Rückkehr zu einfachsten Aufnahmemethoden mit Meßband und Bussole erzwungen. Es handelte sich hier aber um eine der genauesten Aufnahmen einer verkarsteten Hochfläche, die im Hinblick auf die kommenden Aufgaben der Alpenvereinskartographie im Bereich des Toten Gebirges oder des Steinernen Meeres besondere Beachtung verdient.

Ohne den Karteninhalt selbst zu untersuchen, was Gegenstand der Darstellung von Richard Finsterwalder in diesem Band ist, wurde hier im wesentlichen nur die Geschichte der Alpenvereinskarten des Kaisergebirges besprochen. Sollten diese Ausführungen als passender Rahmen für das eindrucksvolle Gemälde empfunden werden, das die Alpenvereinskartographie vom Kaisergebirge geschaffen hat, so wären Absicht und Zweck erfüllt.

Anhang

Die frühesten kartographischen Darstellungen des Kaisergebirges

Die ältesten Landkarten von Deutschland oder Europa, wie sie vereinzelt schon im 15. Jahrhundert, in großer Zahl aber seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts erschienen sind, enthalten noch keinerlei Hinweise auf das Kaisergebirge. Bei den Alpen kam es den damaligen Kartographen mehr auf die verkehrsgeographisch wichtigen Täler an, die sie mit ihren Hauptorten einzeichneten; die Berge wurden hingegen nur in Form von „Maulwurfshügeln" angedeutet.

Auf fast allen diesen Karten ist daher das Unterinntal als Zugangsweg zum Brenner, der wichtigsten Verbindung zwischen Deutschland und Italien, mit seinen bedeutendsten Siedlungen eingetragen. Immer wird dabei auch Kufstein genannt, wenn auch in verschiedener Schreibweise. Abgesehen von den bis auf das Jahr 788 zurückreichenden frühesten Erwähnungen in Urkunden, erscheint Kufstein wohl zum ersten Male auf einer Karte, und zwar als „Hofstein", in der Klosterneuburger Fridericus-Karte von etwa 1421 (vgl. die Rekonstruktionen durch E. Bernleithner in den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft Wien, 1956, S. 199—203, und durch D. B. Durand auf Seite 7 im Textheft von A. Herrmann, Die ältesten Karten von Deutschland bis Gerhard Mercator. Leipzig, 1940). Die aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammenden Cusanus-Karten schreiben „Copstein". Auf der Rommeg-Karte (1500) und auf der Landstraßenkarte (1501) des Nürnberger Kartographen E. Etzlaub steht ebenfalls „Kopstein", auf den späteren Karten meist „Kopfstein". Bei Gerard de Jode (Antwerpen, 1578) findet sich die falsche Schreibung „Ropfstein" (vgl. A. Herrmann, Tafel 21).

Daß trotz seiner eindrucksvollen, weithin sichtbaren Gestalt und seiner klaren Umgrenzung das Kaisergebirge noch nirgends erscheint, hängt natürlich auch mit dem zu kleinen Maßstab dieser Karten zusammen. Man wird daher eine kartographische Darstellung dieser Gebirgsgruppe von vornherein nur in den Karten von Tirol und seiner Nachbargebiete erwarten dürfen.

Tatsächlich ist das schon in der ersten Sonderkarte über das Land Tirol der Fall, die Wolfgang Lazius im Jahre 1561 geschaffen hat (Rhetiae alpestris in qua Tirolis com: descriptio). Auf diesem Blatt fließt der Inn schon von der Einmündung des Zillertales an

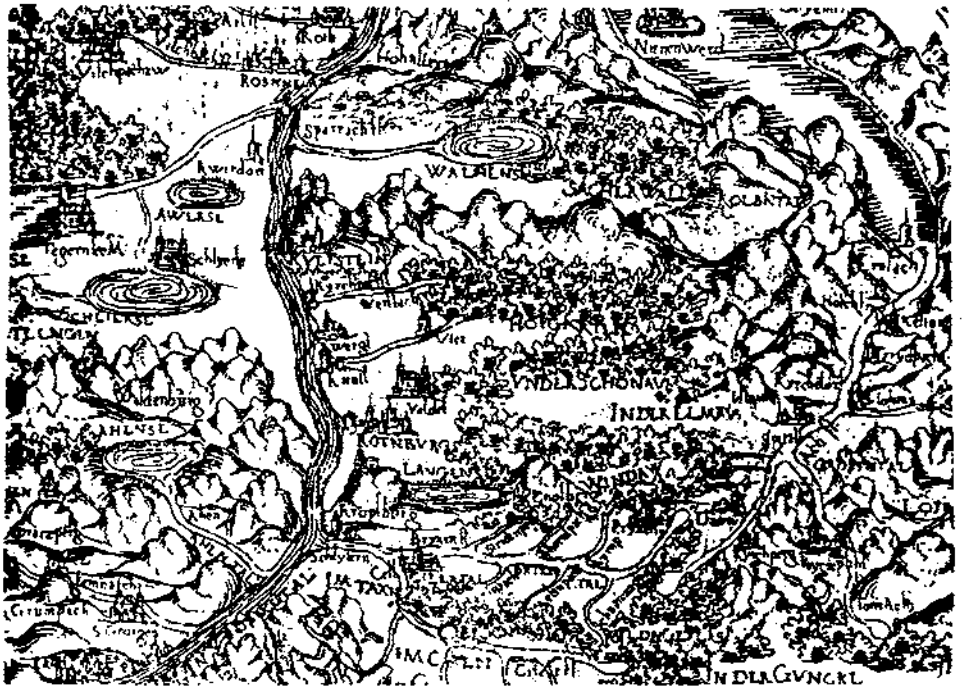


Abb. 3. Das Kaisergebirge in der Karte von Tirol des Wolfgang Lazius, 1561

ziemlich genau nordwärts. An seinem Ufer sind eingetragen: „ROTNBVRG" (Rattenberg), „Kuntl" (Kundl), „Wergl" (Wörgl), „Kyrchpyhl" (Kirchbichl), „KVEFSTEIN" (Kufstein), „Awerdorf" (Audorf) und „ROSNHEIM" (Rosenheim), dieses fälschlich auf der Westseite des Flusses.

Bei Kufstein sind die Feste und die Stadt zu ihren Füßen bildlich wiedergegeben. Von hier weg zieht ein mächtiger, im Norden und im Süden von ebenem Land begrenzter Gebirgszug geschlossen gegen Osten bis zum „Ach fl." und zu den Orten „S. Johans" und „Kyrchdorf". Im Norden liegt der „WALHENSE" (Walchsee), der durch den „Sparrach fl." zum Inn entwässert wird. Im Norden schließt der große „SACHLAWALD" an. Im Süden wird das Gebirge von der „Weißach" und einem ausgedehnten Wald begrenzt. Hier liegt, mitten im Wald „HOFGARTEN", südlich davon „VNDERSCHONAV" und „IN DER ELMAV".

Wie man sieht, sind die topographischen Vorstellungen von Lazius noch ziemlich nebelhaft. Dafür weist aber seine Karte zwei richtige Züge auf: den süd-nördlich fließenden

Inn und die west-östlich ziehende, auf beiden Seiten scharf abgegrenzte Gebirgskette. Sie ist die erste kartographische Darstellung des Kaisergebirges überhaupt, das freilich noch keinen Namen trägt.

In einer stark vereinfachten Umzeichnung ist die Lazius-Karte von Tirol von Abraham Ortelius in sein „Theatrum terrarum" aufgenommen worden, das im Jahre 1570 erstmals erschien. Die Karte von Tirol ist allerdings erst im Additamentum I vom Jahre 1573 erschienen (siehe L. Bagrow, A. Ortelii Catalogus Cartographorum. Ergh. 199 zu Petermanns geogr. Mitteilungen, Gotha 1928, S. 16). Leider ist die zeichnerische Darstellung des Kaisergebirges da nicht übernommen, sondern durch eine schematische Bergzeichnung ersetzt worden. Bei den Namen steht für „Kuefstein" „Kulfstein", anstatt „Vnderschonav" „In dr Schonau".

Hat Lazius als erster das Kaisergebirge zeichnerisch wiedergegeben, so gebührt Warmund Ygl das Verdienst, in seiner 1605 in Prag erschienenen Karte von Tirol „TIROLIS COMITATVS AMPLISS: REGIONVM Q: FINITIMARVM NOVA TABVLA" darüber hinaus auch schon die ersten Namen dafür eingesetzt zu haben. Das Kaisergebirge erscheint bei ihm in Form von kleinen schematischen Berggestalten mit südöstlich-nordwestlichem

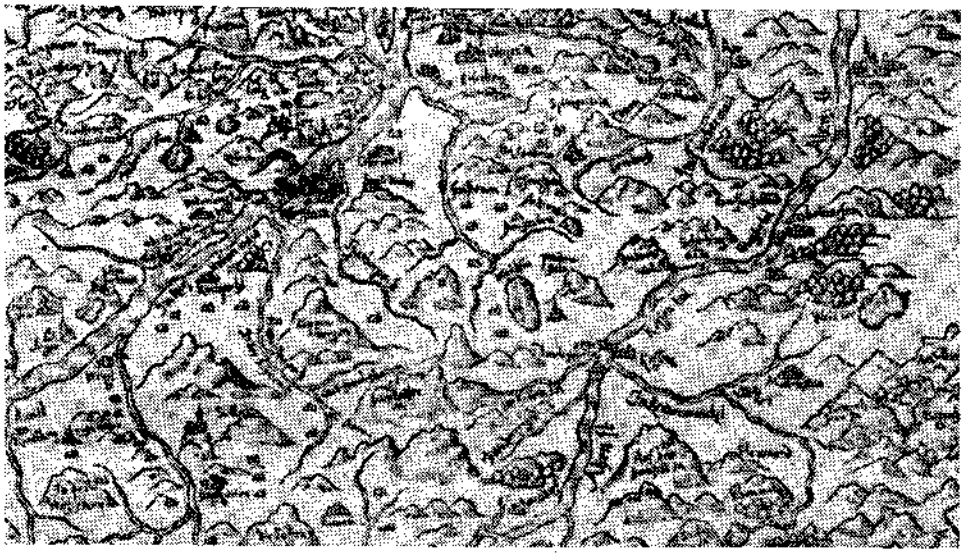


Abb. 4. Das Kaisergebirge in der Karte von Tirol des Warmund Ygl, 1605

Streichen. In der Mitte fließt der „Sparberpach" (Sparchenbach), im Süden der „Weißenpach". Im Bereich des Wilden Kaisers steht der Name Küppenberg M. (Mons) für einen zeichnerisch besonders hervorgehobenen Berg, und „hochkaiser M." nördlich von „Elmau", das selbst aber näher zum Berg „die Salfen M." gerückt ist. Gegen „Kessen" (Kössen) zieht das „Kolbental" (Kohlental). Auch hier ist also wie beim „Sparberbach" anstelle eines h ein b geschrieben worden. Der Walchsee liegt bei Ygl im Nordosten des Gebirges; er erscheint ohne Abfluß, doch zieht ein starker, nicht benannter Bach (Jenbach) von hier gegen Nordwesten zum Inn. Das ganze Gebiet des Kaisergebirges ist insofern unrichtig wiedergegeben, als es mehr in Nord-Süd-Richtung gezeichnet ist.

Nach einem kurzen zeitlichen Abstand hat Mathias Burgklehner das Kaisergebirge auf seinen „Tirolischen Landtafeln" im Jahre 1611 dargestellt (große Holzschnitt-Ausgabe, in der gleichen Weise in der Kupferstich-Ausgabe 1629). Bei ihm ist der Sparchenbach

Abb. 5. Das Kaisergebirge aus den Landtafeln von Tirol des Mathias Burglehner, 1611

nicht eingezeichnet, aber die beiden Teile des Gebirges sind zeichnerisch deutlich voneinander geschieden. Erstmals ist dies auch in der Namengebung der Fall. Für den nordöstlichen Teil, der mit einem besonders steilen Absturz gezeichnet ist, setzt Burglehner den Ortsnamen „Aufm Kaiser", für den südlichen schreibt er „Am Wilden Kaiser". Schon R. Sinwel hat darauf hingewiesen, daß damit der Name „Wilder Kaiser" zum ersten Male auf einer Karte erscheint, nur ist es schon 1611 und nicht erst 1629 geschehen. (R. Sinwel: Aus der Vergangenheit des Kaisergebirges. Ztschr. des D. u. Oe. A. V., 1917, S. 17.) Nach Sinwel stünde die Bezeichnung „Am Wilden Kaiser" an falscher Stelle, nämlich zwischen Eiberg und Kufstein. Eher wird man aber vielleicht annehmen müssen, daß der Name „Eiberg" hier zu weit nach Osten versetzt ist. Da eine Ortssignatur fehlt, wird wohl auch der Berg und nicht die Ortschaft gemeint sein. Im Vergleich mit der Lage der Orte „Schöffaw" (Scheffau) und „Ellmaw" (Ellmau) steht die Bezeichnung „Am Wilden Kaiser" ungefähr am richtigen Platz.

Auf der Karte von Burglehner fließt der Inn bei Kufstein in östlicher Richtung. Auch bei ihm ist die Nordgrenze der ganzen Gebirgsgruppe in einem Winkel von 90 Grad nach rechts gedreht, so daß der Walchsee auf die Ostseite zu liegen kommt. Das west-östliche Streichen des Gebirges wird zwar dadurch nicht berührt, wohl aber erscheint der Wilde Kaiser gegenüber dem Zahmen um die volle Breite gegen Westen verschoben. Eine individuelle Wiedergabe der Bergformen darf man natürlich auch bei Burglehner nicht erwarten. In der „Tiroler Landtafel auf einem Blatt", 1608, und im „Tiroler Adler", 1620, hat Burglehner das Kaisergebirge nicht eingezeichnet.

Es dauerte eineinhalb Jahrhunderte, ehe das Kaisergebirge wieder kartographisch abgebildet wurde, diesmal allerdings schon mit einem geometrisch richtigen Lageplan und mit einem reichen topographischen Inhalt. Dies geschah im Atlas Tyrolensis von Peter Anich und Blasius Hueber vom Jahre 1774. Hier erscheinen nun erstmals die beiden durch das Kaisertal getrennten Stöcke der Gebirgsgruppe in ihrer richtigen Lage

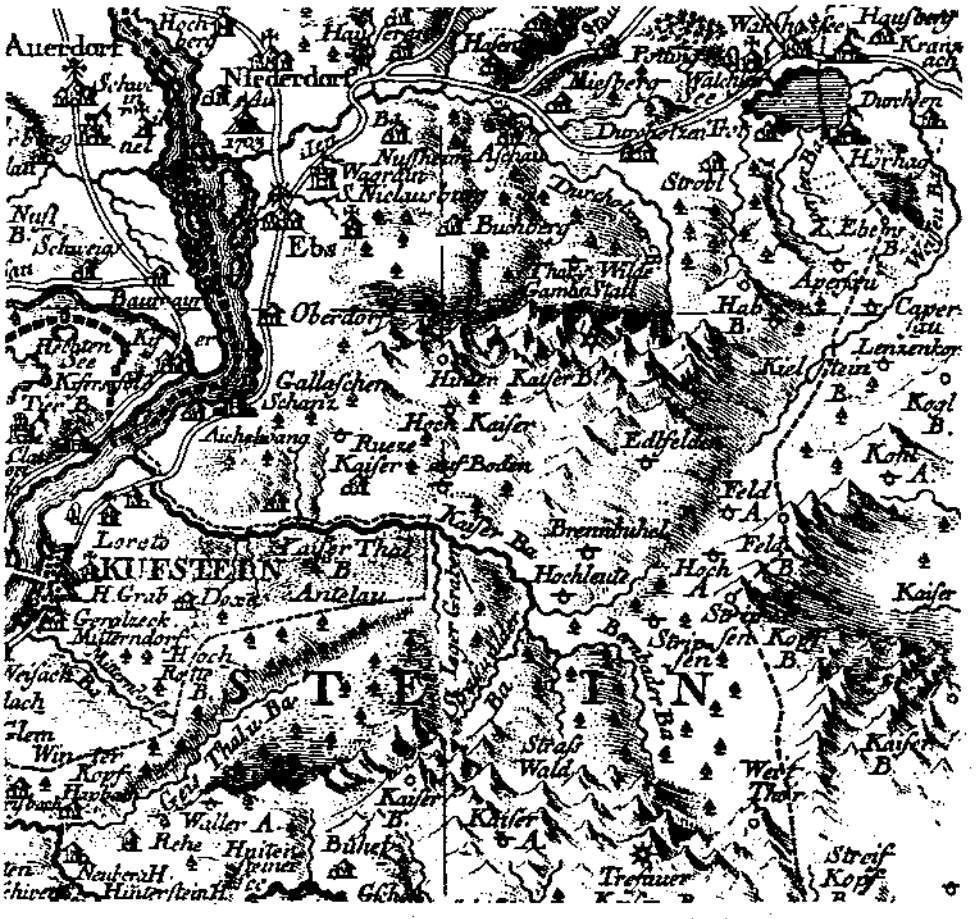


Abb. 6. Das Kaisergebirge in der Karte von Tirol des Peter Anich und Blasius Hueber, 1774

und Ausdehnung. Der nordöstlichste Teil ist als „Hinter Kaiser B." bezeichnet. Seine Geschlossenheit ist gut wiedergegeben, doch paßt die Zeichnung vieler spitzer Gipfel nicht zur Tafelform dieses Stockes. Eher entspräche diese Gipfelzeichnung dem Wilden Kaiser, der auf der Anich-Karte zu stark aufgelöst erscheint und auch keinen einheitlichen Namen trägt. Nach der Lage zu den Almen ist der westliche „Kaiser B." der Scheffauer, der östliche die Gruppe Goinger Halt—Ackerlspitze. Dazwischen liegt der „Trefauer Kaiser B.". Auf diese Weise sind die wichtigsten Gipfel des Wilden Kaisers bereits richtig erfaßt. Mit deutlicher Umgrenzung ist insbesondere auch der „Feld B." nördlich des Stripsenjoches eingetragen.

Abgesehen von den hier genannten Karten, hat offenbar niemand das Kaisergebirge selbständig und mit neuen Angaben dargestellt. Immerhin gibt es in einigen Karten von

Tirol wenigstens den einen oder anderen Ortsnamen aus diesem Gebiet. So sind auf der Gumppschen Karte von Tirol aus dem Jahre 1674 einige Ortsnamen dieser Gegend enthalten („Walch See", „Sparberpach" und „Weissenpach"). Das gleiche gilt von der aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammenden Karte der „Gefürsteten Grafschaft Tirol: Viertel Unterinn- und Wippthal" mit dem Namen für den Hof „Kaiser", den „Kaiser Ba." (Bach) und „Kaiserberg".

Auf den zahlreichen Atlasblättern aus dem 17. und 18. Jahrhundert ist das Kaisergebirge nicht enthalten, obwohl dabei die hier genannten Karten von Wolfgang Lazius und Warmund Ygl ausgiebig als Quellen benutzt wurden.

Ob man bei der Bergzeichnung dieser Atlaskarten auch an eine bewußte Wiedergabe des Kaisergebirges denken darf, ist wohl zu verneinen. Am ehesten wäre das vielleicht bei der Deutschlandkarte von Sgrothenius, 1565, möglich, der ja neben anderen auch die Karte des Lazius benützt hat. Er hat im Gebiet östlich von „Kopfstein" und südwestlich des Chiemsees größere und höhere Berge eingezeichnet als selbst im Bereich der Zentralalpen (vgl. R. Srbik, Die Darstellung Tirols auf der Deutschlandkarte des Christian Schrott (Sgrothenius) 1565. Mitt. der Geogr. Ges. in Wien, 70. Bd., 1927, S. 19—30, 127—144).

Wie diese kurzen Hinweise zeigen, ist das Kaisergebirge stufenweise durch die bekannten Kartographen Tirols erfaßt worden. Im 19. Jahrhundert wird das Wirken dieser verdienstvollen Männer durch die umfassenden österreichischen Landesaufnahmen abgelöst, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts zur Specialkarte 1:144.000, in der zweiten zur Spezialkarte 1:75.000, in unserem Jahrhundert zu den Karten 1:25.000 und 1:50.000 führten. Auf und neben dieser Grundlage schufen abermals einzelne fähige Kartographen selbständige Werke, die uns in den Alpenvereinskarten des Kaisergebirges vorliegen.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Hans Kinzl, Innsbruck, Fischerstraße 31/IV.

Die Alpenvereinskarte des Kaisergebirges 1961

Von Richard Finsterwalder

Der Alpenverein hat sich um die Wissenschaft und Praxis der modernen Kartographie ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er schon im Jahre 1913 in pionierhafter Weise seine Dachsteinkarte 1:25.000 nach dem neuen, 1911 verwirklichten stereophotogrammetrischen Aufnahme- und Auswerteverfahren bearbeitet und 1915 herausgegeben hat (1) (2). Bei diesem Verfahren werden die topographisch so entscheidend wichtigen Höhenlinien nach Stereomeßbildern mit einem hochentwickelten Großgerät, einem Stereoautographen, optisch-mechanisch in exakter Weise eingemessen. Die so gewonnenen Höhenlinien haben in den seitherigen Alpenvereinskarten gerade im so schwierigen und formenreichen Hochgebirge eine große Rolle gespielt; dies um so mehr, als es Dipl.-Ing. F. Ebster, dem bekannten Alpenvereinskartographen, gelungen ist, die Exaktheit solcher Höhenlinien mit der Kunst der Felszeichnung und Geländedarstellung, wie sie seit langem auf hochwertigen Gebirgskarten geübt wird, in glücklicher Weise zu verbinden. Vor allem die Stubaier- und Ötztalkartenblätter 1937 bis 1955 zeigen diese Verbindung von moderner photogrammetrischer Technik und kartographischer Kunst.

Es bedarf zweifellos einer Erklärung, weshalb diesem Jahrbuch die neue Kaiserkarte 1:25.000 in einer Form und Ausführung beigelegt wird, die im wesentlichen aus der Zeit von 1913 stammt. Sie ist damals von dem bekannten Alpenvereinskartographen der früheren Generation, Aegerter, bearbeitet worden unter Benutzung einer stereophotogrammetrischen Aufnahme von F. Scheck, die allerdings nicht mit dem Stereoautographen, sondern nur punktweise an einem Stereokomparator ausgewertet worden war (3). Von der Rolle, welche die Schecksche Aufnahme gespielt hat, berichtet kurz Leuchs (4), eingehender Kinzl im vorstehenden Beitrag „Das Kaisergebirge in der Alpenvereinskartographie". Die Karte hat während des Ersten Weltkrieges 1917 dem Alpenvereins-Jahrbuch beigelegen, sie ist jetzt vergriffen und wegen zahlreicher Änderungen, welche die Kulturlandschaft im besiedelten Raum erfahren hat, neu bearbeitet worden. Die Naturlandschaft, also die Felsgebiete, ebenso die weiten übrigen Bereiche außerhalb der besiedelten Talgebiete, erscheinen auf der dem heurigen Jahrbuch beiliegenden Neuausgabe aber noch im wesentlichen in der früheren Form. Hierfür war eine gründliche Prüfung maßgebend, die der Unterzeichnete mit der Karte von 1917 vorgenommen und zu einem im ganzen positiven Ergebnis geführt hat. Die Prüfung hat die Qualitäten, Grenzen und Möglichkeiten der alten nicht-photogrammetrischen und der modernen photogrammetrischen Alpenvereinskartographie in sehr instruktiver, auch für die Allgemeinheit der Bergsteiger und Benützer der Alpenvereinskarten wertvoller Weise geklärt und insbesondere klargestellt, daß ein Nachdruck der alten Kaiserkarte, natürlich mit den notwendigen Nachführungen und Ergänzungen auch im heutigen Zeitalter der Photogrammetrie und der photogrammetrischen Alpenvereinskartographie zu verantworten war. Der Verfasser hat die Prüfung folgendermaßen durchgeführt:

1. Als Bergsteiger während der letzten 20 Jahre bei der Besteigung vieler Kaisergipfel und bei der Durchwanderung weiterer Gebiete, besonders auf der ganzen Südseite.
2. Auf Grund terrestrischer und photogrammetrischer Aufnahmen, die von großen Teilen der Südseite des Kaisergebirges 1944 gemacht und im Maßstab 1:12.500 am Stereoautographen optisch-mechanisch ausgewertet worden sind.
3. Auf Grund der Forschungskarte des mittleren Kaisergebirges, die, wie Kinzl im vorstehenden bereits ausgeführt hat, im Jahre 1924 mit Luftaufnahmen der Firma

Abb. 1. Einfarbige Vergrößerung der Fels- und Geländedarstellung von Aegerter 1917 im Bereich des mittleren Kaisergebirges. Maßstab 1:10.000

Junkers aufgenommen und 1925 durch O. v. Gruber am Stereoplanigraphen ausgewertet worden ist (5).

4. Auf Grund einer Karte 1:10.000 des Zahmen Kaisers von Scheck, die dessen Arbeit (3) beiliegt.

5. Auf Grund der vielfarbigen Geologischen Karte 1:25.000, die der Geologe Ampferer auf der Grundlage der Alpenvereinskarte 1917 des Kaisergebirges im Gelände aufgenommen hat. Sie ist mit Mitteln des Alpenvereins gedruckt und im Rahmen seines Geologischen Führers für das Kaisergebirge 1933 mit 48 Abbildungen veröffentlicht worden (6).

6. Auf Grund von Luftbildern, die 1949/50 von ganz Österreich, auch vom ganzen Bereich des Kaisergebirges, von staatlicher Seite (Waldbestandsaufnahme) hergestellt worden sind.

Bei der Prüfung war es natürlich, von dem für das Kaisergebirge wichtigsten Element, dem reinen Felsgebiet, auszugehen. In der Darstellung von Felsgebieten war Aegerter ein Meister der klassischen Schweizer Schule, die er damals pionierhaft für die Alpenvereinskartographie in einer Reihe von Karten im Maßstab 1:25.000 weiterentwickelt hatte, während die Schweiz ihre Kartographie weiter im Maßstab 1:50.000 pflegte. Die Felszeichnung Aegerters ersehen wir aus der diesem Jahrbuch beiliegenden Kaiserkarte. Ein Stück aus dem mittleren Kaisergebirge ist hier als Abb. 1 aus der alten Karte von 1917 wiedergegeben und gleichsam unter die Lupe genommen, denn die Abb. 1 hat den Maßstab 1:10.000 und ist damit der Fläche nach 6,25mal größer als in der Karte selbst, deren Zeichnung übrigens von Aegerter auch im Original in 1:25.000 gezeichnet wurde. Die Felszeichnung der Abb. 1 umfaßt die bekanntesten und wildesten Gipfel des

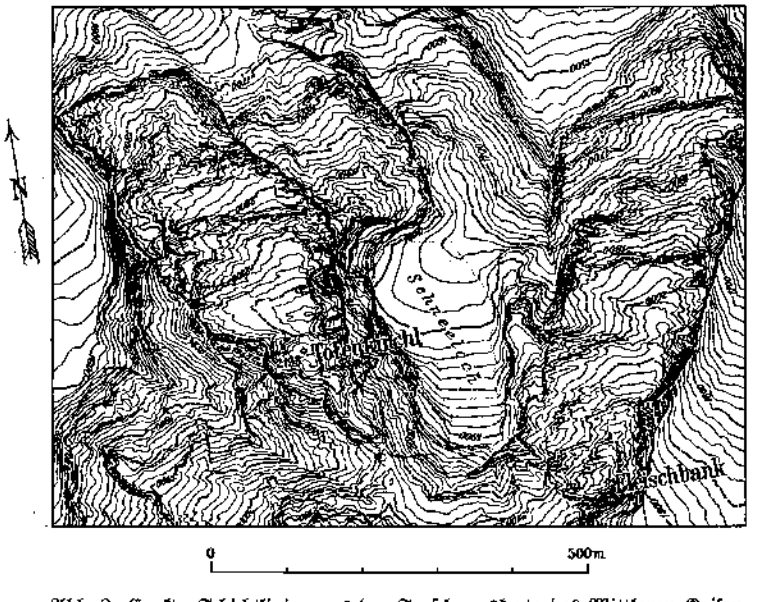


Abb. 2. Exakte Schichtlinien aus der Forschungskarte des Mittleren Kaisergebirges. Totenkirchl-Schneeloch-Fleischbank. Überarbeitet durch Brandstätter. Maßstab 1:10.000

Kaisers, Totenkirchl, Fleischbank, Karlspitzen, Predigtstuhl. Trefflich kennzeichnet Aegerter die senkrechten ost-west-streichenden Schichten z. B. an der Fleischbank. Selbst in der Vergrößerung ist die Zeichnung scharf, klar und dicht. Im Originalmaßstab noch mehr ein Meisterwerk.

Wie völlig anders ist die Darstellung derselben Gebiete in Abb. 2 und 3! Der Fortschritt der Technik, in diesem Fall die Luftphotogrammetrie, hat es ermöglicht, genaue sogenannte exakte Schichtlinien auch im wildesten Felsgebiet zu ziehen. Abb. 2 und 3 sind der vorhin unter 3. genannten Forschungskarte des Kaisergebirges entnommen. Abb. 3 gibt unmittelbar die photogrammetrischen Schichtlinien, an steilsten Stellen berühren sie sich und liegen bei senkrechten Stellen aufeinander. Sie werden dort unklar und unlesbar. Diesem Übelstand hat Brandstätter (7) abzuhelfen gesucht. In Abb. 2 ist an steilsten

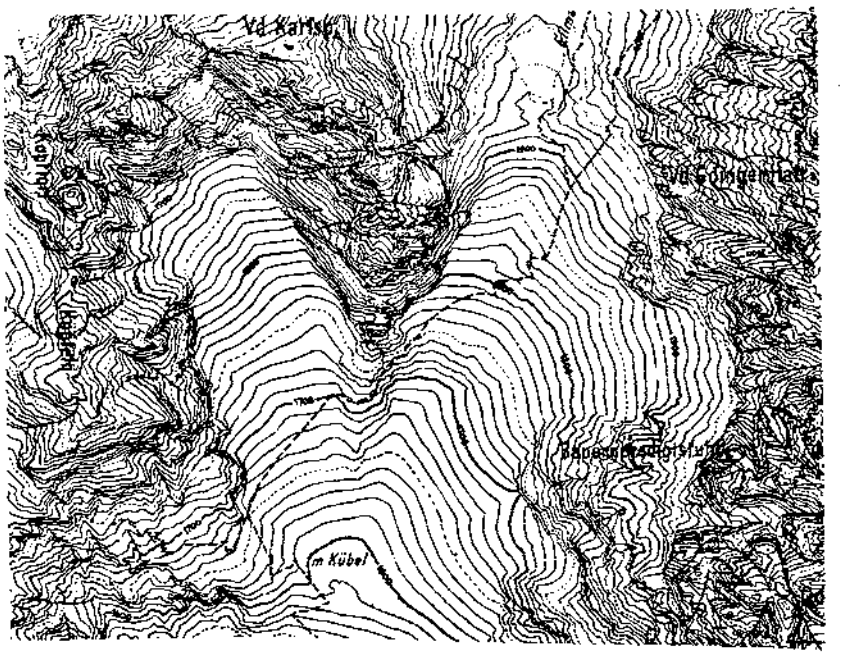


Abb. 3. Einfarbiger Ausschnitt aus der Forschungskarte des mittleren Kaisergebirges. Vord. Karlspitze-Goinger Halt-Im Kübel. Maßstab 1:10.000

Stellen von 60 Grad Neigung ab auf die Schichtlinien bis auf die 100-m-Linien verzichtet, dafür sind dort Schraffen in der Fallrichtung gezeichnet. Das Schichtlinienbild wird dadurch praktisch ohne Verlust an Exaktheit geklärt. Wir sehen den Aufbau der Gipfel geometrisch in den Schichtlinien getreu nach Lage und Höhe festgelegt, aber den Charakter und die Struktur der Felsen, die Aegerter so meisterhaft wiedergegeben hat, sehen wir nicht. Ganz eindeutig erkennen wir in Abb. 2 an der Ostseite der Fleischbank die Schichtlinien weitgehend verschwinden; das muß so sein, denn die berühmte Fleischbank-Ostwand ist äußerst steil, im unteren Teil völlig senkrecht. Siehe hierzu Abb. 7 bei Leuchs (4) S. 52. Bei einem Vergleich mit der Aegerterschen Zeichnung stellt man fest, daß Aegerter die Fleischbank-Ostwand, um sie überhaupt darstellen zu können, verbreitert hat, und zwar auf Kosten der Steinernen Rinne, die dadurch zu schmal erscheint, ebenso ist es dem Schneeloch ergangen, das die Abb. 2 streng richtig zeigt, das aber in der Aegerterschen Darstellung etwas zu klein ist, weil die steilen Ostabstürze des Totenkirchls aus ähnlichen Gründen wie an der Fleischbank-Ostwand auf Kosten des Schneelochs etwas verbreitert gezeichnet wurden. Es handelt sich hier aber um Ausnahmefälle, und zwar bei der Wiedergabe der steilsten Wände. Im wesentlichen ist die Aegertersche Felszeichnung lagerichtig, wie sich durch Übereinanderlegen der Abb. 2 und 3 mit den entsprechenden Ausschnitten der Abb. 1 ergab. Eine Beurteilung der beiden Darstellungsarten kann jeder Leser auch

selbst durch vergleichendes Betrachten der Abb. 1 bis 3 durchführen. Ein Mangel der Aegerter'schen Zeichnung ist auf jeden Fall das Fehlen der Schichtlinien im Fels. Diese hat, wie erwähnt, Ebster vor allem bei den Stubaier und Ötztaler Karten, aber auch bei der neuen Wettersteinkarte (Jahrbuch 1960) mit einer Felszeichnung in glücklicher Weise kombiniert. Hier im Kaisergebirge mit seinem noch steileren Aufbau erscheint diese Kombination als ein noch schwereres Problem.

Aus jüngster Zeit liegen für das Kaisergebirge und die neuzeitliche Darstellung seiner Felsgebiete unter Benützung von photogrammetrischen Schichtlinien interessante Lösungen vor, die im Rahmen der amtlichen österreichischen Kartographie erarbeitet wurden. Die eine besteht darin, daß man an den steilsten Stellen die exakten Schichtlinien, die dort zusammenfallen und unlesbar werden, ein wenig so verschiebt, daß sie sich gerade nicht mehr berühren und gerade noch lesbar sind. Die Formen werden durch eine leichte Schummerung betont. Diese Lösung ist auf dem Blatt 91, 3 St. Johann (8) der österreichischen Karte 1:25.000 verwirklicht, das den Ostkaiser mit Schichtlinien in 20 m Abstand darstellt. Es handelt sich um eine Notlösung, die zunächst auf Kosten der Richtigkeit im Kleinsten geht, aber auch im Großen wird die Charakteristik der Felsformen verwischt. Diese erscheinen zu weich und abgerundet. — Eine Kombination von Felszeichnung und Schichtlinien zeigt die noch modernere österreichische Karte 1:50.000. Sie stellt auf ihren neuen Blättern 90, Kufstein (9) und 91, St. Johann in Tirol (10) den westlichen bzw. den östlichen Teil des Kaisergebirges dar, und zwar in schwarzer Felszeichnung und braunen Höhenlinien in 100 m Abstand. Besonders auf Blatt 91 ist die Felszeichnung gut geglückt und zeigt die Charakteristik steiler kantenreicher Felsen, aber die braunen Höhenlinien fügen sich der Felszeichnung nicht zwanglos ein. Man sieht auch im Vergleich mit der Alpenvereinskarte 1:25.000, wieviel leistungsfähiger dieser der Fläche nach viermal größere Maßstab bei einem solchen Überreichtum an Formen ist, wie sie im Kaisergebirge vorliegen. — Für das Kaisergebirge liegt also im Maßstab 1:25.000 noch keine vollbefriedigende moderne Lösung des Problems der Felsdarstellung vor. Auch die neue Kaiserkarte 1961 bringt diese Lösung noch nicht, denn sie hat die Zeichnung von Aegerter im wesentlichen übernommen. Dort steht diese klassische Felszeichnung auf bemerkenswerter Höhe, sie ist auch viel eindrucksvoller und charakteristischer als diejenige von Scheck auf der Karte 1:10.000 des Zahmen Kaisers (3), auf die noch zurückzukommen ist.

Bei einer Beurteilung der Kaiserkarte darf man nicht allein vom Felsgebiet ausgehen, sondern muß den sehr viel größeren Gesamtbereich des Kartengebiets, von dem der Fels infolge seiner Steilheit nur ein Viertel bis ein Fünftel ausmacht, in Betracht ziehen. Dieses Gesamtgebiet ist zwar weniger steil, aber außerordentlich vielseitig und abwechslungsreich, geologisch und morphologisch stark differenziert. Es weist einen starken Wechsel von Wald und Wiese, sanften Hügeln und steil eingeschnittenen Tälern, Rinnen, Runsen und Schluchten auf. In den weiten Tälern zu Füßen des Gebirges ist eine lebhafte, besonders in den letzten Jahren stark wachsende Siedlung vorhanden, die sich vereinzelt hoch hinauf fast bis in die Region der Almen erstreckt. So sehr das eigentliche Felsgebiet gegen die flachen weiteren Bereiche absticht, so hängt es in vieler Hinsicht, vor allem auch ursächlich in seiner Entstehung, mit dem Vorland zusammen und das Ganze bildet eine, wenn auch sehr vielgestaltige, Einheit.

Die Prüfung ergab nun, daß der erwähnte Gesamtbereich der Karte mit großem Können großenteils in vorbildlicher Weise aufgenommen und dargestellt worden ist. Aegerter hat zu seiner topographischen und kartographischen Arbeit für die Kaiserkarte keinen schriftlichen Beitrag veröffentlicht. Bezüglich der von ihm verwandten Methoden sind wir auf seine „Begleitworte zur Karte der Brenta-Gruppe" im Jahrbuch 1908 des D. u. Oe. Alpenvereins (11) angewiesen. Über die von Scheck angewendeten Methoden berichtet dieser in (3), ferner kurz G. Leuchs in (4). Aegerter schildert in (11) die von ihm angewendete Meßtischtopographie, die er im Originalmaßstab 1:25.000 im Feld angewendet hat. Seine Schilderung ist in glänzender Weise erläutert durch Ansichtskizzen

und den zugehörigen Kartengrundriß vom Mittelteil der Brentagruppe. Methodisch ist ersichtlich, daß sich Aegerter zunächst ein weitmaschiges Dreiecksnetz durch Winkelmessung geschaffen hat und dann Tausende von topographischen Punkten durch graphisches Vorwärtseinschneiden mit mindestens je zwei Strahlen gewann. In weniger übersichtlichem Gelände verwendete er die tachymetrische Entfernungsmessung auf Entfernungen bis zu 300 m mit vertikaler Latte, die von einem Meßgehilfen mit größter Eile von Meßpunkt zu Meßpunkt getragen wurde. In unmittelbarem Anschluß an die Punktbestimmung erfolgte die Interpolation und Konstruktion der Höhenlinien stets im Anblick des Geländes, ebenso der Entwurf der Geländezeichnung mit allen Signaturen und sonstigen Eintragungen. Kennzeichnend ist die Naturnähe und Intensität der Methode von Aegerter. Er arbeitete dabei mit einem Minimum an technischem Aufwand und an Personal. Die hohe Qualität des Ergebnisses ist aber nur verständlich aus zwei weiteren Tatsachen.

a) Weil Aegerter, obwohl selbst nicht geologisch und morphologisch durchgebildet, doch von dem Drang erfüllt war, die in der Natur vorkommenden Formen, und zwar nicht allein die der Felsen, aus einem tieferen Verständnis heraus darzustellen, informierte er sich über die geologischen Formationen, die das Gebirge aufbauen, über Schichtung und Lagerung, über Verwerfungen und Klüftung. Im Kaisergebirge handelt es sich um eine gewaltige geologische Mulde mit steil aufgestellten Flügeln, deren südlicher in senkrechter Stellung die Gipfel des Wilden Kaisers bildet. Das ganze übrige Relief ist vielerorts schuttbedeckt. Der Schutt stammt vor allem von Moränen aller Art aus den eiszeitlichen Ferngletschern, die aus den Zentralalpen kamen und das Kaisergebirge bis zu 1600 bis 1800 m Höhe umflossen und einhüllten, dann aber auch von späteren Moränen, vor allem von lokalen Gletschern des Kaisergebirges selbst aus den verschiedenen Stadien der Schlußvereisung. Es handelt sich aber auch um weitverzweigte Eisrandterrassen, die im Gebiet von Ellmau und Going verbreitet sind und wahrscheinlich um die Zeit entstanden, als Inn- und Salzachgletscher mit Seitenarmen sich in jener Gegend nahe waren und einen See aufstauten, der bei weiterem Einsinken der Gletscher plötzlich ausgelaufen sein muß. Dieses Schuttmaterial, zu dem in neuester Zeit die Hang- und Talverschüttung durch Schutt- und Schwemmkegel hinzutrat, ist vor allem durch Wassererosion vielfach aufgerissen, und zwar durch Runsen, Gräben und Schluchten, in denen sich z. T. wieder Vegetation angesetzt hat. — Alle diese Formen hat das scharf beobachtende Auge Aegerters gesehen und erfaßt. Er hat sie aber auch graphisch in der Karte gestaltet dank einer zweiten Tatsache:

b) Sie liegt in der graphischen Geschicklichkeit und der ins Künstlerische reichenden Darstellungsgabe Aegerters. Es ist von hohem Interesse, aus seinen erwähnten Begleitworten zur Karte der Brentagruppe (11) zu sehen, wie bewußt er sich auch um künstlerische Qualität bemüht hat und u. a. aus den Werken Leonardo da Vincis, Humboldts und Heims zu lernen suchte. Ein eindrucksvolles Beispiel für die Darstellungskunst ist die bereits erwähnte kombinierte Ansichts- und Grundrißdarstellung der Brentagruppe mit der so klar hervortretenden Felsstruktur. Im Fall der Kaiserkarte sind es außer der Felsdarstellung die mit einfachen Mitteln erreichte wirklichkeitsnahe kartographische Darstellung all jener vielfältigen Formen und morphologischen Gegebenheiten im ganzen Bereich der Karte. Er benützt dazu die Höhenlinien, zusätzliche Schraffen und die Schutt- und Blocksignaturen. Die Höhenlinien sind zwar keineswegs exakt, sie dürften auf Grund von 50 bis 100 eingemessenen Punkten pro qkm interpoliert sein, die verbliebene Unsicherheit benützt Aegerter in erfolgreicher Weise dazu, die Formen noch lebhafter und charakteristischer wiederzugeben als es die exakten Höhenlinien vermocht hätten. Ein Beweis dafür ergibt sich aus dem höchst interessanten Vergleich mit der unter 2. genannten exakten photogrammetrischen Auswertung. Auch exakte photogrammetrische Höhenlinien in 20 m Abstand müßten selbst durch zusätzliche Schraffen- und Kantenzeichnung ergänzt werden, um alle wichtigen Formen erfassen zu können, wie dies Brandstätter (7) gezeigt hat. Aegerter kombiniert seine Höhenlinien ebenfalls mit Schraffen und tut dies auf Grund

seiner im Gelände erworbenen Kenntnis aller Formen und Gegebenheiten in sehr geschickter Weise, er stellt auch in seiner Differenzierung den Schutt dar, der in den tieferen Bereichen vereinzelt auftritt, in den mittleren Lagen aber verschiedentlich das dominierende Landschaftselement bildet. Eine sehr instruktive Erläuterung zu dem eben Gesagten ergibt sich wieder aus dem Vergleich der Abb. 1 vor allem mit Abb. 3. Im Kar, das sich vom Fuß der Felsen südlich der Vorderen Karlspitze südwärts zu der „Im Kübel" bezeichneten Karschwelle hinzieht, ist der Schutt typisch gestaltet, zunächst als Schuttfächer im Anschluß an die Felsen ein wenig in Richtung der Fallinie orientiert bzw. geordnet, in der Mitte gröberer Schutt und einzelnes Blockwerk, das hauptsächlich vor einem kleinen Wall in 1720 m Höhe liegen geblieben ist. Der Wall ist eine kleine Moräne, deren äußerer Abfall durch zarte Schraffen aber doch deutlich gekennzeichnet ist. Eine weitere kleine Moräne folgt weiter unten bei 1640 m Höhe. Im benachbarten Kar, das sich vom Ellmauer Tor herunterzieht, dominieren die in der Fallrichtung orientierten, von den Gratabstürzen der Vorderen Goinger Halt genährten Schuttfächer. Aber auch dort finden wir kleine Stufen und Moränenwälle in feinster Schraffur ausgedrückt. Die exakten Schichtlinien der Abb. 3 lassen keine Moränen erkennen. Die durch die Moränen bedingten kleinen Walle und Abfälle sind so klein, daß sie im 10 m Schichtlinienabstand fast nicht erfaßt werden. Hier muß bei modernen Karten eine zusätzliche Schraffen-, Schutt- und Gefügezeichnung nach Brandstätter (7) hinzutreten. Bei der Kaiserkarte von Aegerter hat dieser nicht bloß eine sehr typische Schutt- und Schraffenzeichnung angewendet, sondern auch die Schichtlinien freier gestaltet und zur leichten Überbetonung der natürlichen Gegebenheiten benützt.

Sehr bemerkenswerte Qualitäten zeigt die Karte von Aegerter in den zahlreichen, oft mit sehr dichtem und hohem Wald bestandenen Gebieten und in den mit fast undurchdringlicher Vegetation bedeckten Taleinschnitten oder versteckten Runsen sowie in großen und kleineren Schluchten. Überall ist Aegerters Aufnahme und Darstellung in das Waldkleid und alle Geländeeinschnitte bis zu den versteckteften Winkeln eingedrungen. Der Verfasser hat das Kartengebiet, wie vorhin unter 1. erwähnt, in weiten Bereichen durchwandert und hat die Karte dabei gerade auch auf solche Stellen geprüft. Der Verfasser hat die Karte von Aegerter bei dieser Gelegenheit wegen ihrer Vollständigkeit und Zuverlässigkeit um so mehr schätzen gelernt, als er aus Erfahrung weiß, wie schwer es ist, bei den modernen photogrammetrischen Verfahren in dichtem Wald eine solche Vollständigkeit zu erreichen. Es ist dies sehr oft nur durch zusätzliche Aufnahmen klassischer Art mit Meßtisch, Tachymeter und Bussole möglich.

Ein kritischer, aber wegen der Güte der Karte sehr dankbarer Benützer der Kaiserkarte war der berühmte Geologe Ampferer, der 1900 bis 1940 in Österreich, insbesondere in Tirol, umfangreiche geologische Kartierungen durchgeführt hat, wobei ihm die amtlichen Karten, die sogenannte Spezialkarte 1:75.000 und deren Originalblätter 1:25.000, als Grundlage dienten. Diese waren aber keineswegs so inhaltsreich und so gut durchgearbeitet wie die Alpenvereinskarten und sind auch infolge der Geländedarstellung, die fast ausschließlich in Schraffen erfolgte, für geologische Eintragungen wenig geeignet. Ampferer hat nun, wo Alpenvereinskarten vorlagen, nach diesen verschiedentlich im Maßstab 1:25.000 geologisch kartiert und dies auch bei der Kaiserkarte mit glänzendem Ergebnis getan. Die geologische Karte des Kaisergebirges ist eine Art Kabinettstück der Alpengeologie und besonders dadurch bekannt geworden, daß sie mit einem auch für den Laien höchst lesenswerten „Geologischen Führer durch das Kaisergebirge" ergänzt worden ist. In begeisterten Worten rühmt Ampferer die Leistung der Aegerterschen Darstellungskunst, die es ihm ermöglicht hat, viele Geheimnisse der höchst verwickelten geologischen Gegebenheiten des Kaisergebirges zu erschließen. Ampferer, der als kartierender Geologe das Gebirge nach allen Richtungen durchstreifte und alle Winkel betreten hat, ist an sich ein Kronzeuge, man kann aber auch selbst die geologische Karte des Kaisergebirges daraufhin studieren, wie die geologischen Eintragungen mit der darunter liegenden topographi-

schen Geländedarstellung Aegerters harmonieren. Es handelt sich im reinen Fels um Gesteinsgrenzen, um Verwerfungen und andere wichtige tektonische Linien. Der Gesteinscharakter, etwa des weite Gebiete einnehmenden Hauptdolomits, ist treffend gekennzeichnet, besonders aber sind die Moränen, Terrassen sowie Schutt- und Schwemmkegel, die Ampferer mit verschiedenen Farben und Signaturen ausscheidet, in der Aegerterschen Darstellung bis zu kleinen Vorkommen sichtbar vorgezeichnet, wo immer sich die Vorkommen und Gegebenheiten in Kanten, sonstigen Geländeformen, Schuttsortierung oder auch indirekt durch die Vegetation in der Natur topographisch ausdrücken. So stellt die geologische Karte von Ampferer auch die Richtigkeit der Moräneneintragungen unter Beweis, die im vorigen Abschnitt an Hand der Abb. 1 in der Gegend Karlspitze—Im Kübel—Ellmauer Tor beschrieben wurden.

Bei Planung und Herstellung der Kaiserkarte 1917 spielte, wie Kinzl in seinen vorstehenden Ausführungen berichtete, die Scheckſche Aufnahme des Kaisergebirges eine Rolle, von der ein Blatt, das des Zahmen Kaisers 1:10.000, veröffentlicht vorliegt. Scheck war ein sehr guter Geodät und Topograph, der die Stereophotogrammetrie in ihrer Anfangsform mit punktweisen Messungen am Stereokomparator anwandte und besonders die topographische Aufnahme auch der reinen Felsgebiete zu entwickeln suchte. Er wurde als Doktorand von Geheimrat Seb. Finsterwalder betreut und hat seine Ergebnisse mit dem erwähnten Blatt des Zahmen Kaisers 1:10.000 wissenschaftlich in einer bemerkenswerten Dissertation (3) niedergelegt. Auf einer geometrischen Grundlage, die in rund 100 eingemessenen Punkten pro qkm bestand und mit Hilfe der photographischen, meist stereoskopischen Bilder konstruierte er möglichst genaue Schichtlinien in 20 m Abstand und fügte zu den in Braun gezeichneten Höhenlinien eine Felsschraffur in Grau hinzu. Es handelte sich zweifellos um eine Pionierleistung auf dem Gebiet der Hochgebirgskartographie, da man der exakten Beherrschung schwierigster Felsformen näher kam und überhaupt einen ersten Schritt in dieser Richtung getan hatte. — Aber für eine Karte 1:25.000 kam die Scheckſche Darstellung zunächst nicht in Frage, weil sie bewußt auf den Maßstab 1:10.000 abgestellt war und nicht verkleinert werden konnte. Es handelte sich vor allem um eine geometrische Leistung. Was Scheck fehlte und was andererseits Aegerter auszeichnete und beflügelte, war die vorhin erwähnte naturwissenschaftliche und graphisch-künstlerische Einstellung und Begabung. An keiner Stelle des ausführlichen Textes von Scheck (3) ist die Rede von der Natur des Geländes, der Geologie und Morphologie des dargestellten Geländes, z. B. von den Gesteinsformationen oder von der Art des Schutts, ob es sich um regelmäßige Schuttfächer, ungeordneten Blockschutt, Wallmoränen usw. handelt. Unterscheidungen dieser Art finden sich auch in der Scheckschen Darstellung kaum, während die Geländewiedergabe Aegerters in dieser Hinsicht klar, charakteristisch und differenziert ist. Der damalige Beschluß des Hauptausschusses, der Zeichnung von Aegerter den Vorrang zu geben (2), ist deshalb verständlich und auch vom heutigen Standpunkt der Kartographie richtig gewesen. Denn die Kenntnis der morphologischen Formen und die Ausnützung dieser Kenntnis für eine lebendige und richtige Darstellung in der Karte ist seither in noch höherem Grad als wesentlich und notwendig erkannt worden und wird in diesem Sinn gepflegt (12). Sicher ist aber andererseits, daß die Scheckschen Arbeiten auf die Genauigkeit und Gründlichkeit, mit der Aegerter die Kaiserkarte bearbeitet hat, einen günstigen Einfluß ausgeübt und dieser Karte eine wesentliche Grundlage gegeben haben. Die Vorarbeit von Scheck war auch der Grund dafür, daß Aegerter in einem Sommer (1915) die Feldarbeiten erledigen konnte.

Die Mängel der Kaiserkarte 1917. Sie sind zunächst darin begründet, daß sich die Besiedlung in den letzten 40 Jahren besonders in den verkehrsgünstigen Niederungen im Inntal bei Kufstein und im Süden des Gebirges bei Scheffau, Ellmau, Going, St. Johann stark entwickelt hat. Auch das Wegenetz hat dort einen starken Ausbau erfahren. Hier wurden mit Luftbildern die nötigen Ergänzungen durchgeführt. — Eine eingehende Überprüfung und Ergänzung des Wegenetzes im ganzen Kartenbereich, verbunden mit

einer Überprüfung der Namen, hat Karl Finsterwalder in umfangreichen Begehungen vorgenommen. Über die Namen berichtet er im Rahmen eines eigenen Beitrages. — Die Wegbegehung führte an vielen Stellen zu wesentlichen Verbesserungen und Ergänzungen des Wegenetzes, an einigen entlegenen Stellen aber auch zu Unklarheiten, die in der Darstellung des Geländes zu liegen schienen. Dort nahm der Verfasser eine Kontrolle mittels der Luftbilder vor und kam nach systematischem Vergleich des in den Stereobildern gesehenen Geländes mit der Karte zu dem Ergebnis, daß in einigen abgelegenen bergsteigerisch, wirtschaftlich und wissenschaftlich uninteressanten Gebieten, vor allem im Hauptdolomit, die Kartenaufnahme durch Aegerter und Scheck nicht vollständig und richtig ist. Es handelt sich u. a. um die beiderseits des Kaisertals bei Hinterbärenbad zur Hochalm zu gelegenen Gebiete; diese enthalten keine Gipfel oder Almen, sondern nur unübersichtliche Täler und plump gegliederte Rücken mit spärlichem Wald. Den damaligen Aufnahmemethoden, der Meßtischtopographie ebenso wie der von Scheck angewendeten punktweise arbeitenden Stereophotogrammetrie, setzten diese Gebiete große Schwierigkeiten entgegen. So ist es verständlich, daß Aegerter sie weniger genau bearbeitete als den weitaus überwiegenden und weitaus wichtigeren übrigen Teil der Karte; er hat die erwähnten Stellen offenbar aus der alten österreichischen Spezialkarte 1:75.000 bzw. deren Aufnahmeblättern 1:25.000 entnommen. Eine größere Unzulänglichkeit der Felsdarstellung war in der Gegend von Mauk- und Ackerlspitze festzustellen, die Darstellung ist dort durch F. Ebster auf Grund der eingangs unter 2) genannten stereophotogrammetrischen Auswertung verbessert worden. Die Mängel der Kaiserkarte, zu denen auch die Tatsache zu rechnen ist, daß in geschlossenem Felsgebiet die Schichtlinien weggelassen sind, werden durch die erwähnten großen Vorzüge der Karte an sich weitgehend aufgewogen. — Der Druck der Karte in der vorliegenden Form erschien umsomehr gerechtfertigt, als ein großer Teil der Fehler beseitigt und darüber hinaus wichtige Verbesserungen angebracht werden konnten. Zu diesen Verbesserungen gehört der für den Verfasser im Augenblick der Manuskriptfertigung noch nicht vorliegende Druck, der wesentlich besser ausfallen müßte als der Kriegsdruck 1917. Ferner gehört zu den Verbesserungen die möglichst anschauliche Gestaltung der Karte durch eine von Ing. Ebster hergestellte zusätzliche Schummerung, die vor allem das bewachsene Gelände in die bisher allzu hart hervorgetretenen Felsgebiete harmonisch eingliedern soll.

Zusammenfassend darf festgestellt werden: Wenn die neue Kaiserkarte von 1961 nicht, wie sonst bei neuen Alpenvereinskarten üblich ist, auf einer völligen Neuaufnahme und Neubearbeitung beruht, so wird sie in der vorliegenden Form wegen ihrer hohen Qualitäten doch den Zwecken der Bergsteiger und Wanderer genügen, bis in späterer Zeit eine vollständige Neubearbeitung von Grund auf die Kaiserkarte von 1961 ersetzen wird.

Das Literaturverzeichnis ist auf Seite 188 nachgetragen.

Anschrift des Verfassers: Univ.-Prof. Dr. Richard Finsterwalder,
München, Technische Hochschule, Arcisstraße 21.

Das Kaisergebirge und sein geologischer Bau

Von Werner Heißel

Dem Bergsteiger die Schönheiten des Kaisergebirges zu rühmen, ist wohl nicht nötig. Zu sehr ist dieses Kleinod der Nördlichen Kalkalpen nah und fern bekannt, geliebt und geschätzt. Was aber nicht so weit bekannt ist, sind die Umstände und Vorbedingungen, die zu diesen landschaftlichen Schönheiten geführt haben. Sie dem Besucher und Verehrer dieser an sich kleinen Gebirgsgruppe vor Augen zu führen, sei hier gestattet.

Man hat schon wiederholt den Kaiser mit den Südtiroler Dolomiten verglichen und behauptet, daß er diesen in nichts an Schönheit nachstehe, sei es in der Steilheit der Wände, die der Kletterer schätzt, sei es in der überaus reichen Gliederung besonders des Wilden Kaisers mit seinen vielen Gipfeln und Zacken, die an den Rosengarten erinnert. Dolomitenähnlich ist auch das Bild, das sich bietet, wenn man von den grünen Almmatten der Waller Alm, der Hochleiten Alm oder des Niederkaisers zu den Wänden und Gipfeln aufsieht. Unten saftiges, liebliches Grün, oben kalkbleiche Wandfluchten. Welchen Reiz bietet nicht auch der Weg ins Kaisertal selbst, wenn man im Frühsommer durch üppig blühende Wiesen und hellgrün durchmischte Fichten- und Buchenwälder wandert, in denen der Kuckuck ruft und an verborgenen Plätzen noch der Frauenschuh blüht.

Aber Wände, Grate und Zacken sind genauso im geologischen Bau des Gebirges bedingt wie die blumenreichen Wiesen, die Almmatten und der hohe Bergwald. Der Kundige sieht den Hintergrund und freut sich doppelt. Kann es daher verwundern, daß auch die Geologen zu den begeisterten Besuchern dieser Gebirgsgruppe zählen? Kann es verwundern, daß in ihrer großen Zahl gerade zwei Wissenschaftler an der Erforschung des Kaisergebirges maßgeblich beteiligt sind, die nicht nur erste Fachleute, sondern auch ganz hervorragende Bergsteiger waren: Kurt Leuchs, ein Münchner, der 1907 eine erste ausgezeichnete Gesamtdarstellung des Kaisergebirges mit einer Karte 1:33.000 brachte, und Otto Ampferer, ein geborener Höttinger (Innsbrucker), der Erstbezwinger der Guglia di Brenta. Ampferer verdanken wir eine Reihe eingehender Arbeiten und die Alpenvereinskarte des Kaisergebirges 1:25.000 (erste Ausgabe) in geologischer Darstellung (1933). Mit diesen beiden Arbeiten ist die Geologie des Kaisers geklärt. Die großen Züge seiner Bausteine und seiner Bauform stehen fest. Offen bleibt die theoretische Auswertung des beobachteten Tatsachenmaterials, neu hinzukommen kleinere Einzelbeobachtungen. Diese bringen wohl Verfeinerungen, ändern aber das große Gesamtgebäude nur unwesentlich.

Die Grundzüge des strukturellen Baues des Kaisergebirges sind, erstens, daß dasselbe aus einem Unterbau und einem Oberbau besteht, wobei im Unterbau (Sockel) zum Teil andere Gesteine vorhanden sind als im Oberbau. Besonders gilt dies für den mächtigen Wettersteinkalk, der im Oberbau die ganzen Gipfelkörper des Zahmen und des Wilden Kaisers aufbaut und der im Unterbau fehlt und durch den Ramsau-Dolomit vertreten wird. Dazu kommt, zweitens, daß der Oberbau eine große Mulde bildet, deren aufgebogene Ränder (die Muldenflügel) den Zahmen und Wilden Kaiser bilden.

Die Formung des strukturellen Baues ist aber in der Geschichte des Kaisergebirges, wie überhaupt der Alpen, ein, geologisch gesehen, verhältnismäßig junges Ereignis. Nach den Ergebnissen der Altersbestimmung auf Grund des radioaktiven Zerfalls wurde die innere Struktur der Alpen und damit auch des Kaisergebirges vor etwa 25 bis 30 Millionen Jahren geprägt. In der Zurückverfolgung der Bausteine aber müssen wir 185 bis 225 Millionen Jahre zurückgreifen.

Wir müssen unsere Betrachtungen um die Wende jener geologischen Zeitabschnitte beginnen, die der Geologe Perm und Trias nennt. Mit dem Perm endet das Altertum der Erdgeschichte, mit der Trias fängt das Mittelalter derselben an.

Damals, im ausgehenden Erdaltertum, dürfte der Raum, in dem sich in den folgenden Zeiten des Erdmittelalters die Gesteine der Nördlichen Kalkalpen und damit des Kaisergebirges ablagerten, Festland gewesen sein. Jedenfalls tritt als tiefstes, ältestes Gestein dieser Schichtfolge ein Gestein auf, das unter stark festländischen Bedingungen sich gebildet haben muß, der Buntsandstein. Er ist ein hellroter Quarz-Glimmer-Sandstein, in dem auch Lagen von leuchtendrotem Tonschiefer zwischengeschaltet sind. Nur untergeordnet kommen auch andersfarbige Sandsteinlagen, graue, weiße, grünliche, vor.

Dieser Buntsandstein zeigt einige sehr kennzeichnende Merkmale. Er ist (bis jetzt) vollkommen leer an Versteinerungen. Dies kann dahin gehend ausgelegt werden, daß während seiner Bildungszeit für Lebewesen sehr ungünstige Bedingungen herrschten. Einzelne Lagen dieser Sandsteine zeigen feinste und regelmäßige Schichtung, sogenannte Kreuzschichtung. Dies gilt als Hinweis für Ablagerung durch Wind. Die roten Tone dagegen dürften in episodischen Wasserbecken abgesetzt worden sein. In den Sanden finden sich häufig Tonscherben eingebettet. Mitunter kann man Trockenrisse beobachten oder Wellenfurchen (Rippeln). Die Summe dieser Merkmale spricht jedenfalls dafür, daß zur Bildungszeit des Buntsandsteins ein trockenes (arides) Klima, z. T. wohl wüsten- oder steppenartig, geherrscht hat.

Bundsandstein baut den ganzen Südfuß des Kaisergebirges in großer Mächtigkeit auf. Im Norden hingegen kommt er nur in zwei kleineren Vorkommen in den tiefen Talkerben des Habersauer Tales und des Durchholzener Grabens zutage.

Der Buntsandstein ist eine Ablagerung, die in Mitteleuropa weite Verbreitung hat, nicht nur am Südrand der Nordtiroler und Vorarlberger Kalkalpen, sondern auch in Deutschland (Germanischer Buntsandstein). Nach Art der Gesteinsbildung ähnelt er auch sehr dem Grödner Sandstein der Südtiroler Dolomiten, und es ist kein Zweifel, daß er der Südseite des Kaisers mit seinen rot leuchtenden Anbrüchen im Grün der Wälder, die vom bleichen, gipfelreichen Kamm des Wilden Kaisers überragt werden, auch hier der Landschaft ein ähnliches Gepräge verleiht wie der Grödner Sandstein an der Basis der Dolomiten.

Die Herkunft dieser großen Massen von Quarzsanden, wie sie im Buntsandstein vorliegen, bietet der Geologie noch ein Rätsel. Der Buntsandstein liegt an zahlreichen Stellen (außerhalb des Kaisergebirges) mit Konglomeraten bis Breccien den Gesteinen der nördlichen Grauwackenzone auf. Aber diese Grauwackenzone kann unmöglich der Lieferant solch mächtiger Massen von Quarzsanden gewesen sein. Wenn auch die Geröllzusammensetzung der Basiskonglomerate und -breccien Gesteine enthält, wie sie in der Grauwackenzone vorkommen, der Anteil der einzelnen Gerölkomponenten stimmt jedenfalls mit dem Hinterland der Grauwackenzone nicht überein. Wir müssen hier wohl an ein Abtraggebiet denken, das teilweise auch Gesteine führte, wie sie uns aus der heutigen Grauwackenzone bekannt sind. Daneben müssen aber auch in großer Ausdehnung andere Gesteine, wohl granitische, vorhanden gewesen sein, denn solche kommen in erster Linie als die Lieferanten des Quarzes in Betracht. Dieses alte Abtraggebiet ist uns heute unbekannt, die Aufschüttung des Buntsandsteins und seiner Konglomerate hat wohl nicht vom Süden her, aus der Grauwackenzone, stattgefunden, sondern aus einer andern Richtung, wahrscheinlich aus dem Norden.

Dort, wo der Buntsandstein ungestört in seine Hangendschichten übergeht, wird er zunächst meist etwas tonig, und darüber liegt ein Gestein von geringer Mächtigkeit, das aber in der Landschaft durch seine löcherige Anwitterung etwas hervortritt: die Reichenhaller Rauhwacken. Sie zeigen uns an, daß sich die geographischen Verhältnisse zur Zeit ihrer Bildung gegenüber der Buntsandstein-Zeit grundlegend geändert haben. Nunmehr ergreift das Meer Besitz von jenem Raum, in dem die Gesteine des Kaiser-

gebirges abgelagert wurden. In die Rauhwackenbänke sind häufig dunkle Tonschiefer oder auch Dolomite zwischengeschaltet.

Der Umstand, daß dieses Gestein auf der Südseite des Kaisers innerhalb des Buntsandsteins in mehreren Lagen eingeschaltet ist, weist darauf hin, daß die große Mächtigkeit des Buntsandsteins keine ursprüngliche ist, sondern durch tektonische Bewegungen, Faltungen und Überschiebungen zustandegekommen ist.

Nach oben geht der Rauhwackenhorizont (bei ungestörter Schichtfolge) sehr rasch durch Ausbleiben der Rauhwackenlagen in dunkelgraue Kalke über, die von weißen Kalkspatadern durchzogen werden, die Reichenhaller Schichten (Gutensteiner Schichten). Wir finden sie besonders mächtig am Ebersberg und Heuberg (S Walchsee) entwickelt. Sie sind hier offenbar ebenso tektonisch angereichert wie auf der Südseite der Buntsandstein. In den Reichenhaller Schichten ist eine marine Kleinfauna von Muscheln und Schnecken zu finden.

Darüber liegen mehr plattige, dünnbankige graue bis bräunlichgraue Kalke, die durch unebene Schichtflächen ausgezeichnet sind. Diese sind entweder von knötchen- und würstchenförmigen Gebilden bedeckt oder sie sind grobknotig-knollig entwickelt. In letzterem Fall führt das Gestein auch meist reichliche Ausscheidung von organischer Kieselsäure (Hornstein) in Form von Knollen, Knauern und Linsen. Zu diesen Kalken gesellen sich Gesteine, die fast ausschließlich aus den Resten von Stachelhäutern (Seelilien) bestehen (Crinoidenkalke). Knollen- und Crinoidenkalke gehören dem (alpinen) Muschelkalk an.

An einigen wenigen Stellen des Kaisergebirges geht der Muschelkalk nach oben in tonig-mergelige Ablagerungen über: die Partnach-Schichten.

Der über den Partnach-Schichten bzw. dem Muschelkalk liegende Wettersteinkalk erreicht eine Mächtigkeit um 1000 m (außerhalb des Kaisergebirges sogar oft 1500 m). Wie die in ihm oft zahlreich erhaltenen versteinerten Algen und Korallen beweisen, ist er in einem Meer abgelagert worden, das sicher nicht tiefer war als höchstens 200 m, wahrscheinlich um 50 m, denn Algen und Korallen brauchen zum Leben Licht, das sie nur in den oberen Wasserschichten vorfinden. Da sie weiters auf dem Boden aufgewachsen sind, wird dieser nicht tiefer als eben rund 50 m gelegen haben. Nachdem sich aber in einem 50 m tiefen Meer nicht ein 1500 m mächtiger Kalk ablagern kann, weil ja schon die ersten 50 m das Meer trockenlegen würden, so müssen wir folgern, daß der Meeresboden, auf dem sich dieser Kalk abgesetzt hat, in stetiger Absenkung begriffen war: nur so hat sich in dem Maße Kalkschlamm bilden können, als die Wassertiefe für die diesen Schlamm bildenden lebenden Tiere und Pflanzen optimale Bedingungen geboten hat. Dies geht auch aus dem Umstand hervor, daß der Wettersteinkalk trotz seiner großen Mächtigkeit ein ganz einheitlich gleichmäßig ausgebildetes Gestein ist. In den Absatz- und Lebensbedingungen zur Wettersteinkalkzeit sind also während der ganzen Dauer keine grundlegenden Änderungen eingetreten.

Der Wettersteinkalk ist hell, weißlich bis gelblichgrau, sehr fest, und stellt im Kaisergebirge das wandbildende Element vor. Die Kämme des Zahmen und des Wilden Kaisers sind von ihm aufgebaut. Die Einheitlichkeit des Gesteins ist auch Ursache für die Einheitlichkeit der Wand, die steilgestellten Schichtflächen bilden die großen Wandfluchten und Platten (z. B. Kleine Halt), Schicht- und Bankungsfugen und Klüfte zeichnen vielfach die Kletterwege vor.

Mit den Reichenhaller Schichten hat im Entstehungsraum der Gesteine des heutigen Kaisergebirges das Meer seine Herrschaft angetreten. Es war ein ausgesprochenes Flachmeer, dessen Tiefe die 200-m-Grenze wohl nie überschritten hat.

Erst die über dem Wettersteinkalk liegenden Raibler Schichten zeigen abweichende Ablagerungsbedingungen. Dieser aus sehr verschiedenen Gesteinen zusammengesetzte Schichtverband beginnt im allgemeinen mit einem Komplex von grauen, braun anwitternden Sandsteinen. Neben Quarz führen diese einen großen Anteil von Feldspatkörnern. Verkohltes Pflanzenhäcksel, gelegentlich auch die Abdrücke ganzer Landpflanzen-

blätter sind in ihnen nicht selten zu finden. Diese Einstreuungen von Landpflanzen wie auch die fremdartige Materialzusammensetzung der Raibler Sandsteine ist nicht nur auf das Kaisergebirge beschränkt, sie findet sich vielmehr fast in den ganzen Nördlichen Kalkalpen von Vorarlberg im Westen bis in die niederösterreichischen Alpen im Osten. Es läßt sich daraus ablesen, daß damals, zu Beginn der Raibler Zeit, das Meeresgebiet sehr küstennahe gelegen haben muß (Einschwemmung der Landpflanzen) und weiters, daß es in Nachbarschaft eines Abtraggebietes war. Die Sandsteinkomponenten Quarz und Feldspat können, ähnlich wie beim Buntsandstein, auch nicht aus uns bekannten Teilen des Alpenraumes bezogen werden. Wieder müssen wir den Blick auf den unserer Beobachtung nicht zugänglichen Untergrund richten.

Die Sandsteinlagen wechseln nach oben mit Tonschiefern und Mergeln, die oft sehr reich an Versteinerungen sind. Zunehmend schalten sich auch Kalkbänke ein, die hell anwittern, im frischen Bruch aber dunkelgrau sind. Besonders in der Anwitterung zeigen sie oft reichlich Fossilquerschnitte und Oolithstrukturen. Besonders reich an Versteinerungen aber sind Mergel, Kalkmergel und Mergelkalkbänke. Austernschalen und andere Muscheln, Stacheln von Seeigeln, Stielglieder von Seelilien u. a. sind hier zu finden. Die dunklen, schwärzlichgrauen Tonschiefer führen nicht selten die Gehäuse zartschaliger, hochmündiger Ammoniten (Carnites floridus Wulfen).

Ins Hangende stellen sich Rauhwacken und Dolomite ein, die zum Hauptdolomit überleiten.

Die Mergel, Tonschiefer und Kalke zeigen, daß zur Raibler Zeit ein seichtes und uneinheitlich ausgebildetes Meer im alpinen Raum gelegen haben muß.

Ruhigere und konstantere Ablagerungsbedingungen zeigt erst der über den Raibler Schichten liegende Hauptdolomit wieder. Was flächenhafte Ausdehnung betrifft, so ist er das Hauptgestein im Kaisergebirge. Er nimmt fast den ganzen Bereich des Muldeninnern (Muldenkerns) ein. Hauptdolomit sind die waldigen Berge bei Kufstein (Winterkopf, Stadtberg, Brandkogel), Hauptdolomit baut die Hänge des inneren Kaisertals (Hinterbärenbad) auf, aus Hauptdolomit bestehen Stripsenkopf und Hochalm-Joch und (im wesentlichen) die von hier ausgehenden Bergrücken Feldberg—Scheibenbühel und der Rücken südlich des Habersauer Tales. Hauptdolomit tritt auch am Südfuß des Wilden Kaisers, im Hangenden des Sockelbaues auf: Eiberg-Kopf—Soierberg—Kaiserhochalm (westlich Treffauer) und Gruttenhütte—Kaiserhochalm (südöstlich Mauckspitze)—Mieslkopf. Dieser Dolomit bildet in diesen von Wald bestandenen Bergen zahlreiche Runsen und felsige Gräben (z. B. Südseite des Kaisertals). Vielfach haben sich die Bäche schluchtartig eingeschnitten (Kaiserbach, Gaisbach). Dies hängt mit seiner großen Klüftigkeit und Brüchigkeit zusammen, die Erosion und Verwitterung begünstigen. Hauptdolomit ist ein gut gebankter, stellenweise auch geschichteter, hellgrauer bis bräunlichgrauer Dolomit, der sehr oft bituminös ist. Dieser Bitumengehalt verleiht ihm beim Anschlagen oder auch schon allein beim Darübergehen mit Nagelschuhen einen sehr kennzeichnenden Geruch. Man darf daraus aber noch nicht auf die Menge des Ölgehalts (Bitumengehalt) schließen. Auch dort, wo Bitumen bis zur Ausbildung von „Ölschiefern" angereichert ist, wie an manchen Stellen des Kaisertals (Gamsberg, Straßwalchen Graben—Talofenbach), Stadtberg (Plattengraben) und Winterkopf (Lehnerwand—Knappenlöcher), haben die Ölschiefer noch keine wirtschaftliche Bedeutung. Für den Hauptdolomit besonders kennzeichnend ist sein Zerfallen bei der Verwitterung in einen kleinstückigen, mehr oder weniger würfeligen Grus. Besonders in der Nähe tektonischer Bewegungsflächen ist der Hauptdolomit sehr stark zertrümmert, mylonitisch, Schichtung und Bankung gehen dann verloren und auch die Bitumenführung geht durch Abwandern desselben zurück oder fehlt vollkommen.

Nach oben hin schalten sich mehr und mehr Kalkbänke ein und der Hauptdolomit geht ohne scharfe Grenze in den Plattenkalk über. Entsprechend dem tektonischen Bau tritt dieses Gestein im Kern der großen Kaisergebirgsmulde auf. Winterkopf—Hochwacht

und der sich gegen Osten öffnende Muldenkern Ropanzen—Kohlalpental sind die Hauptverbreitungsbereiche. Als verhältnismäßig reiner Kalk zeigt der Plattenkalk stets deutliche Verkarstungserscheinungen in Form von Karrenbildung.

Die nach oben folgenden Kössener Schichten sind wegen ihres reichen Gehaltes an Versteinerungen bekannt und auch leicht kenntlich. Ihr Auftreten im Kaisergebirge zeigt den Verlauf der großen Muldenachse deutlich an. Vom Ropanzen streichen sie über Feldalm, Kohlalmer-Sattel geschlossen im Nordhang des Kohlalpentales durch. Bei Kufstein sind sie auf Kaisergebirgsboden im engeren Sinne nur in der oberen Kienbergklamm östlich unterhalb des Duxer Alpls als schmaler Streifen zusammen mit aufliegendem Alttertiär erhalten. Sie finden sich weiters auch im Becken von Eiberg beiderseits der Weißach gleich innerhalb des Zementwerks Eiberg. Die Kössener Schichten sind mergelig-tonige Gesteine zusammen mit Kalken. In den Kalken sind oft massenhaft Korallenstöcke eingebettet, die bei Anwitterung deutlich hervortreten, dazu kommen verschiedene Muscheln und Brachiopoden (in der äußeren Form den Muscheln ähnliche Armfüßler, entwicklungsgeschichtlich mit den Würmern verwandt). Die mergeligen Gesteine sind noch fossilreicher. Zu den verschiedenen Weichtieren wie Muscheln, Schnecken, Armfüßler kommen noch gelegentlich Ammoniten und Fische (Eiberg). Die Gesteine der Kössener Schichten verwittern ziemlich leicht und geben stark lehmigen fruchtbaren Boden. Die Schichten selbst bieten gute Quellhorizonte.

Im Hangenden nehmen schon in den Kössener Schichten die Kalklagen an Zahl und Mächtigkeit zu und schließlich folgt eine oft ziemlich mächtige Lage eines massigen, rein weißen oder hellgrauen Kalkes, aus dem zahllose Korallenstöcke herauswittern, der rhätische Riffkalk. Im Raum der Kaisergebirgskarte allerdings nimmt dieses Gestein nur kleine Flächen im Eibergbecken ein.

Vom Buntsandstein bis zur Ablagerung der rhätischen Riffkalke sind rund 30 Millionen Jahre vergangen. Über 3000 m Sediment, überwiegend Kalk und Dolomit, sind während dieser Zeit, der Trias-Zeit, im Raum des Kaisergebirges abgelagert worden. Vor der Verdichtung zum heute vorliegenden Kalk oder Dolomit als Kalkschlamm muß die Mächtigkeit noch beträchtlich mehr betragen haben. Diese ganzen Schlamm-Massen wurden in einem seichten Flachmeer gebildet, dessen Tiefe nie 200 m überstiegen hat. Der Boden dieses Meeres muß daher in mehr oder weniger stetiger Absenkung begriffen gewesen sein.

Die Verbreitung der Juragesteine im Raum der Kaisergebirgskarte ist beschränkt. Im Innern des Gebirges liegen kleine Reste im engsten Muldenkern, am Ropanzen (Fleckenmergel und rote Kalke des Lias). Hauptverbreitungsgebiet von Juragesteinen ist das Eibergbecken. Vor allem sind es Kalke und Mergelkalke, die, besonders in mittleren Teilen, oft dunkel gefärbt sind, Hornstein führen oder als Ganzes stark kieselig sind, die Lias-Fleckenmergel. Im Gaisbach sind in ihnen nicht selten kleine Ammoniten zu finden. Ins Hangende der Fleckenmergel gehören rote und grüne, splittrig brechende Kalke mit Hornstein in linsigen Lagen und Knollen (Hornsteinkalke), die oft in nur aus Hornstein bestehende Gesteine übergehen (Radiolarite, da an ihrem Aufbau reichlich Radiolarien — Kieselalgen beteiligt sind).

Die Vorkommen von Hornsteinschichten und Radiolariten sind sehr beschränkt. Der aufmerksame Wanderer begegnet ihnen auf kurzen Strecken im Eiberger Becken bei Haberg, wo ihn vielleicht neben der roten Farbe auch das eigenartig knirschende Geräusch darauf hinweist, das sie beim Darüberschreiten geben.

Die Radiolarite spielen in der Geologie insoferne eine gewisse Rolle, als sie von manchen für das einzige Sediment der Tiefsee gehalten werden, das wir überhaupt im Alpenraum kennen. Aber auch bei ihnen bleibt die Entstehung in der Tiefsee sehr zweifelhaft, da dieses nur wenige Meter mächtige Schichtglied im Liegenden und Hangenden von Gesteinen begleitet wird, die wieder nicht Tiefseeablagerungen sind, wenn auch das Meer vielleicht etwas tiefer gewesen sein mag als das Meer der Triaszeit.

Letztes und jüngstes Gestein der Jurazeit sind die Aptychen-Schichten. Auch sie sind im Raum der Kaisergebirgskarte auf einige randliche Vorkommen beschränkt: das Eiberg-Becken und die Umgebung von Sebi und von Schwend bei Kössen. Der Name dieses Gesteins kommt von den Aptychen, den Deckeln der Ammoniten, die als zwar seltene, aber für das Gestein relativ häufige Versteinerungen gefunden werden können. Es sind lichte, hellgraue mergelige Kalke, die oft von weißen Kalkspatadern durchzogen werden. Ohne scharfe Grenze gehen sie in Gesteine der unteren Kreidezeit über, die Neokom-Mergel. Dies sind graue feine Mergel, mitunter etwas sandig, die bei Sebi und Schwend reichlich Ammoniten führen. Bei Sebi wurden die Mergel längere Zeit hindurch als Zementmergel abgebaut.

Mit diesen Gesteinen endet die geschlossene Meeresbedeckung in dem Raum der Nordtiroler Kalkalpen und damit auch des Kaisergebirges. Durch rund 60 Millionen Jahre war dieser Raum von Flachmeeren bedeckt gewesen, in denen sich 3—4 km Sedimente, überwiegend Kalke und Dolomite, dazu aber auch Mergel- und Tongesteine, abgelagert haben.

Nach dem Neokom (Unterkreide), aber noch vor dem Ende der Kreidezeit (Gosau[1]) sind alle diese Gesteine gefaltet und dabei wohl auch herausgehoben worden. Denn in der oberen Kreidezeit (Gosau) sehen wir wieder das Meer einbrechen und seine Ablagerungen transgressiv einen älteren gefalteten Untergrund übergreifen. Die schönsten Stellen liegen unmittelbar an der Eiberg-Straße gegenüber und wenig oberhalb des Zementwerks Eiberg. Schräg aufgestellte Gesteinsbänke von Lias-Fleckenmergeln werden hier von waagrecht liegenden Gosau-Gesteinen transgressiv übergriffen. An anderen Stellen (z. B. Umgebung des Hechtsees) zeigt sich der Untergrund, Hauptdolomit, tiefgründig zersetzt, zu einem breccienartigen Gebilde umgewandelt, das in höheren Teilen rotes Bindemittel führt und so leicht als Gosau-Transgressionsprodukt kenntlich ist, das aber nach unten durch Zurücktreten des roten Bindemittels mehr und mehr dem Hauptdolomit ähnlich wird, bis es ohne scharfe Grenze allmählich in diesen übergeht. Zeigt die transgressive Auflagerung an der Eiberg-Straße, daß der Ablagerung der Gosau eine Faltungsperiode vorangegangen ist, zeigen die Basisbreccien im Hechtseegebiet, daß der Untergrund des Gosau-Meeres tiefgründig zersetzt war, so zeigt die gesamte Auflagerung der Gosausedimente, daß der neuerlichen Meeresbedeckung eine langanhaltende und tiefgreifende Zeit des Abtrags vorangegangen ist. Denn die Gosau-Ablagerungen liegen über ganz verschieden altem Untergrund, über Gesteinen des Jura, wie auch über Hauptdolomit. Das besagt, daß die Erosion örtlich alle jüngeren Gesteine bis hinab zum Hauptdolomit abgetragen hat. Diese Transgressionsgesteine werden von marinen Ablagerungen, an anderen Stellen (außerhalb der Karte) auch von Süßwasserablagerungen überdeckt. Unter diesen marinen Gesteinen haben die roten und grauen Senon-Mergel nicht nur wegen ihrer Mächtigkeit größte Bedeutung, sondern auch, weil sie im Eiberger Becken auch als Zementmergel abgebaut wurden und werden. Mit ihnen zusammen oder sie auch vertretend kommen Konglomerate in großer Verbreitung vor. Ihre Gerölle sind neben Gesteinen der Umgebung auch Quarze, Quarzite und Gerölle von Gesteinen, deren Anstehendes man nicht kennt. Dies sind die sogenannten exotischen Gerölle. Von ihnen wird angenommen, daß sie aus der Grauwackenzone stammen. Aber viele der Gerölle kennt man auch in der Grauwackenzone nicht. Wohl darf man als sehr wahrscheinlich annehmen, daß es Gesteine paläozoischen Alters sind, aber eines Ablagerungsbereiches, der nicht unmittelbar zur alpinen Grauwackenzone gehört (? Gesteine aus dem heutigen Untergrund der Alpen). Sie sind Zeugen von Abtragungen, die während der Gosau-Zeit im Gange waren. Diese Abtragungen müssen sehr bald auch den Raum der Kalkalpen und damit des Kaisergebirges ergriffen haben, denn die nächst jüngeren Gesteine des Eozän liegen, ähnlich wie die Gosau, auf einem tief erodierten Untergrund. Diese Erosion hat teilweise bis auf den Buntsandstein hinab eingeschnitten. Bei Häring liegt Eozän transgressiv teils auf Buntsandstein, teils auf Wettersteinkalk, teils auf Hauptdolomit.

[1] Benannt nach Vorkommen beim Dorfe Gosau im Salzkammergut, Oberösterreich.

Ähnlich wie die Gosau beginnt auch das Eozän vielfach mit reinen Transgressionsgesteinen, ähnlich wie die Gosau ist auch hier der Untergrund örtlich tiefgründig zersetzt und brecciös-konglomeratisch aufgelockert. Dies ist besonders bei einem Vorkommen von Eozän der Fall, das auf dem Hauptdolomit des Kufsteiner Stadtberges aufruht.

Im allgemeinen aber liegen die tertiären Gesteine ohne Zwischenschaltung ausgesprochener Transgressionsbildungen auf ihrem triadischen Untergrund auf. Es sind Nummulitenkalke (benannt nach bis zirka 1 cm großen kalkschaligen Einzellern), Lithothamnienkalke (benannt nach Kalk abscheidenden Algen), Kohle (Kohlenflöz von Häring, von 1766[1] bis 1955 Bergbau) und bituminöse Mergel (Häringer Schichten), die alle dem oberen Eozän (Alttertiär) angehören. Die Bitum-Mergel führen Pflanzenreste, die auf eine üppige Vegetation hinweisen. Vorherrschend sind immergrüne Laubhölzer, Palmblätter stechen besonders hervor. Es ist die Vegetation eines tropisch warmen und feuchten Klimas. Die Häringer Schichten sind besonders im Sockelgebirge verbreitet. Im Eiberger Becken sind Nummulitenkalke besonders an der Nordseite des Pölfen (Widschwender Alpl) verbreitet. Bei der hohen Brücke bei Höheneiberg sind Bitum-Mergel und die sie begleitenden Konglomerate, die aus der Umgebung von Häring herüberziehen, als schmaler Streifen eingeschuppt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Gesteine bis zum Hintersteiner See und vielleicht darüber hinaus durchziehen und auch für die erste Anlage des Sees vorzeichnend verantwortlich sind. Ähnliche Gesteine, vornehmlich Nummulitenkalke, liegen auch an der Nordseite des Zahmen Kaisers bei St. Nikolaus (Ebbs) und an der Nordseite des Miesberges (W Walchsee).

Innerhalb des Kaisergebirges treten Bitum-Mergel und Kalke (mit etwas Kohle) am Duxer Köpfl bei Kufstein auf. Dazu kommt das erwähnte Vorkommen von Breccien bis brecciösen Konglomeraten an den Südhängen der Kienbergklamm.

An der Nordseite des Zahmen Kaisers haben aber noch jüngere tertiäre Gesteine weite Verbreitung. Konglomerate, Sandsteine und Mergel in großer Mächtigkeit ziehen am Fuß der Felswände, unterhalb von Rietzer Alm—Naunspitz einsetzend, durch bis hinüber in das Kössener Becken. Diese Gesteine gehören dem nächst jüngeren Abschnitt der Tertiärzeit an, dem Oligozän. Nach ihrem Hauptverbreitungsgebiet werden sie Angerberger Schichten genannt.

Gosau und Tertiär brachten dem Gebiet des Kaisergebirges eine vorübergehende Meeresbedeckung. Seit dem Ende des Alttertiär ist dieses aber vollkommen aus unserem Raum gewichen und die Zeugen des geschichtlichen Ablaufs der folgenden geologischen Perioden sind nicht mehr allein in den Ablagerungen gegeben, sondern auch in morphologischem Tatsachenmaterial.

Nach der Ablagerung der mächtigen Geröllmassen des Oligozän setzten jene gebirgsbildenden Bewegungen ein, die die innere Struktur, den tektonischen Bau des Gebirges geformt haben.

Die äußere Gestalt des ganzen Gebirges ist eine Folgeerscheinung seines strukturellen Baues. Die beiden gleichsinnig verlaufenden Kämme des Zahmen und des Wilden Kaisers sind die steil aufgebogenen Flügel einer großen Mulde. Die ältesten Gesteine der Muldenbasis, Muschelkalk und Gutensteiner Schichten, treten daher am äußeren Rand, am Fuß der Felswände, an der Nordseite des Zahmen und an der Südseite des Wilden Kaisers zutage. Der darüber liegende Wettersteinkalk baut die Gipfelkämme auf und im Muldenkern liegen die jüngeren Schichten, an erster Stelle Hauptdolomit. Die Muldenachse wird durch die Kössener Schichten Ropanzen—Kohlalmen auf der Ostseite und in der oberen Kienbergklamm auf der Westseite wiedergegeben. Selektiv, bedingt durch den Grad der Widerstandsfähigkeit der Gesteine gegen Abtrag, ist diese tektonische Mulde zugleich auch eine morphologische Mulde, indem der widerstandsfähigere Wettersteinkalk der Muldenflügel den weniger festen Hauptdolomit des Mulden-

[1] Eine Gewerkschaft hatte schon vorher bestanden, 1766 wurde sie bergrechtlich mit dem Kohlenbergbau belehnt.

kerns beträchtlich überragt. Diese WSW—ONO durchstreichende große Mulde läßt aber auch eine deutliche Querverbiegung erkennen. In ihrem Scheitel liegen nicht nur die höchsten Aufragungen der beiden Kaiser, Pyramidenspitze (1999 m)—Vordere Kesselschneid (2001 m) im Zahmen Kaiser, Ellmauer Halt (2344 m) im Wilden Kaiser, hier ist auch der Muldenkern am engsten (die Muldensohle aus Wettersteinkalk liegt hier unter Hauptdolomit wohl höher als im W und O), und hier sind auch die jüngeren Schichten, Plattenkalk und Kössener Schichten, unterbrochen. In dieser Queraufwölbung liegt auch eine weitere Komplikation des Muldenbaues, die Abspaltung des Treffauer aus dem Kamm des Wilden Kaisers. Nach Osten und Westen weichen die beiden Muldenflügel fächerartig auseinander; sowohl zwischen Kössen und Grießen wie auch bei Kufstein nimmt der Hauptdolomit des Muldeninnern weit größere Breite ein als im Bereich der mittleren Queraufwölbung.

Diese Großmulde ist an ihrer Süd-, Ost- und Nordseite deutlich auf jüngere Schichten aufgeschoben. Im Süden zieht aus dem Eiberg-Becken ein Streifen von Gosau-Gesteinen geschlossen am Fuß des Zettenkaisers bis „in die Höchat". Von hier folgen perlenschnurartig kleinere Vorkommen bis hinüber an die Südostkante des Wilden Kaisers unterhalb der Mauckspitze. Überwiegend sind es Konglomerate, örtlich auch blaßrote und grüne Senon-Mergel. An der Ostseite des Kaisers finden sie ihre Fortsetzung in den mächtigen Gosauablagerungen bei der Schwarzenbachalm, bei Grießen und Bühel (Bichl).

In der Nordostecke des Kaisergebirges greifen die Gosau-Schichten rund 3 km in das Habersauer Tal ein. An der Nordseite dagegen bilden zwischen Walchsee und dem Inntal durchwegs Gesteine des Oligozän die tieferen Hangteile, überragt von den schroffen Wänden aus Wettersteinkalk. Nur im Westen fehlt eine (sichtbare) Unterlagerung des Kaisergebirges durch jüngere Schichten. Hier reichen die Muldengesteine bis zur Talsohle des Inntals bei Kufstein. Diese auf drei Seiten geschlossene Unterlagerung durch jüngere Gesteine hat O. Ampferer zur Annahme geführt, daß das Kaisergebirge als Decke, das heißt als von ihrem ursprünglichen Untergrund losgelöste Gesteinsplatte auf diese jüngeren Gesteine aufgeschoben worden wäre („Kaisergebirgsdecke"). Daraus ergibt sich aber auch, daß dieser Aufschub einer so gewaltigen Triasgesteinsmasse jünger als Gosau (Südseite) bzw. jünger als Oligozän (Nordseite) sein muß. Ampferer hat in dieser Aufschiebung einen Ferntransport der Kaisergebirgsdecke in ihre heutige Lagerung gesehen. In neuerer Zeit sind ganz allgemein Zweifel aufgetaucht und man ist geneigt, Schubweiten möglichst geringen Ausmaßes anzunehmen, weniger Überschiebungen als vielmehr Aufschuppungen an Ort und Stelle in diesen tektonischen Lagerungsverhältnissen zu erblicken. In dieser Hinsicht wird auch der Umstand gewertet, daß die Ausbildung des Eozän (Häringer Schichten) sowohl außerhalb der Kaisergebirgsdecke Ampferer's als auch innerhalb derselben (Duxer Köpfl) vollkommen gleich ist, so daß man kaum eine ursprünglich weit getrennte Ablagerung der beiden Bereiche annehmen könne. Trotzdem wird man die Tektonik des Kaisergebirges nur im Rahmen des gesamten Alpenbaues (Ostalpen) betrachten dürfen, und daraus ergeben sich gerade in neuester Zeit wieder eindeutige und klare Hinweise, daß doch Überschiebungen auf größere Entfernungen, im einzelnen jedenfalls über mehrere Zehner von Kilometern, stattgefunden haben.

Der tektonische Bau des Kaisergebirges zeigt noch manche Eigenheit und Komplikation. Der eigentliche Südflügel der Mulde (Wilder Kaiser) fällt steil nach N ein. Im Treffauer ist ihm eine große Scholle von Wettersteinkalk mit Muschelkalk an der Basis vorgelagert, die flach liegt. Reste dieser vorgelagerten Scholle finden sich auch noch weiter gegen Westen im Wettersteinkalk des Sonnensteines, sowie in den Wettersteinkalkschollen an der Südseite des Scheffauer.

Die Aufrichtung der Wettersteinkalkmassen in den Muldenflügeln erzeugte die beiden Kaiserketten. Ihre Feingliederung aber ist das Werk der Kleintektonik. Der Faltungsprozeß der großen Mulde und ihre Überschiebung auf fremden Untergrund hatten zur

Folge, daß die Schichtplatten des Wettersteinkalks verbogen und gegenseitig verschoben wurden. Dadurch ist eine große Anzahl von Bewegungsflächen kleineren Ausmaßes geschaffen worden, die aber die Formen des Gebirges weitestgehend beeinflussen. Diesen Klüften und Bewegungsflächen, zusammen mit der steilstehenden Schichtfläche (Bankungsfläche) verdankt der Wilde Kaiser seine Wildheit. Zum Teil sind diese Schubflächen auch wellig verbogen. Die steilstehenden Schichtflächen und diese Bewegungsflächen sind es aber, die die prallen Wände des Gebirges bedingen, in denen der Kletterer schwere und schwerste Führen findet.

Überschiebungs- und Faltungsvorgänge haben wohl die innere Struktur des Kaisergebirges geschaffen. Zum Gebirge wurde es aber erst durch Bewegungen in der Senkrechten (Heraushebung), die nicht nur das Kaisergebirge erfaßt haben, sondern mit ihm en bloc die ganzen Alpen. Diese Heraushebung erfolgte nicht plötzlich und in einem Zuge. Die Zeitbeträge liegen auch hier noch bei Millionen von Jahren. Die Hebung selbst war mehrphasig. Dies beweisen die Reste alter mittel- bis jungtertiärer Landoberflächen, die im Kaisergebirge ebenso anzutreffen sind wie in allen übrigen Teilen der Alpen. Die Gipfel des Wilden Kaisers liegen alle annähernd in gleicher Höhe. Sie sind zu einer „Gipfelflur" vereint. Diese ist der höchste und daher auch älteste Rest einer solchen alten Landoberfläche. Dies tritt besonders deutlich in der Umrahmung des Grießer Kares hervor (durchschnittliche Gipfelhöhe 2150 bis 2250 m). Der Rest einer alten Landoberfläche ist auch das „Plateau" des Zahmen Kaisers. Tiefere Flächenreste sind jünger. Die Ausbildung solcher Flächen ist das Werk von Emporwölbung und Denudation (Abtrag). Dabei dürften sich nie stärkere Reliefunterschiede herausgebildet haben als sie einem Mittelgebirge entsprechen. Für Mittelgebirge sprechen auch die Reste von Flußschottern, den „Augensteinschottern", die sich auf dem in den Ostalpen am meisten verbreiteten Verebnungssystem erhalten haben, in der sogenannten „Raxlandschaft"[1]. Zeugen dieser Augensteinschotter im Kaisergebirge sind vor allem Quarze (Kiesel) und kleine Bohnerzstücke, die sich auf den Flächen des Zahmen Kaisers, aber auch im Wilden Kaiser (Wiesberg) finden.

In der Scharte des Kopftörls ist zwischen gewellten Schubflächen ein Rest von gelben Mergeln, Sandsteinen und Feinkonglomeraten mit Quarzkieseln von mehreren Millimetern Durchmesser erhalten. Kurt Leuchs, der Entdecker des Vorkommens, hat diese als Augensteine beschrieben. O. Ampferer hat sie zur Gosau gestellt, dabei aber selbst darauf hingewiesen, daß sie von allen anderen Vorkommen von Gosau-Gesteinen in ihrer Beschaffenheit abweichen. Es handelt sich auch hier um in situ erhaltene Reste einer jungen tertiären Schotterüberdeckung (Augensteinschotter).

Die Hebungsvorgänge haben sicher noch bis ins Altquartär (vielleicht noch länger) hinein angehalten. Erst damals dürften die Alpen und damit das Kaisergebirge zum Hochgebirge emporgehoben worden sein. Erst die, geologisch gesehen, jüngsten erosiven Angriffe haben es auch zum morphologischen Hochgebirge gemacht.

An der Hochgebirgsformung haben aber auch die eiszeitlichen Einflüsse größte Bedeutung. Durch sie wurden die Karräume geweitet, die Felswände zum Teil versteilt, Schluchten erodiert, Flächen aufgeschüttet und vieles andere. Je näher zur Gegenwart, um so frischer und zahlreicher sind die Formen.

Von den drei im Innern der Alpen nachweisbaren Eiszeiten sind im Raume der Kaisergebirgskarte als älteste Zeugen nur einige Reste von Schottern erhalten, die, zu festen harten Konglomeraten verkittet, bei Durchholzen, am Ausgang des Habersauer Tales und südlich Bärnstatt liegen. Der hohe Verfestigungsgrad dieser Schotter läßt sie deutlich und leicht von jüngeren Schotterablagerungen trennen. Es handelt sich um die Reste einer Talzuschüttung aus einer älteren Zwischeneiszeit, wahrscheinlich der Mindel-Riß-Zwischeneiszeit. Ähnliche Vorkommen sind im Inntal-Raum noch weit verbreitet. Diesen Konglomeraten dürften als gleich alt Gehängebreccien entsprechen, wie sie so-

[1] Name von der Rax, südl. Wien, wo diese Hochfläche ebenfalls bestens erhalten ist.

wohl in unmittelbarer Nähe der Konglomerate als auch sonst an den Hängen des Kaisergebirges auftreten. Mit ihnen in enger nachbarlicher Beziehung stehen an der Südseite des Kaisergebirges konglomerierte rein kalkalpine Schuttkegel, z. B. aus dem Wochenbrunner Tal bei Ellmau. Alle diese Ablagerungen weisen auf eine wahrscheinlich mindel-riß-interglaziale Aufschüttung der das Kaisergebirge umgebenden Talräume hin, die bis rund 900 m hinauf gereicht hat. Damit in Zusammenhang war eine stärkere Schuttummantelung des Gebirges (Reste davon sind die Gehängebreccien). Beide zusammen sind Erscheinungen, die auch aus anderen Talräumen bestens bekannt sind. Über Klima und Pflanzendecke dieser Zeit gibt die wohl gleich alte Höttinger Breccie bei Innsbruck Auskunft. Dort weist das Auftreten von Weinrebe und Pontischer Alpenrose auf ein Klima hin, das etwas wärmer als das heutige gewesen ist. Die folgende Riß-Eiszeit ist im Kaisergebirgsraum nur durch Grundmoräne am Staudinger Bach nördlich Fuchsanger und westlich Primau vertreten.

Die älteren glazialen und interglazialen Ablagerungen sind wohl noch vor und während der Riß-Eiszeit weitgehend wieder ausgeräumt worden. In der letzten Zwischeneiszeit erfolgte aber wieder eine ähnlich mächtige Talzuschüttung durch die „Terrassensedimente"[1]. Wieder erreichte die Zuschüttung am Ellmauer Sattel 900 m. Bei Kufstein liegen höchste derartige Schotterreste bei 680 m. Im allgemeinen handelt es sich um Fluß-(Inn-)schotter, die vom Haupt-(Inn-)tal in die Seitentäler hineingeschüttet wurden. Daher ist es in denselben auch gelegentlich durch Abdämmung zur Seenbildung gekommen. Die Tonablagerungen dieser Seen sind noch am Staudinger Bach und im Habersauer Tal erhalten. Zufolge der hohen Aufschüttung besaß damals das Inntal eine sehr breite Sohle und hing mit weiten Schotterfeldern mit ähnlich großen Aufschotterungen des Großachentales über die heutigen Wasserscheiden des Ellmauer Sattels und bei Walchsee zusammen. Über das Klima der letzten Zwischeneiszeit geben Fossilfunde Aufschluß. Pflanzenreste weisen auf ein ähnliches Klima wie heute hin, Fichte und Föhre waren neben Laubbäumen die Hauptwaldbildner. Der Fund des Stoßzahnes eines Mammutes beim Bau der Hechtseestraße beweist, wie ein ähnlicher Fund bei Innsbruck, daß damals diese Großsäuger auch in die Alpentäler eingedrungen waren. Schotterablagerungen dieser Zeit liegen besonders im Eiberg-Becken, am Ellmauer Sattel, östlich Going, in der Talfurche Niederndorf—Walchsee und am Thierberg bei Kufstein.

Sehr weite Verbreitung hat die Grundmoräne, die die letzte (Würm-) Eiszeit zurückgelassen hat. Durch aufgenommenes Buntsandsteinmaterial ist diese Grundmoräne im Kaisergebirgsraum vielfach leicht rot gefärbt. Von derselben Eiszeit sind auch einzelne erratische Geschiebe und Blöcke an den Berghängen zurückgelassen worden. Sie geben uns einen Anhaltspunkt über die Mindesthöhe, welche die Gletscher der Würmeiszeit erreicht haben. An der Südseite des Gebirges dürfte die Eisfläche über 1800 m hoch gelegen haben. Nur die beiden Kaiser schauten aus dieser weitflächigen Gletscherlandschaft heraus, der Zahme Kaiser wohl als schneebedeckte breite Kuppe und der Wilde Kaiser als steiler Eisgrat.

Zum Teil schon vor, im wesentlichen aber nach der Würm-Eiszeit wurden die interglazialen Talzuschüttungen wieder ausgeräumt. Die eiszeitlichen Gletscher waren bis auf spärliche Reste etwa im Ausmaß der heutigen Vergletscherung der Alpen verschwunden.

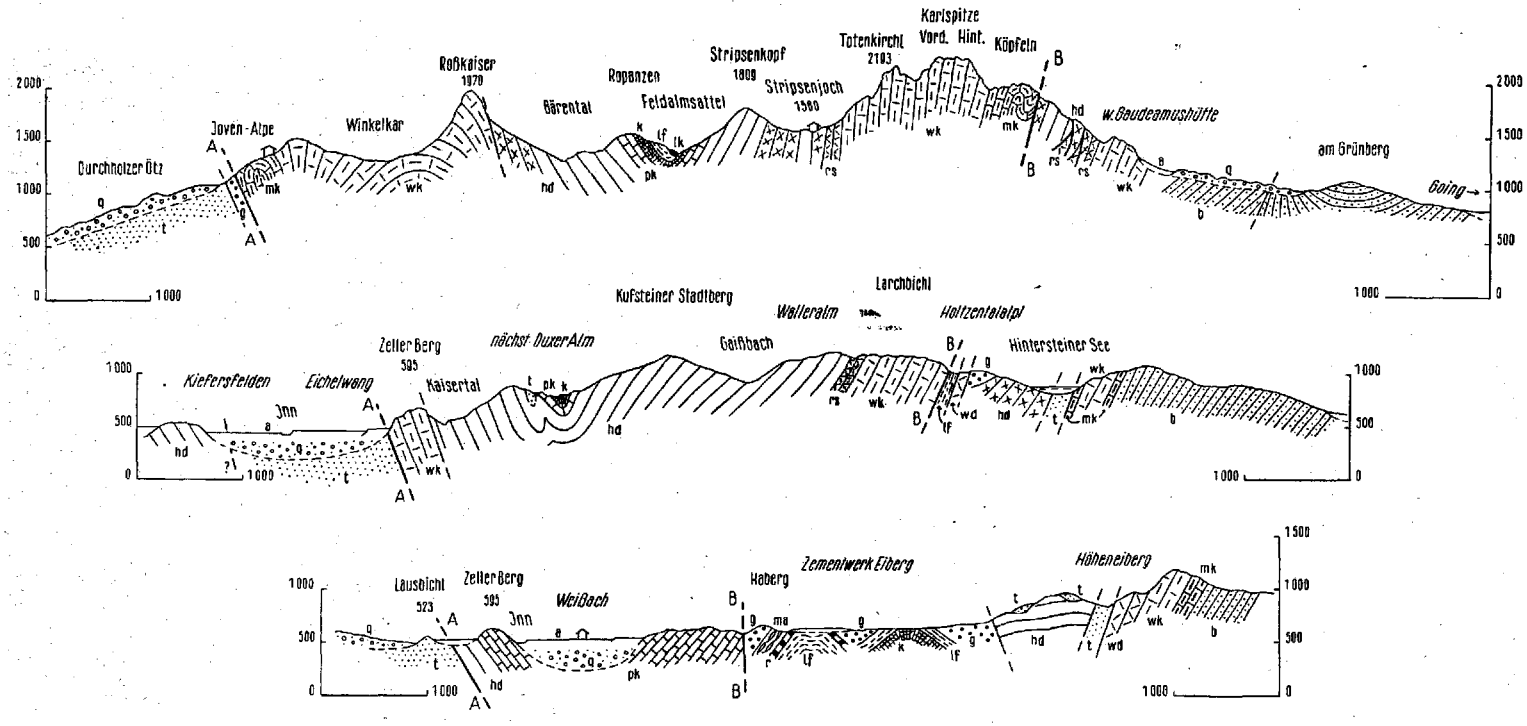
Aus dieser Zeit nach Würm sind uns reichlich Reste der damaligen Tierwelt in den Ablagerungen der Tischofer Höhle im Kaisertal erhalten geblieben. Am Höhlenboden liegt eine bis 20 cm dicke Lehmschicht, in der sich Bachgerölle, überwiegend Hauptdolomit, aber auch ein Wettersteinkalkgerölle, fanden. Dieses Wettersteinkalkgerölle zeigte eindeutig Kritzer und Schrammen, wie sie Grundmoränengeschieben eigen sind. Dieses Geschiebe muß ohne weiten Wassertransport einer Grundmoräne entnommen sein. Über dieser Basisschicht folgen 1½ bis 3 m Höhlenlehm. Er enthält eine sehr große Zahl von Tierknochen und -zähnen. Nachgewiesen sind rund 200 erwachsene (davon 130 Weib-

[1] So benannt, weil sie weitgehend die „Inntalterrassen" aufbauen.

chen) und rund 180 jugendliche Individuen des Höhlenbären. Sie sind besonders in den tiefsten und ältesten Ablagerungen des Höhlenlehmes zu finden gewesen, kamen aber auch in den höheren Schichten, zusammen mit dem Inhalt der Kulturschichten, vor. Außer den mindestens 380 Höhlenbären fanden sich die Reste von mindestens 6 Wölfen, 11 Füchsen, 2 Höhlenhyänen, 1 Höhlenlöwen, 2—3 Rentieren, 9 Steinböcken, einigen Gemsen und Murmeltieren. Die Zähne der männlichen Höhlenbären waren sehr stark abgekaut, woraus abgeleitet werden kann, daß es sich um sehr alte Tiere gehandelt hat, die die Höhle wohl als Schlupfwinkel zum Verenden aufgesucht haben. Unter diesen 70 männlichen Höhlenbären waren solche von gewaltiger Größe: aufrecht stehend von der Fußsohle bis zum Hinterhauptkamm fast 2½ m. Von den weiblichen Tieren wird angenommen, daß sie die Höhle zum Gebären aufgesucht hätten. Daß die alten Männchen dort verendeten, ist glaubhaft, ungeklärt ist aber, woran die 130 Weibchen und 180 Jugendlichen aller Wachstumsstadien vom kleinen bis zum fast schon erwachsenen Bären in der Höhle zugrunde gegangen sind, besonders wenn die Weibchen nur zum Gebären die Höhle aufgesucht haben. Dies ist um so auffälliger, da die Zahl der weiblichen und jugendlichen Tiere die der Männchen um fast das Viereinhalbfache übersteigt.

Der Höhlenlehm war von einer hellgrauen Lettenschicht überlagert. Die Höhlenbärenknochen waren wohl im unteren Teil des Höhlenlehmes angereichert. Sie fanden sich aber auch in höheren Schichten zusammen mit dem Inhalt der Kulturschichten. Im Höhlenlehm selbst fanden sich keine Anzeichen menschlicher Besiedlung. In den höheren Kulturschichten sind sie aber sehr reichlich, sowohl Knochen des Menschen selbst, wie auch seine Werkzeuge und Knochen seiner Haustiere. Die Artefakte stammen aus zwei Kulturperioden und auch die menschlichen Reste selbst verteilen sich auf dieselben. Die älteren archäologischen Objekte gehören der jüngeren Steinzeit (Neolithikum) an, die jüngeren der früheren Bronzezeit (um 2000 v. Chr.). Für den neolithischen Menschen ergab sich aus den Knochenresten die Anwesenheit von 3 bis 5 Erwachsenen und 3 bis 4 Kindern, für den bronzezeitlichen von 7 Erwachsenen, 12 Jugendlichen und 15 Kindern, wobei die beiden letzteren alle Altersstufen vom Neugeborenen bis zum Jugendlichen von 14 bis 16 Jahren umfassen. Unter den neolithischen Menschenresten sind auch solche von Männern, bei den bronzezeitlichen fehlen diese. Aus der Größe der Oberschenkelknochen läßt sich auf eine Körpergröße der Männer von 168 bis 170 cm, der Frauen von 149 bis 155 cm schließen. Die Kopfform war ziemlich schmal, mit länglichem Gesicht. Die Haustiere waren: Haushund, Rind, Ziege, Schaf, Schwein. Artefakte sind: Steingeräte, Knochenartefakte, Schmuckgegenstände aus Bronze sowie Gußformen für Bronze.

Die im Höhlenlehm eingebetteten Tierreste wurden früher für riß-würm-interglazialen Alters aufgefaßt, die Bachgerölle an der Basis wären rißzeitlichen Moränen entnommen, während eine 10 bis 20 cm dicke Lage von grauen Letten über dem Höhlenlehm würmeiszeitlich wäre. Diese Alterseinstufung stößt aber auf große Schwierigkeiten. Die Tischofer Höhle liegt mit 594 m rund 80 m über der heutigen Sohle des Kaiserbaches. Im Riß-Würm-Interglazial war aber das Inntal im Raum von Kufstein nachweisbar bis mindestens 680 m, im Thierseer Tal und am Sattel von Ellmau nachweisbar bis 900 m hinauf zugeschottert. Damit war aber die Höhle damals rund 80 m *mindestens* unter der damaligen Talsohle gelegen. Dies macht eine Alterseinstufung in die letzte Zwischeneiszeit unmöglich. Diese Datierung, die auf die Arbeit von M. Schlosser (1906—1909) zurückgeht, entsprach dem damaligen Wissen über das Inntal-Quartär und die Verbreitung der Terrassensedimente. Heute können wir die Höhlensedimente und ihren Inhalt an Knochen und Artefakten viel besser einstufen: der Höhlenlehm stammt aus der Zeit nach der Würmeiszeit. Die liegende Lehmschicht mit den gekritzten Wettersteinkalkgeschieben ist würm-eiszeitlich, die graue Lettenschicht über dem Höhlenlehm wurde in der Schlußvereisung eingeschüttet. Sie ist Niederschlag von Gletschertrübe, die der Kaiserbach von den tiefreichenden schlernzeitlichen Gletschern erhalten hat, die damals im Innern des Kaisertales lagen. Dies setzt allerdings voraus, daß der Bach in Höhe der Höhle floß und die 80 m tiefe Schlucht ein jüngerer Einschnitt ist. Aber Tiefenerosion



Quartär-Zeit
- a alluviale Schuttmassen
- q ält. quartäre Schuttmassen

Tertiär-Zeit
- t Tertiär-Schichten

Kreide-Zeit
- g Gosau-Schichten

Jura-Zeit
- ma Aptychen-Schichten
- r Radiolarit

Trias-Zeit
- lf Lias-Fleckenmergel
- lk roter Liaskalk
- k Kössener Schichten
- pk Plattenkalk
- hd Hauptdolomit, mylonitisch
- hd Hauptdolomit
- rs Raibler Schichten
- wd Wetterstein-Dolomit
- wk Wettersteinkalk
- mk Gutensteiner Schichten + Muschelkalk
- b Buntsandstein
- A A / A B — Begrenzung der Kaisergebirgs-Decke (Kaisergebirgsmulde)
- Bewegungsflächen

Profile durch das Kaisergebirge, gezeichnet von Hellmuth Bögel nach Otto Ampferer, Geologische Karte des Kaisergebirges 1:25.000. Richtung der Profile annähernd N 20° W

solchen Ausmaßes in geologisch so kurzer Zeit ist durchaus nichts Ungewöhnliches. Hiefür lassen sich zahlreiche Beispiele von anderen Orten bringen. Die drei Kulturschichten über dem grauen Letten wurden in der folgenden postglazialen Wärmezeit abgelagert.

Diese zeitliche Eingliederung beseitigt alle Schwierigkeiten. Die Ablagerungen der Höhle stellen eine geschlossene Folge vom Älteren zum Jüngeren dar, von der Würmeiszeit und unmittelbaren Postwürmzeit bis hinauf in die postglaziale Wärmezeit. Mit dieser Einordnung ergaben sich aber auch weitere Deutungsmöglichkeiten. Höhlenbär und Höhlenmensch waren ungefähr gleichzeitig: konnte dann nicht der Mensch Ursache des frühzeitigen Todes so vieler Jungbären gewesen sein? Warum waren sonst 180 Jungtiere in der Höhle verendet? Die Bedeutung der Tischofer Höhle liegt gerade darin, daß ihre Ablagerungen mit der Außenwelt sich in Beziehung bringen lassen. Zeiten, die älter als Würm sind, scheiden aus, da in ihnen die Höhle noch unter der Talbodenfläche lag. Solche Altersbeziehungen sind aber bei anderen Höhlen nicht so zwingend gegeben.

Nach dem Abschmelzen der würmeiszeitlichen Eismassen ist das Kaisergebirge wahrscheinlich vollkommen eisfrei geworden. Es ist dies die Zeit, in der sich in der Tischofer Höhle der Höhlenlehm gebildet hat. Sein Inhalt an Knochen gibt beredten Aufschluß über die Tierwelt, die damals das Kaisertal bevölkerte. Später erfolgte dann eine Klimaverschlechterung, bedeutende Gletscher füllten Kare und Täler im Kaisergebirge. Ihre Gletschertrübe lagerte die graue Lettenschicht in der Tischofer Höhle ab. Überall an den Hängen des Gebirges hat diese „Schlußvereisung" ihre Moränenmassen, vielfach Blockmoränen, liegen gelassen. An der Nordseite des Kaisergebirges reichten die Gletscher bis an die Straße Durchholzen—Walchsee herab. Im Kaisertal stießen Gletscher aus dem Talhintergrund bis über Hinterbärenbad heraus vor und vom Zahmen Kaiser lagen ihre Zungen im Bereich des Trocken- und Schwarzenbaches bis zum heutigen Kaiserbach herunter. Gleich alte Gletscher erreichten auf der Südseite fast den Ellmauer Sattel und an der Ostseite liegen ihre Moränenmassen an den Ausgängen der dortigen Täler in das Kohlental. Ein Bergsteiger hätte damals schwierigste Fels- und Eisfahrten machen können. Das Bild, das das Kaisergebirge damals bot, muß von ungeahnter Schönheit gewesen sein: mächtige Gletscher mit zum Teil wilden Brüchen und darüber eisgepanzerte Felswände, im Vorfeld der Gletscher aber ihnen entsprechend gewaltige Gletscherbäche. Dieser schlernzeitliche Gletschervorstoß der Schlußvereisung war aber nur von verhältnismäßig kurzer Dauer. Mit dem allmählichen Wärmerwerden des Klimas rückten die Gletscher höher hinauf. Moränenwälle zeigen aber zwei weitere Halte mit Vorstoßcharakter, die Gletscherstände der Gschnitz- und der Daunzeit. Zur Daunzeit lagen nur noch an den höchsten, stark beschatteten Erhebungen kleine Gletscherchen. Anschließend, in der postglazialen Wärmezeit[1], wurde das Kaisergebirge vollkommen eisfrei und ist es bis zur Gegenwart geblieben.

Gerade aber diese jüngsten geologischen Ereignisse haben sehr viel zur Ausgestaltung des Gebirges beigetragen. Sie gaben der Landschaft gewissermaßen den letzten Schliff. Unbewußt hält der Wanderer seine Rast auf einem Felsblock, den ein schlernzeitlicher Gletscher vor etwa elftausend Jahren liegen gelassen hat. Die Quelle, die der Stirn des Moränenwalles entspringt, gibt ihm Labung. Im Schatten eines Ahornes und unter der Begleitmusik des säuselnden Bergwindes läßt er Jahrmillionen vorüberziehen.

185 bis 225 Millionen Jahre sind es her, seit ein heißer Wüstenwind über die Buntsandsteinflächen wehte, 155 bis 180 Millionen Jahre, seit das Meer der oberen Triaszeit seine blauen Wogen gegen die Korallenriffe des rhätischen Riffkalkes schlagen ließ. Nur eine Million Jahre sind vergangen, seit das Kaisergebirge als Gebirge besteht und die pleistozäne Eiszeit ihre ersten modellierenden Einflüsse von Gletschern ausgeübt hat. Der Felsblock aber, auf dem der Wanderer ins Sinnieren gekommen ist, — vielleicht hat auf ihm vor 3000 oder mehr Jahren schon ein Jäger gesessen, dessen Heimat und Wohnung die Tischofer Höhle war?

[1] Höhepunkt der postglazialen Wärmezeit 5000—3000 v. Chr.

Wichtigstes Schrifttum

Ampferer, Otto: Geologische Karte des Kaisergebirges mit Führer. Geologische Bundesanstalt, Wien, **1933.**

Fuchs, Alfred: Untersuchungen am tektonischen Gefüge der Tiroler Alpen II. (Kalkalpen Achensee—Kaisergebirge). Neues Jahrb. f. Min. etc., Abt. B, Bd. 88, Stuttgart, **1944.**

Heißel, Werner: Beiträge zur Quartärgeologie des Inntales. Jahrb. d. Geolog. Bundesanstalt, XCVII. Bd., Wien, **1954.**

Heißel, Werner: Die Tischoferhöhle im Kaisertal. Schlern-Schriften, 156. Bd., Kufsteiner Buch I, Innsbruck, **1957.**

Leuchs, Kurt: Die geologische Zusammensetzung und Geschichte des Kaisergebirges. Zeitschrift des Ferdinandeum, III. Folge, Innsbruck, **1907.**

Schlosser, Max: Die Bären- oder Tischoferhöhle im Kaisertal bei Kufstein. Abh. d. k. Bayer. Akad. d. Wiss., II. Kl., XXIV. Bd., II. Abt., München. **1909.**

In diesen Arbeiten weitere Schriftenhinweise.

Anschrift des Verfassers: Univ.-Prof. Dr. Werner Heißel, Innsbruck, Sillgasse 17

Zur Siedlungs- und Namengeschichte im Bereich des Kaisergebirges

Von Karl Finsterwalder

Es scheint zunächst überflüssig, nach dem lebensvollen Bild „Aus der Vergangenheit des Kaisergebirges", das ein emsiger Heimatforscher, Rudolf Sinwel, ein Sohn Kufsteins, in der „Zeitschrift" 1917 von der Geschichte des Kaisergebirges entwarf, etwas Ähnliches wieder zu bringen.

Der reichhaltige Aufsatz Sinwels, der nicht die touristische Erschließungsgeschichte behandelt, spricht über die Anfänge der Siedlung, über Wirtschaftsgeschichte, Almwirtschaft, Holz- und Waldnutzung besonders im Kaisertal, über Jagd und einstige Tierwelt, er erinnert an die Edelgeschlechter, die rings um den Kaiser saßen, bringt geschichtlichen Stoff aus erster Hand über die Kaisertalhöfe und drückt natürlich auch die Meinung des Verfassers über die Entstehung des Gebirgsnamens aus.

Das Viele, was von Sinwels Aufsatz bleibend ist, kann hier nicht wiederholt werden, nur nachzutragen sind manche Erkenntnisse, die aus den seither erschlossenen Quellen stammen und manches in anderem Lichte zeigen. Dazu gehört das alte Problem des Namens Kaiser und die Aussage der Ortsnamen in den Talgebieten ringsum über die Siedlungsgeschichte des Gebiets, die sich am besten in die mittelalterliche Gliederung des Landes in seine Gerichte und Grundherrschaften einfügen läßt.

1. Alte Siedlungs- und Herrschaftsräume rund um das Kaisergebirge

Die territorialgeschichtlichen Verhältnisse treten uns ziemlich klar in den im 13. Jahrhundert entstandenen Urbaren der bayerischen Herzöge entgegen, also in einer Zeit, da die Landeshoheit in unserem Gebiet bereits faktisch an diese Landesfürsten übergegangen war; vorher freilich hatten diese die Grafschaft Unterinntal und damit das Gericht Kufstein — seit 1133 — nominell als Lehen von den Bischöfen von Regensburg inne. Wie bunt durcheinandergemengt und zerstückelt andererseits im Gegensatz zur Gerichtshoheit — infolge des Mitwirkens vieler Grundherrschaften bei der Besiedlung — der grundherrschaftliche Besitz um den Kaiser war, das zeigt nach Sinwels Arbeit ein neueres stoffreiches Werk über die Gegend im Süden des Kaisers, nämlich der Band „Sölland", Heft 10 des Werkes Tiroler Unterland, von DDr. Matthias Mayer, Going (1949).

Territoriale Gliederung

Das Gebiet des Stadtgerichts Kufsteins reichte im Süden zur Locherer Kapelle[1], es schloß vom Kaisergebirge nur den Stadtberg und das Brentenjoch ein (nach dem historischen Atlas der österreichischen Alpenländer allerdings auch noch Hinterbärenbad), also den Raum zwischen Kaisertalbach und Gaisbach. — Auf der Westabdachung gehörten nach dem Herzogsurbar von 1270 zum „officium Sweuch" (Amt Schwoich) und damit zur Schranne Kirchbichl (Schranne s. unten) die Höfe Hauchperg (jetzt Haberg), Cholnperch (jetzt Köllenberg) und Gaispach — in einer Quelle von 1480[2] werden Haberg, Egerpach (jetzt Egersbach), Köllenberg und Gaisbach denn auch zur Pfarre Kirchbichl gerechnet. — Die Nordseite des Kaisers umspannte zum größten Teil das Landgericht Kufstein, und zwar — als Teil desselben — das „Ebbser Viertel", auch Ebbser Schranne

genannt — heute meist „Untere Schranne" (Schranne = ursprünglich Ausdruck für die Bank der Gerichtsbeisitzer, aber übertragen für „Teil eines Gerichts"). Sie hieß so nach ihrem Hauptort Ebbs, dessen Name anscheinend in keltische Zeit zurückreicht (keltisch Episa = „Roßbach"?). Zum Nutzungsgebiet der Leute von Ebbs gehörte seit alters nach Sinwels Belegen und nach Aufzählungen in den Urbaren die Gegend der Kaisertalhöfe. Ostwärts endete die Ebbser Schranne, zu der noch Walchsee als eigenes Viertel gehörte, an der vom Walchsee an scharf nord-südlich verlaufenden Gerichtsgrenze gegen das Gericht Leukental (= Groß-Achental), die das Kaisergebirge rechtwinklig durchschnitt und zwischen Ellmau und Going die Talsohle erreichte.

Die Gegend südlich des Kaisers bis gegen Going ist das Sölland: das ist eine gewachsene historische Einheit, deren Name davon herrührt, daß für dieses Viertel des Kufsteiner Landgerichts der Propsthof zu Söll das Verwaltungszentrum bildete. Die Zugehörigkeit des Söllands zum bayerischen Herzogtum steht zwar fürs 13. Jahrhundert fest, aber für die Zeit vorher kann seine Bindung an eine andere Besitzgruppe erschlossen werden. Der größte Teil dessen, was man als Sölland betrachtet, die Gegend von Eiberg, Hinterstein, Achleitberg, Scheffau und der südliche Teil von Ellmau, wurde vom 13. bis weit ins 16. Jahrhundert hinein das „Meraner Amt" genannt, es steuerte in einer eigenen Maßeinheit, der „Meraner Maße" und in „Meraner Pfennigen" zum Propstamt nach Söll und stammte wohl aus dem Besitz der Grafen von Andechs. Diese hatten als Markgrafen von Istrien — im Mittelalter Meranien genannt — den Titel „von Meran" oder „Meranien"[3]. Übrigens war dieses herzogliche Amt auf der Südseite des Kaisers von zahlreichen Höfen, deren Grundherren geistliche Stifter wie Baumburg, Georgenberg, Scheyern, Raitenhaslach und Tegernsee waren, durchsetzt.

Die „Söller Öffnung", ein Weistum über die Agrarrechte der Söller Markgenossen, das 1500 aufgezeichnet wurde[4], sicher aber viel älter ist, gibt Aufschluß über die einstige Ausdehnung des Söllandes selbst über den heutigen Begriff „Sölland" hinaus. Nach ihr reichten die Weiderechte der Söller „dem Achgrund (dem Talgrund) der Weißach entlang bis zum Hörfinger Gatter" (Hörfing = dem jetzigen Hof Stehr bei Glemm), also bis zur Grenze des Stadtgerichts Kufstein. Ein Keil von Söller Gebiet muß sich ursprünglich zwischen Kufsteiner Stadtgericht und die Kirchbichler Schranne eingeschoben haben. Die Höfe von Eiberg bis Glemm müssen auf dieser Allmende der Söller Markgenossen errichtet worden sein.

Von der mächtigen Stiegenwand über dem Eiberg, über die die steile „Steinerne Stiege" führt, ist der Name „Hinterstein" ausgegangen. Die Höfe von Hinterstein heißen noch im 15. Jahrhundert „auf dem Stain", d. i. „auf der Stiegenwand", später Hinterstein.

Bei den „Zwei Linden" zwischen Ellmau und Going (beim Hof March nächst Ellmau) verzeichnen die alten Markbeschreibungen im östlichen Kaiser die Mark gegen das Leukental, Gericht Leukenstein genannt, dem bereits Going angehörte. Schon 1073, als das große Talgebiet von Kössen bis Jochberg noch unter Regensburg stand, tritt es als landschaftliche Einheit entgegen; es wird da genannt „Luichetal a Strihen (jetzt Streichen bei Kössen) usque ad Johperg". Den Namen gab ihm eine heute verschollene Burg Liuchenstein, d. i. Leukenstein, die als Gerichtssitz diente. Sie muß in der Nähe der Ortschaft Liuchingen (der Name ist auszusprechen als Luiggingen oder Loiggingen) gesucht werden, die das Herzogsurbar von 1240 verzeichnet; der Name ist zwar abgekommen, der Ort kann aber aus urbarrechtlichen Gründen mit der Gegend von Aigen zwischen Bärenstetten und Schwendtling am Fuße des Niederkaisers bei St. Johann gleichgesetzt werden[5]. Da dieser Ort der ganzen Talschaft und dem Gericht den Namen gab, wird er wohl eine ganz besondere Vorrangstellung innegehabt haben — als ursprünglicher Herrenhof, vielleicht Sitz eines lang verschollenen Geschlechts, der Liuchinge, die noch vor den Regensburger Bischöfen Grafenrechte besaßen? Der Name Liuchingen läßt sich sprachlich ohne Zweifel auf einen altdeutschen Personennamen, den ein Stammvater des Geschlechtes trug, zurückführen, nämlich Liucho, sprich Liuggo, Kurzname für einen Personennamen Liutger oder Liutgoz. Im Jahre 1180 heißt z. B. ein Zeuge in einer Herrenchiemseer Urkunde Luikoz[6]. Der Name hängt aber keinesfalls mit dem Luigambach bei Gasteig und mit Leogang (siehe unten) zusammen. — So geht der Talname, auf Karten des 17. Jahrhunderts Loiggental geschrieben, wie ihn das Volk sprach, auf einen

frühen Verwaltungs- und Gerichtssitz zurück; schon im 13. Jahrhundert ist dieses Zentrum in die wirtschaftlich wichtigere Stadtsiedlung Kitzbühel verlegt worden; als amtliche Bezeichnung für das große Gericht längs der Tiroler Ache gilt dann „Gericht Kitzbühel".

Auch im Gericht Leukenstein haben die Wittelsbacher älteren Landbesitz verschiedener Herkunft zum Teil als Grundherrschaft erworben, das ganze Talgebiet aber als eigenes Gericht verwaltet. Erst 1168 hatte Pfalzgraf Otto von Wittelsbach das antiquum praedium in Liuchental (= „das alte Gut im Leukental") erworben, das zuerst vom Templerorden begründet war; der südwestliche Teil des Beckens von St. Johann, das „Spertener Amt", kam 1245, nach dem Falle der Grafen von Sponheim und Ortenburg aus deren Besitz hinzu[7]. Die Grafschaftsrechte, die vom 12. Jahrhundert bis 1250 hier die Grafen von Falkenstein (b. Brannenburg a. J.) ausübten, ließen die Herzöge von 1250 an durch ihre Beamten verwalten. Der Urbarbesitz der bayerischen Herzöge blieb aber auch hier zersplittert, durchsetzt von dem umfangreichen Gut geistlicher Stifter, besonders des Stiftes Frauenchiemsee, dem außer vielen Höfen um Kössen und Schwendt auch im „Oberamt", das ist um Kirchdorf, Erpfendorf, Almdorf, St. Johann, Gasteig, eine Reihe von Gütern zinsten[8]. Das Benediktinerkloster Rott am Inn (Oberbayern) war schon bei seiner Gründung im Jahre 1073 mit zinspflichtigen Gütern in Choletal (jetzt Kohlental), Griescenowe (jetzt Griesenau), Grantowe (Granber bei Going oder bei Griesenau) ausgestattet worden, die betreffende Urkunde von 1073 gestattet also Einblick in eine für diese ungünstigen Lagen auffallend frühe Entstehungszeit von Siedlungen[9]. Doch war der Besitz von Rott fast nur in der Rott gehörigen Hofmark Pillersee (mit Fieberbrunn) zusammengeballt. Im übrigen Leukental ist der Frauenchiemseer Besitz fast so umfangreich wie der herzogliche; nach ihm folgt das Stift Bamberg und mit Abstand nähere und entferntere geistliche Grundherren wie die Stifte Scheyern und Herrnchiemsee und einheimische Pfarrkirchen[10].

Beschreibung des Gebirges in älteren geographischen Quellen. Älteste Bergnamen.

Da die Gerichtsgrenze zwischen Walchsee und Going das Kaisergebirge quer durchschnitt, wäre zu erwarten, daß in den Markbeschreibungen dieser Gerichte schon früh einige Gipfel des Kaisers auftauchen. Doch ist dort die Suche nach Bergnamen fast ergebnislos, da bekanntlich überhaupt der Gebirgsbewohner vor dem Erwachen des Alpinismus nur selten das Hochgebirge einer besonderen Beachtung würdigte. Im Kufsteiner Weistum vom Jahre 1555[11] geht die Gerichtsgrenze von Walchsee und vom Weißenbach (mündet in den Walchsee) zur „Alm Happersau" (bei Anich Appersau, jetzt Habersau), „... dann hinein auf den Kielstein" (nach Anich am Weißenbach nächst der Habersauer Alm), dann „schnurgerad hinauf an Veltperg, hinüber bis an die Höch und Spitz des Veltpergs, wo sich die Ebbser Schrann endet, vom Veltperg gerad hinüber auf das clain Thörl, aufn Kaiser in die Elmau (mit Elmau ist hier offenbar die ganze Kaisersüdseite gemeint), herab durch die Rinn an Hasenpichl (oberhalb des Baumgartenköpfls), gerad herab zum Spätenlaner (d. i. die breite, sanft geneigte Fläche bei der Gaudeamushütte), dann auf den Hauspach (Talgraben von Wochenbrunn), der beed Gericht Kitzbühel und Kufstein von ainander tailt und scheidet."

Eine Grenzbeschreibung der landesfürstlichen Jagd im Gericht Kufstein[12] gibt auffallend viele Einzelpunkte, aber keinen unserer heutigen Gipfelnamen; vom Walchsee zieht sie „hin in Weißenpach von dannen hin auf den Obersperg (Ebersberg) und hin yber die Höpsau (Habersau) ... an Khollaner (Kohlahnersattel) durch den Stainwaldt hin für den Wildenmann (= der Felsturm am Stripfenkopf?), an Prundtsturmb (mit dem Zirlbrunn am Stripfenjoch, Sinwel S. 26, zusammenhängend, etwa „Brunnstub'm"?), auf Wildtanger (jetzt noch beim Stripfenjoch) auf Klein Thor ... in Hausbach ...".

Die Grenze des Gerichtes Kufstein geht nach einer Kundschaft von 1450 „von dem Hörwag (Weiler Hörhag am Walchsee) bis an das Wachs-Egg an dem hintern Kaiser, bis auf das march zu den linden" (March, Marcherbichl westlich Going)[13]. Eine Beschreibung des 17. Jahrhunderts läßt die Grenze in umgekehrter Richtung verlaufen: „vom Hauspach auf das Großthor am Kaiser" (kann nach Anichs Karte von 1778 — mit der eingezeichneten Gerichtsgrenze — nur das Elmauer Tor sein, also geht die Grenze jetzt nicht mehr übers Kleine Törl!), weiter zieht sie „gegen Wildanger auf an das Joch (Stripfenjoch oder -kopf), ab an den Hörhag".

Vom „Waxegg", einem Bergvorsprung, der auf dieser Gerichtsgrenze stehen muß, spricht auch die oben erwähnte „Söller Öffnung": „wir haben ain gemain gesuech (gemeinsames Weiderecht) von Wäggsenegk (sprich Waxenegg) bis an den Mauchenpach[14], alle, arm und reich, mögen ir vich treiben an den freyperg" ... Demnach könnte das „Waxegg" (d. i. „scharfes Eck) der Bergvorsprung des Baumgartenköpfls gewesen sein, der auf der Verbindungslinie Kleines Törl—Hausbach gelegen ist; auch der Freiberg, dessen Lage

heute noch feststeht (siehe Kaiserkarte), liegt auf dieser Linie, reicht allerdings ostwärts noch bis zur Regalm. Agrargeschichtlich ist zwar auffällig, daß sich dieses Weidegebiet der Söllandler noch gegen das Gericht Leutental erstreckt hat, aber nach den älteren Grenzbeschreibungen zu schließen hat ja die Gerichtsgrenze in der Almregion eine nachträgliche Verschiebung nach Westen erfahren. Gegen Osten ist die alte Ausdehnung dieses Almgebietes Freyperg nicht mehr so sicher zu bestimmen, da der als Grenze genannte „Mauchenpach", also „Maukenbach", nur vermutungsweise mit einem der von der Maukspitze nach Süden herabstürzenden Bäche gleichgesetzt werden kann. — Der Name Freiberg hat jedenfalls nichts, wie Sinwel meinte, mit Bergbau zu tun, sondern wird nach dem Wortlaut der Söller Öffnung als „der allen Markgenossen frei zustehende Berg" zu verstehen sein.

2. Die Siedlungen und ihre Namen

Nicht so klar wie die Territorialverhältnisse vom Hochmittelalter ab ist das Alter der Siedlungen, wenigstens bei dem Versuch, es bloß auf Grund der Ortsnamen zu bestimmen. Zumal was das Alter der Orte auf -ing, die rings um den Kaiser vorkommen, betrifft, dürfte manches, was darüber geschrieben wurde, zu überprüfen sein, auch Sinwels Aufstellungen über die Ortsnamen auf -ing; er glaubte in ihnen eine einheitliche frühmittelalterliche Schicht aus den ersten Jahrhunderten nach der baiuwarischen Landnahme (6. Jahrhundert) sehen zu dürfen — auch hier am Kaisergebirge. Die Endung -ing allein ist bei Ortsnamen noch kein ausreichender Grund für eine solche Annahme; zwar werden im schwäbischen Gebiet und westlich etwa von Isar und Achensee ab 1000 n. Chr. wohl keine Ortsnamen auf -ing mehr geschaffen worden sein, so daß dort diese Endung wirklich ein Zeichen von hohem Alter ist. Aber weiter östlich geht die Benennung von kleinen Orten, die auf ungünstigem Boden offenbar auf Initiative von Grundherrschaften hin geschaffen wurden, mit solchen ing-Namen immer noch weiter, so daß auch im Spätmittelalter Rodungssiedlungen noch so benannt werden konnten. Die ing-Endung beweist an sich weder, daß ein Ort ins Frühmittelalter zurückgeht, noch, daß er von germanischen Freibauern begründet wurde.

Rings um den Kaiser kommen da Namen vor wie Guntharting bei Kössen, Wolfing, urkundlich Waldolfing, am Buchberg bei Durchholzen, Hörfing, urkundlich Hörolfing, bei Glemm südlich Kufstein, Hauning östlich von Söll (im Jahre 1350 ebenso), Wohlmuting bei Erpfendorf, um 1300 Wolmuoting; diese ing-Namen sind wenigstens mit richtigen germanischen Personennamen gebildet und gleichen den ältesten und bedeutenderen der so benannten Orte; sie haben offenbar ursprünglich den, der auf einem Hof saß, einen Waldolf oder Gunthart etwa, als Insassen hervorgehoben, mitsamt seinen Angehörigen und Knechten — auf eine solche Gruppe von Menschen deutet ursprünglich die Endung -ing hin, in späterer Zeit wird sie freilich schematisch angewendet worden sein und bloß mehr „eine Siedlung vom Typ der älteren ing-Orte" bezeichnet haben. Die genannten Beispiele enthalten echte altgermanische Namen wie Gunthart, Waldolf, Heriolf-Hörolf, Hün, Wolamuot. Sie können daher zwar, müssen aber nicht frühmittelalterlich sein[15]. Neben und zwischen diese Namen sind am Kaisergebirge überhaupt viel jüngere Typen gelagert. Schisling bei Scheffau ist z. B. kein ing-Ortsname, sondern ein Übername, der auf eine Einzelperson, den Hofinsassen, gemünzt wurde, genau so wie das nicht weit entfernte Beinstingl und Treffern (siehe 5.). Einen solchen Übernamen enthält auch Grilling bei Durchholzen (FM. S. 233); in Schwentling bei St. Johann, 1280 Swentlinge, und in Hüttling (Going) steckt nicht einmal ein Personenname, wie er in den ing-Orten die Regel ist, sondern eine nähere Bezeichnung der Siedelstätte (Schwent = eine Art Rodung; das Wort „Hütte"). Kranzing bei Niederndorf, 1280 Crencinge, scheint den Namen des Wacholders „kränssen" (siehe unten 5. „Strips") zu enthalten. Das können nur jüngere Typen sein.

Die ing-Endung war in Nordtirol noch lange so „produktiv", daß man sie noch spät an einen Ortsnamen anfügen konnte. Ein Brixentaler Hof, der wie jener bei Ellmau Bietring heißt, wurde noch 1813 bloß „beim Bieter" geschrieben[16], der Hof Anger bei

Walchsee heißt nebenher auch Ober- und Unter-Angering (nach der Chronik von Juffinger). Erst recht kann ein ing-Name und der betreffende Hof noch im 14., 15. Jahrhundert entstanden sein.

Auch andere Bildungen, Namen auf -au, -stett, -hofen wurden von Sinwel (S. 11) etwas voreilig auf Rechtsverhältnisse des Frühmittelalters zurückgeführt. Namen wie Mutolfsawe (wo?), Hattenawe (= Hatten, Hof bei Eiberg), Hattenstett (= Weiler Hatten südwestlich Scheffau, siehe Karte), Welfeshofen, Rudolfstatt (jetzt Ruedorfern bei Going) können recht gut erst ins 13., 14. Jahrhundert zurückgehen und grundherrschaftliche Güter bezeichnet haben. Personennamen wie Hatte, Welf (Mutolfsawe ist unklar) sind noch spät gebräuchlich gewesen, erst recht die Namenbildung mit -au und -statt. Ebensowenig sagt dem kritischen Leser eine Folgerung zu, mit der das Besitzrecht von manchen Bauernhöfen vom 18. Jahrhundert gleich auf germanisches Güterrecht zurückgeführt wird. Wenn manche Bauernhöfe unserer Landschaft 1778 (im Maria-Theresianischen Kataster) als luteigen, d. h. als freieigene Güter aufgeführt werden, kann dieses Rechtsverhältnis ohne triftige Gründe nicht auf frühmittelalterliche Gemeinfreie zurückgeführt werden — da solche Güter auch in ganz spät besiedelten Landstrichen Bayerns, Schwabens und Tirols, wie z. B. in Tannheim und in Teilen des Lechtales, vorkommen und bei manchen direkt nachzuweisen ist, daß der Inhaber sich freigekauft hat[17].

Was wird dann das wirkliche Alter der Hofsiedlung hier am Kaiser sein?

Nur wenige Höfe und Ortschaften werden z. B. in den bayerischen Herzogsurbaren des 13. Jahrhunderts und bei Schenkungen, die um 1160 an das später dort so begüterte Baumburg und an Herrenchiemsee erfolgen, schon als bestehend genannt. Ein Libhard, Ministeriale von Regensburg, ein Wernher von Boutenperch (jetzt Bietenberg bei Kraiburg), Ministeriale der Grafen von Kraiburg, und ein anderer Dienstmann Engelberts von Kraiburg sowie ein Sigboto von Stettenheim, ein Pilgrim von Truchtlaching an der Alz führen diese Schenkungen durch. Damals tritt die Gegend erst ins Licht der Geschichte. Es werden um 1160 am Südhang des Kaisers im Sölland und bei Going bloß Scefenawe (Scheffau), Horngahe (Horngach bei Scheffau i. T., 1155), Mioulliten (— „Mühlleiten", jetzt Mühlegg bei Ellmau), Houspach (jetzt Blattlhof u. Hausbach) genannt[18], 1155 Straze und Ekke südlich Ellmau erwähnt, im Jahre 1240 erscheinen im Herzogsurbar Elmouwe (= Ellmau), Gagingen (= Going), Holernawe (= Holernau bei Going), wieder Horngach als Horngawe, 1260 Rechau bei Scheffau[19] (= Recher), 1270 Galgenstat (der äußerste Hof in Hinterstein), Viekenstat, Achliten (Höfe Fieggen und Achleiten am Achleitberg), Vaiztenpuhel (= Faistenbühel westlich Ellmau) auf, gegen Kufstein zu 1270 auch noch Iberch (= Eiberg), Gaispach, Cholnperch (=Köllenberg) und Hauchperch (— Haberg). Mehr Hofgründungen werden im 12. und 13. Jahrhundert auf dem im allgemeinen günstigeren Verwitterungsboden der Schieferzone am Bromberg (östlich von Söll) und im „Hauninger Viertel" ersichtlich (Hauning gleich südlich der Straßenabzweigung gegen Söll bei Plaiken—Stockach—Scheffau). Sieht man sich nach einem brauchbaren Anhaltspunkt um für die Zeit, in der von diesen wenigen Keimzellen des 13. Jahrhunderts aus die Siedlung am Kaiser sich ausdehnen konnte, so liefert ihn etwa eine Berechnung, wie sie Mayer (a. a. O., S. 168 unten) für die baumburgischen Höfe Graenpach, Naba und Roten anstellt, die zwischen 1160 und 1299 durch Ausbau des 1160 an Baumburg geschenkten Grantperch (östlich Söll) geschaffen wurden. Man kann annehmen, daß auch in der benachbarten Landschaft am Südhang des Kaisers für den zuletzt auf 46 Anwesen angewachsenen Baumburgischen Besitz erst mit jenen Schenkungen der Grund gelegt wurde; durch Ausbau der wenigen damals schon ertragfähigen Höfe (rund 12), in deren Grund und Boden sicher noch viel entwicklungsfähiges Ödland oder Weideland enthalten war, entstand der spätere Besitz, und ähnlich bei anderen Grundherrschaften. Es besteht keine Veranlassung, die dichte Durchsiedelung des südseitigen Kaisergehänges, für die längst nicht so günstige Verhältnisse wie für die im 12. Jahrhundert genannten Talorte Scheffau, Horngach u. a. vorlagen,

etwa gar ins 7. Jahrhundert zu setzen[20]. Schließlich scheinen ja diese Höfe erst zum geringeren Teil im 14. Jahrhundert, zur Hauptsache erst 1480 in den Quellen auf. Man kann das Fehlen einzelner Höfe in der Urkundenüberlieferung auf irgendwelche Zufälle zurückführen, aber daß sie in einer ganzen Zone wie hier erst so spät auftreten, hängt sicher mit der späten Entstehung dieser Siedlungsgruppe — nämlich nach jenen Schenkungen — zusammen. Was den Hof Kaisern, die zweithöchste Siedlung dieser Zone (960 m ü. d. M.) betrifft, so kommt dieser bei seiner späten Erwähnung, 1480, und seiner ungünstigen Lage als Ausgangspunkt für die Entstehung des Gebirgsnamens, der schon 1240 feststeht, wohl nicht in Betracht[21]. Sein Name ist eher umgekehrt vom Gebirgsnamen abgeleitet worden.

Vereinzelte Siedlungen werden freilich bis auf das Frühmittelalter zurückgehen, so am Walchsee, an dessen Ufern offenbar Baiuwaren und Walchen, Romanen, aufeinandertrafen. Hier findet sich auch der sicher romanische Almnamen Joven (gespr. Jofn). Das benachbarte Pötting, urkundlich 1240 Pettinge, kann aus „Pattinga" = „bei den Leuten eines Mannes namens Patto" entstanden sein und ist dann — wegen des Umlauts — schon ins 8. Jahrhundert zu setzen. Auch die Möglichkeit, den Walchsee nach dort ansässigen Romanenresten zu benennen, wird über das Jahr 900 hinaus kaum bestanden haben, so daß auch dieser vielsagende Name recht alt sein muß; im nahen Erl, dessen Name, um 900 Orilau, sicher aus einem Aurelianum sc. praedium „Landgut eines Aurelius" entstanden ist, kommen in einer Aufzählung von Hörigen aus dem Jahre 925 nur mehr Leute mit baiuwarischen Namen, anscheinend keine Romanen mehr lebend vor[22] — trotz des ausgesprochen romanischen Ursprungs dieses Ortes. In den deutschen mit Personennamen gebildeten Ortsnamen unserer Landschaft sind an frühmittelalterlichen, später kaum mehr üblichen Personennamen enthalten: „Gouwo", der Name des „Gründers" von Going und „Puoso", der in Piesing bei Erpfendorf (nach 1300 Puosingen) steckt. Die Vorgeschichte, die für Liuchingen vermutet werden darf, führt ebenfalls vor das Hochmittelalter zurück. Interessant ist, daß der altdeutsche Personenname des Begründers von Erpfendorf auf Kenntnis der deutschen Heldensage im Leukental schließen läßt. Denn Erpfe ist der Name eines der Etzelsöhne in der Rabenschlacht, einem der Epen um Dietrich von Bern. Freilich ist das kein Beweis für hohes Alter des Namens und Ortes.

Neben diesen mittelalterlichen Zeugnissen lassen uns prähistorische Namen bis in die vorgeschichtliche Zeit zurückschauen. Eine solche Erinnerung birgt das noch im Mittelalter wichtige Zentrum Spertens bei St. Johann, eine weitere der Name jenes Baches, der vom Ostfuß der Maukspitze zum Tale von Gasteig herunterkommt, des Loigam- oder Luigambaches (siehe 5.). Wie „Leogang, Luigam" dem Mitterpinzgau und dem Leukental gemeinsam ist, so wiederholt sich auch der Name des mitterpinzgauischen Marktes Lofer in dem Bachnamen Lofer bei Kössen, der als keltisch angesehen wird.

Das Alter der Almwirtschaft im Kaiser: die ältesten Spuren menschlicher Anwesenheit im Kaiser sind romanische Almnamen, die offenbar von Siedlern der Nordseite des Gebirges ausgingen; von dem „Walchenort" Walchsee aus wurde offenbar die Alm mit dem Namen Joven befahren, von dem vorrömischen Ebbs her der Name Naun (am Zahmen Kaiser bei Vorderkaiserfelden) ins Gebirge hinein getragen (Naunspitz); dagegen ist „Ropanzen" bei der Feldalm noch nie einwandfrei als romanisches Wort erklärt worden. Auf der Süd- und Ostseite des Kaisers fehlt jede Namenspur, die auf vordeutsche Almwirtschaft wiese — trotz der vielen Almnamen und trotz der zwei erwähnten vordeutschen Namen im Becken von St. Johann. Schon 1150 wird ein praedium Wildalbe („Gut Wildalpe") als Besitz der „ecclesia Sancti Johannis in Liuchentale" (Kirche St. Johann) erwähnt (MB. 2, 345), diese Wildalpe lag aber nicht im Kaiser, vielmehr kommt eine solche nur nächst der Lerchfilzalm südlich Fieberbrunn, bei Aurach und bei Jochberg, vor.

3. Der Name Kaiser

Im ältesten bayerischen Herzogsurbar von ca. 1240 steht die früheste Erwähnung unseres Gebirgsnamens: „von eime lehen hinder dem Kaiser git (gibt) man einen boc"[23]. Im Urbar von 1270 lautet der Hofname in einer offenbar aus der älteren Form gekürzten Fassung „hintercheiser". Von einem anderen Kaiserhof, dem späteren Vorder- und Mitterkaiser, ist damals noch nicht die Rede. Diese Höfe erscheinen erst 1480 mit ihren Abgaben erwähnt, und zwar ebenso wie „hinterchaiser" als herzogliche Höfe. Hätten sie schon 1270 bestanden, wären sie wahrscheinlich auch damals im Herzogsurbar genannt worden. Überhaupt kommen solche Gutsteilungen, wie hier eine wahrscheinlich aus einem einzigen alten Kaiserhof die drei späteren Höfe hervorbrachte, nicht schon im 13. Jahrhundert, also zur Zeit jener Urbare vor. Da der Hinterkaiserhof auf der flachsten, also wie meist für Hofanlagen günstigsten Hangstelle liegt, wird wohl er der älteste Hof sein, er war 1240 wohl der einzige Kaisertalhof.

Der Wortlaut von 1240 scheint demnach zu besagen, „der Hof hinter dem Gebirge, das ‚Kaiser' genannt ist", er kann nicht als „der hintere von mehreren Kaiserhöfen" verstanden werden. Sinwel und Robert v. Srbik[24] meinten, im Namen Kaiser eine Bezeichnung für „Oedland, Land das keinen andern Besitzer als den Kaiser habe" sehen zu dürfen. Wahrscheinlich dachten die Erklärer, die diese These schon vor ihnen aufstellten, an die Regalien, die germanischen Königsrechte, die übrigens älter als das deutsche Kaisertum sind und nicht an die Kaiserwürde geknüpft sind. Unter solchen Königsrechten war das Verfügungsrecht über noch ungenutztes Ödland sehr wichtig für den Ausbau der Siedlung im Mittelalter geworden. Aber nirgends ist im 13. Jahrhundert in Bayern und Tirol davon die Rede, daß dieses Recht noch vom deutschen König ausgeübt wird. Schon vom 11. Jahrhundert, vor allem beim Ausbau der Siedlungen in unserem Alpengebiet, zeigt sich die Macht der Territorialgewalten, der Landesfürsten, so erstarkt, daß sie, und nicht der Kaiser, Träger der Landeshoheit und Inhaber der Regalien sind. Wo Eingriffe in dieses Regale seitens unberechtigter Adeliger vorkommen (um 1300), da werden sie ausdrücklich als Eingriffe in landesfürstliche, nicht in kaiserliche Rechte verzeichnet[25]; die These vom „Kaiser" als dem Gebirge, das dem Kaiser, dem Reich wegen seines Ödlandcharakters gehörte, ist rechtsgeschichtlich und sachlich nicht haltbar.

Sinwel erwähnt, daß schon im 15. Jahrhundert Inhaber der Kaisertalhöfe den Schreibnamen Kaiser tragen. Wie man damals „Kaiser" als Hof- und Schreibnamen durcheinander verwendete, zeigt eine Urkunde von 1473 (Sinwel, S. 19f.), wo ein Hans Kaiser und sein Bruder „auf dem mittern und hintern Kayser" genannt werden, 1479 aber derselbe als „Hanns Kaysrer ab dem Kayser" genannt ist. Die Schreibung dieser Namen läßt also keinen sicheren Schluß zu, ob der Personenname Kaiser vom Gebirge abgeleitet ist, oder ob umgekehrt der Gebirgsname von einem Personen- oder Beinamen Kaiser entlehnt ist. 1508 kommt noch einmal ein Ulrich Kaiser, anscheinend auf dem Hinterkaiserhof, vor. Auf diesen „Kaiser" genannten Hofbesitzer bezieht sich eine Kundschaft oder Rechtsaussage von 1508 vom „freien Gebirg, das nit dem Kaiser zugehörig sei" (sondern auch den anderen herrschaftlichen Untertanen zur Nutzung zustehe, vor allem den Ebbsern); seltsamerweise wird das Wort „Kaiser" in diesem amtlichen Befund über Nutzungsrechte von Sinwel S. 10 und Srbik S. 6 nicht auf den schlichten Bauersmann namens Kaiser, gegen den sich diese Feststellung als Gegenpartei der Ebbser wendet, sondern (im Jahre 1508!) auf den römisch-deutschen Kaiser als Besitzer des Kaisergebirges gedeutet.

Wenn man als Ausgangspunkt des Gebirgsnamens einen Hofnamen „beim Kaiser" vermuten wollte (er wäre aus einem persönlichen Bei- und Übernamen für den dortigen Bauern entstanden), so spricht der Wortlaut der Nennung von 1230 „hinder dem Kaiser" gegen diese Entstehung des Gebirgsnamens. Er zeigt, daß man mit „Kaiser" schon damals das Gebirge gemeint hat. Der spätere Schreibname „Kaisrer" auf den Kaiser-

talhöfen ist vom Gebirge abgeleitet. Die Reihenfolge der ersten Nennung des „lehens hinder dem Kaiser", nämlich zwischen Niederndorf einerseits und Hochberg (Durchholzen) und Honhait (ebendort) andererseits, zeigt, daß der Standpunkt der Namengeber des Kaisergebirges und des Hofes nördlich des Kaisers (nicht im Sölland!) war. Von hier aus war der Hof „hinter dem Kaiser", d. h. hinter dem Zahmen Kaiser, gelegen!

Gegen die Herkunft des Gebirgsnamens aus einem auf das Gebirge übertragenen Hofbesitzernamen[26] spricht der sehr frühe Zeitpunkt, in dem „Kaiser" als Gebirgsname schon fertig in Gebrauch vor uns steht; bei anderen Gebirgs- und Paßnamen, die zweifellos einem solchen persönlichen Beinamen entstammen wie Hochschwab, Brenner, Reschen, ist selbst um 1300 noch nicht der Hofname auf das Gebirge oder den Paß übergegangen. Es ist doch möglich, daß schon ursprünglich ein Teil des Kaisergebirges selbst und nicht bloß ein einzelner Hof als „Kaiser" benannt war.

Die Verhältnisse bei Kaisers nächst dem Lechtal, das ähnlich wie unser Kaisergebirge in Urkunden als „der Perg Kaiser" u. ä. bezeichnet wird, lassen keinesfalls eine Benennung dieser Gegend wegen Ertragslosigkeit als „Land des Kaisers" annehmen. Kaisers ist schon im 14. Jahrhundert besonders gut bezeugt, der Ortsname (der in den Urkunden wie auch in der heutigen Mundart nie ein Endungs-s hat) heißt 1427 in Chaiser, im 17. Jahrhundert oft „im" oder „am Kaiser", der wird in einer Kundschaft von 1385 der „Perg Khaisern" genannt, diese Urkunde besagt, „... daß der Khaiser (damit ist Kaisers genannt) als meins herrn gemain (Allmende, über die das Verfügungsrecht der Landesherr hatte) eine rechte gmain wär armen und reichen (diese Allmende stand also der gesamten Markgenossenschaft des Stanzertales zu, Stolz, Schwaighöfe, S. 123). Weiter heißt es hier von den Leuten in Kaisers: „... daß, die da sässen, anders nicht (säßen), wan von bet (= als auf ihr Bitten) und (von) gnaden der gmain (= d. i. der Markgenossenschaft Stanzertal) und von kaines rechten wegen". Damals gab es also keine Rechte eines Kaisers auf dieses Allmendgebiet (Gemeindegut) des Stanzertales das übrigens nach der ältesten Alpe den Namen Almejur, Almejurtal trug; nur der für eine Alpweide zu steile Berghang am Nordende des Almejurtales, der gnadenhalber Neusiedlern überlassen wurde, hieß „am Kaiser, Kaisern". Hier — genau wie beim Kaisergebirge — kommt trotz guter Quellenlage kein alter Bei- oder Familienname „Kaiser" vor. Außerdem macht es die oben scharf formulierte ungünstige Rechtsstellung der Höfe von Kaisers — einer bloß geduldeten Ansiedlung — äußerst unwahrscheinlich, daß ein wirklicher Hofbesitzer in Kaisers den Namen Kaiser getragen und auf die ganze Bergsiedlung vererbt hätte, eine solche Praxis der Benennung hätte sofort den Einspruch der auf Wahrung ihrer Rechte so bedachten Stanzertaler hervorgerufen. Wir kommen aber auf anderem Wege zur Würde des Kaisers als Reichsoberhaupt zurück, nämlich durch Untersuchung der territorialgeschichtlichen Verhältnisse.

Wie lakonisch alte Besitzrechte in Alm- und Gegendnamen zum Ausdruck gebracht wurden, zeigt der Name „Schwab" für eine Alm zwischen Lech und Warth, ein Name, der heute unverständlich ist. Hier lag aber der Almbesitz des schwäbischen Klosters Weingarten und die Walser von Lech, Warth und Lechleiten, die sich durchaus nicht als Schwaben betrachteten, haben die Alpe dieses schwäbischen Klosters einfach als „Schwab" benannt und zwar die Galtalpe als Rinderschwab, die Melkalpe als Kuhschwab, einen höheren Teil der Alpe als Schwabwangen, heute Schwabwanne, siehe Jahrbuch 1956, S. 21. Die gleiche Denkform liegt dem „Gejayt am Pfaffen" (Pfaffen im Stubai) zugrunde, Jahrbuch 1959, S. 156. Eine ähnliche Ausdrucksweise kann auch dem „Berg Kaiser" am Rande des Almgebietes von Almejur den Namen gegeben haben. Die mundartliche Aussprache des Namens „Koaser" zeigt, daß er keinesfalls vom Stanzertal aus gegeben wurde (da die dortige Mundart für ai nicht oa spricht), sondern vom Lechtal aus. Wer war nun hier benachbart dem seit 1069 am oberen Lech bestehenden Augsburger Besitz und dem Weingartner Almgebiet Schwabwangen, Bockbach und Krabach? Hiefür

kommen nur die Staufer in Betracht. Dynastisch war das obere Lechtal und das Oberinntal nach Stolz, Ldb., S. 545, um die Mitte des 13. Jahrhunderts in einer Hand vereinigt als Hausbesitz der Hohenstaufen in engster Verbindung mit dem staufischen Gericht Imst; die Grafschaft im Oberinntal, im Augstgau und im „Alpgäu" hatten die Hohenstaufen 1191 bzw. 1243 an sich gebracht, ebenso die Vogtei über die im obersten Lechgebiet am meisten begüterten Stifte Augsburg und Weingarten.

Nun ist tatsächlich nirgends eine solche Menge von mit Kaiser zusammengesetzten Flurnamen wie Kaiserstraße (zum Hohenstaufen führend), Kaiserbrunn, Kaiserwiese, Kaiserbach, Kaiserhalde festzustellen als in dem von Reichsgut und von staufischem Besitz durchsetzten ehemaligen Herzogtum Schwaben (wie uns etwa das Schwäbische Wörterbuch von Fischer, Bd. 3, 149, nachweist); als den allerdenkwürdigsten Namen, der geradezu wie eine gleichzeitige Parallele zu unserem Gebirgsnamen anmutet, erwähne ich von dort den „Bergnamen" bei Schorndorf, Württemberg, der 1279, also kurz nach der Herrscherzeit der Staufer, urkundlich als „in monte dicto Kaiser", d. i. „auf dem ‚Kaiser' genannten Berg", erwähnt ist, dieser war allerdings eine geschätzte Weinlage[27]; aber hier hat sich wohl die gleiche Übertragung des Kaisernamens — als des Besitznamens[28] — auf kaiserlichen Grund und Boden vollzogen[29]. Die Voraussetzung für eine Benennung nach zeitweiliger Zugehörigkeit zum staufischen Hause war sowohl für die Gegend von Kaisers nächst dem Lechtal, wie für unser Kaisergebirge gegeben. Dort stand das Lechtal im 13. Jahrhundert unter der Herrschaft der Hohenstaufen, die zudem durch ihre Vogtei über den Weingartenschen Besitz, also über die Nachbartäler von Kaisers, Bockbach und Krabach, in die Nähe gerückt waren. Der Name Kaisers mag heute bloß mehr an einem Rest des so benannten Tales haften und früher einen größeren, nach kaiserlichen Rechten benannten Talabschnitt bezeichnet haben[30]. In unserem Kaisergebirge steht die Erwerbung der Burg Ebbs und aller dazugehörigen Güter, also des zur Feudalzeit wichtigsten Schwerpunktes der Kaiser-Nordseite, durch Kaiser Friedrich Barbarossa im Jahre 1174 fest. Diese Tatsache wurde schon von Sinwel, S. 13, erwähnt und Anm. 3 historisch einwandfrei belegt. Wenn die Burg Ebbs, das Herrschaftszentrum dieses Gebietes auch nur für kurze Zeit im Besitz des volkstümlichsten deutschen mittelalterlichen Kaisers oder seines Hauses war — seine Söhne traten in den 1174 vertraglich zugestandenen Besitz ein —, dann war das Anlaß genug zu der Entstehung des Namens „Kaiser". Gerade weil der staufische Besitz hier eine Enklave bildete, besonders seit dem Aufstieg der Bayernherzöge zu Landesfürsten, konnte sich als Erinnerung an die kurze Kaiser-Episode von Ebbs ein Gegendname „Kaiser" bilden, der das „Zubehör" der Burg Ebbs bezeichnete — an ihrer Stelle thront noch das Kirchlein St. Nikolaus auf steilem Felskegel; vielleicht galt er für den Buchberg; bei der Aufschließung dieses Landstriches mit Höfen, die eigene Namen bekamen (1240 erwähnt), kann der Name „Kaiser" sich auf den nicht intensiv genutzten Rest des alten kaiserlichen Gutes auf den Nordhang des Kaisergebirges zurückgezogen haben. Vom Kaisertalhof wurde dann der Name auf die südliche Kette übertragen[31].

Der Name Wilder und Zahmer Kaiser: „Wilder Kaiser" tritt schon auf Burglehners Karte von 1612 auf, allerdings ungenau lokalisiert, nämlich zwischen Eiberg und Kufstein, im übrigen gilt bekanntlich die Unterscheidung zwischen „Vorder"- und „Hinter"-Kaiser (siehe auch Sinwel, S. 17). „Hinterkaiser" wurde auch für den östlichen Wilden Kaiser gesagt, siehe oben die Grenzbeschreibung von 1450.

„Zahmer Kaiser" erscheint zum erstenmal im Führer von Trautwein. Selbstverständlich ist eine solche Benennung nicht im Sinne jener früheren Namengeber, die das Hochgebirgsgelände des Kaisers als „wild" bezeichnet haben. „Wild" sollte nur ausdrücken „unproduktiv, nicht anbaufähig". Fischer in „Tirol" 1940, S. 21, zitiert z. B. eine Äußerung aus dem 18. Jahrhundert über Galtür im Paznaun, daß aus dieser besiedelten Gegend viele Einwohner abgewandert seien „wegen solcher großer Wilde (des Tales), allwo ainmahl zu hausen nit möglich". Kaisers wird im Landecker Steuerkataster von 1627

genannt „ain Wilde, wo kain Korn wayt". Hintertux im Zillertal heißt im Mittelalter „Wildentuchss". In diesem nicht alpinistischen Sinne betrachtet, wäre auch der „Zahme Kaiser" ein „Wilder Kaiser".

4. Das Bild der Natur in Flurnamen des Kaisergebirges

Das geologische Bild der Landschaft zeichnen Namen wie Sandtalgraben und Rettenbach nördlich von Going; sie sind nach dem zerbröckelten und rotgefärbten Buntsandstein der Werfener Schichten benannt (Rettenbach aus altdeutsch rotin pache „beim roten Bach"); das gleiche besagt „Rote Plaiken", oberhalb Biedring, nämlich „Rote Murbrüche". Einen anderen Grund hat allerdings der Name Rote Rinn-Scharte an der Ellmauer Halt. Hier zieht eine Bruchlinie durch; in dem zerrütteten Gestein längs dieser Bruchlinie war eine verstärkte Ausscheidung von Eisen möglich, die die braunrote Farbe hervorrief. — Nach dem weißen, aus Wettersteinkalk und Hauptdolomit gebildeten Geröll im Flußbett hat die Weißach im Südwesten des Gebirges und der Weißenbach bei Walchsee den Namen bekommen. Die tirolische Mundart hat für eine Bodengattung, nämlich für verkrusteten Boden mitten im anbaufähigen Land die Bezeichnung „Greid", die mit dem schriftdeutschen Wort Kreide ursprünglich zusammenhängt[82]. Dazu der Hofname Greidern am Achleitberg. Freilich eine nutzbare kreideähnliche Erde ist ganz anderswo mit dem Wort „Kreide" angedeutet, nämlich bei den „Kreidegräben" südlich von Scharnitz, die schon der Tiroler Landreim von Rösch 1555 als Fundort anführt; für die Kreidegrube am Lärcheck steht eine Erklärung noch aus.

Im Landreim wird übrigens die bergmännische Gewinnung von „Manganeß" im Gaisbachgraben erwähnt, was an die mittellateinische Bezeichnung Manganesa für das Manganerz Braunstein erinnert (Sinwel, S. 8). Es wurde nach David Schönherr, Ges. Schriften I, in die Haller Glashütte geliefert.

Am Fuße des wasserdurchlässigen Kalkgebirges treten starke Quellen aus. Überall ist daher das alte Mundartwort „Kölln" für Quelle rings um den Kaiser anzutreffen[83], Köllenberg am Buchberg im Norden des Kaisers, ein anderes Köllenberg südlich der Waller Alm beim Haberghof. Auch nächst Köln bei Oberaudorf, 1314 Chelen beurkundet, kommen starke Quellen unter der Lugsteinwand zu Tage. In der Mundart des Leukentals und schon um Walchsee wird dieses Wort Kölln als khoj gesprochen, so wie man dort auch z. B. für das Zeitwort „stöllen" (= „stellen") stoj'n spricht. Diese Mundartaussprache hat im Osten des Kaisers die falsche Schreibung Kohlental hervorgerufen, richtig wäre „Köllntal". Der Bach des Kohlentales ist heute noch in der Mundart „di khoj", d. i. „Quelle". Am Ursprung dieses Baches hat auch die Karte von Peter Anich den ganz richtig geschriebenen Namen „Köll Alm". Das Gleiche gilt für den Ortsnamen Kohlentied bei Schwaiggs nördlich Walchsee und vielleicht für Kohllaner am Feldberg. — Auf der Südseite des Kaisers hat eine starke Quelle den Namen „Wahenbrunn" erhalten. So wird nämlich das heutige Wochenbrunn im 15. Jahrhundert geschrieben, auch die Aussprache in der Mundart lautet heute noch wähabrunn; der Name hat nichts mit Woche zu tun, sondern enthält ein ausgestorbenes Wort waach[84] = schön, bedeutet also „Schönbrunn".

Mit „Maurach" hat man oft alte Bergstürze oder anderes, grobes Blockwerk bezeichnet, so bei Maurach am Achensee, bei der Maurachstufe oberhalb Umhausen im Ötztal. Auch ein Hügelgewirr westlich Durchholzen, das auf einen Bergsturz vom Grubberg herab zurückgeht, heißt Maura(ch), daneben der „Maura-Schachen", die Maura-Ötz.

Ein heute selten gewordener Baum, die Eibe, die dem mittelalterlichen Schützen das Material für seinen Bogen lieferte, hat dem Eiberg, 1240 Iberch, den Namen gegeben, auch der Hofname Einwall, 1464 Eyenwald, bei Griesenau, erinnert an Eibenbestände, so wie der Eitalgraben am Buchberg bei Ebbs. In Zettenkaiser steckt das hier ursprüngliche, bodenständige Wort für die Latschen, nämlich Zetten. Der Name Strips, wie im 18. Jahrhundert für die Stripsenalm geschrieben wird, muß doch wohl mit dem altdeutschen Wort stripha für Legerflora, besonders den Sauerampfer, zusammenhängen (siehe 5.). Die „Sparchen", 1280 Sporhah, bewahrt uns noch ein älteres Wort für den Wacholder oder die Kranewittstauden, nämlich altdeutsch spor(a)h; sporehaoh ist sächlich gebraucht, „daz sporehach"; auf solch trockenen Kalkschuttkegeln wie dem des Sparchenbachs gedeiht dieses Trockenheit liebende Gewächs. Mit dürrem Boden auf Kalkgrund hängt sicher auch der Ortsname Durchholzen, 1240 Durrholzen, zusammen, mit der sonnigen, trockenen Lage der Name Durnbühel nördlich Going, den man zu Dornbühel und Tannbühel entstellt hat (siehe 5.).

An die ausgestorbene Tierwelt des Kaisers erinnern die Namen mit „Bär" und „Eber", Bärental, Hinterbärenbad, Vorderbärenbad bei der Mündung des Bärentals, Ebersberg, mit der lebenden sind zusammenzubringen: Rechau südlich der Waller Alm, Recher bei Scheffau, 1360 Rechaw, Rehplaiken und Regalp, letzteres von Namen des weiblichen Rehs (siehe 5.). Nahe bei Haberghof (am Eiberg) steht der waldige Bergkegel des Habergs. Die urkundliche Form Hauchberg von 1280 findet ihre Aufklärung durch eine Doppelform des Frauenchiemseer Urbars von 1300 für Hachau im Köglgraben östlich Kitzbühel: „Habechaw seu Haeuchaw" ...: Haberg und Hachau kommen vom Namen des Habichts (vgl. dazu FN. S. 45 unten, rechte Spalte). — Eine Name wie „Gamsflucht" (Lärcheck) hat selbst im rätoromanischen Graubünden noch seine Entsprechung (Rifudj Camuodsch).

5. Namen in alphabetischer Folge erklärt

Achleiten (südl. Hintersteiner See) 1270 Ahliten. „Leite, Hang über der Weiß-Ach".

Ackerlspitz. Entweder nach einem Ackerlgut in Going (17. Jh.) oder nach einer bildlichen Benennung „Ackerlen" = „Rasenbänder im Fels", Schatz, Wb.; vgl. Alm Buchackern nördl. Wörgl, Ackernalm bei Landl.

Beinstingl. Hof über Scheffau. 1480 Painstingler, 1503 Ponstyngl, 1615 Peinstingl. Mundartlich boa^{n}stingl. Ein Personenname, nicht Ortsname, u. zw. Übername „Bohnenstengel", nach dem hageren Wuchs einer Person gegeben. FN. S. 149.

Bettlersteig. Die Verbindungswege von Alm zu Alm, auf denen die Gemeindearmen nach ehemaligem Brauch sich einen Schmalzvorrat zusammenbetteln durften, heißen im Zillertal Sämmersteig (vom Zeitwort sämmen für „sammeln, betteln"), hier Bettlersteig.

Biedring, Weiler nördlich Elmau. Ein Pyetringer lehen 1407 bei St. Johann genannt (Petz, S. 73). „Bieter" ist der Gemeinde- oder Gerichtsbote, vgl. Anm. 15, „berueffen und pieten" ist der geläufige Ausdruck für „kundmachen", Mayer, S. 105; vom Schrattlinger Bauern heißt es bei Mayer, S. 170: „er richtet auch das Lauffen aus mit Pieten der Stift (d. h. dem Stift Baumburg)". Siehe oben 2.

Brennender Pölfen für Baumgartenköpfl. Da man wegen der Bergfeuer wohl nirgends je einen Berg als „brennend" bezeichnet hat, berührt der Name wie eine willkürliche Übertragung des Namens Pölfen bei Häring; das im Häringer Kohlenbergwerk seit Jahrhunderten schwelende Kohlenflöz wird schon im Tiroler Landreim (1555) erwähnt (hrsg. K. Fischnaler, Innsbruck, 1898, Vers 883ff.):

„Pey Kuefstain ain perg brinnen thuet,
Am Pelchen genannt, an sonder huet[35]
Gibt kalch, darf khain fewer gluet[36].

Brentenjoch, 1790 Prentenjocheralpe. „Beim ‚brennten', d. h. abgebrannten Joch".

Durnbichl nördl. Going, fälschlich „Dombühel" auch „Tannbühel" geschrieben, aber die Aussprache lautet du'mbichö, du'nhaisl (fürs Durnhäusl daneben). Thurnbichl südl. Kössen 1463 Dürrenpuhel genannt, ein Turrenpuheln im 12. Jh. im Zillertal. „Trokkener Bühel".

Dux, auf der Dux bei Kufstein. Ein Dachsau, 1480 in „Ebbser Pfarr" genannt, gehört nicht hieher. Unsere Dux dagegen ist gemeint mit Toxaw, im Urbar von 1270 zwischen Sporhah (Sparchen) und Mitterndorf genannt. Bei Anich Doxa. 1790 (Almenbeschreibung) „Hof auf der Toxer" (-er steht für die Aussprache -a, -au); die Tuxer Alm heißt damals Toxaalpl, Toxacher Albe und erst 1820 Duxer Alpe. Dux ist eine Entstellung, Angleichung an das Zillertaler „Tux", das vorrömisch ist. Unsere Dux, richtig Dox, ist zu verbinden mit der deutschen Wortsippe Dosch, doschet „Busch, buschig" bei Schmeller I, 550, die nach den Varianten, die Walde-Pokorny, Vergleich. indogerm. Wörterbuch 1, 549 bringt, nebeneinander Wortbildungen wie „Dosch" und wie „Dochs" hervorbringen konnte. Nebeneinander von Formen mit -sch und mit -x (aus -chs) auch beim Wort Taxen „Nadelholz" im Unterinntal urkundlich belegt, einerseits Taeschach, andererseits Dechsenpuhel SlS 44, S. 245 und 249. Doschenwald im Pflerschtal, Südtirol. — Doxau = „buschige Au".

Egerskrinn. Im Volksmund nur „die Egaschkrinn, die Josenkrinn" bei Walchsee, daher liegt nicht „das Gerinne" vor, wie die bisherige Schreibung „Grinn" vortäuschte, sondern das Wort „die Krinne" = „Kerbe" — was auch sachlich allein zutreffend ist. Gemeint ist „Krinne, Einschnitt über einer Egerde, Wiese auf Ödland".

Ellmau 1155 Elmouwe. „Au mit Elmen, d. i. Ulmen". Die Schreibweise mit -ll- ist unglücklich, entspricht aber dem amtlichen Gebrauch.

Fieggen, Hof am Achleitberg, 1270 Viekenstat. „Hofstatt des Vieke". Vieke ist als Personenname 1243 in den Brixner Traditionen Nr. 568 belegt.

Fleischbank. Häufiger Flurname für Felspartien, in denen Schafe sich versteigen.

Glemm gehört zu dem germanischen, auch schweizerdeutschen Wort Lamm = „Wasserschlucht", „Ge-lemm".

Grüblern am Hintersteiner See. „Bei den Leuten im Grübl (kl. Grube)."

Going. 1160 Gowingen, 1224 Gågingen (lies Gajingen), 1416 Gaynger Amt, 1615 Gaigner Werchat. — Ein ingen-Ort, dessen Namengeber den altbairischen Namen Gauwo (759 in Freis. Traditionen Cauuo) trug.

Grander östl. Going, danach die Grander-Alm benannt, mundartlich grända. Wahrscheinlich = dem schon 1073 im Leukentale genannten Grantowe, jedoch tragen vier Orte im Leukental einen ähnlichen Namen. Ihre Namen bedeuten „Grandau" und können nicht mit Granten „Preiselbeeren" zusammenhängen (dies hat helles a), sondern am ehesten auf das verschollene Wort grând für eine Bodengattung, altdeutsch grente (umgelautet) = terra argillosa „Lehmboden" zurückgehen.

Griesen von mundartlich Gries = „Geröll".

Grilling bei Durchholzen. Junger ing-Name, nach dem Übernamen „Grille" für einen Ansiedler dortselbst gebildet, vgl. FN S. 233.

Grutten, in der Gr. — Mehrfach auch als Hofname südlich des Kaisergebirges, so im nördlichen Bichlach schon 1463 ein Hof Grutten, ferner bei Schwoich und bei Kirchberg im Brixental. Das Wort Grutte, aus lat. crypta, wird in den Mundarten für verschiedene Hohlformen verwendet: Futterkasten, Holzverschalung des steinernen Herdes, „Kehrichtschaufel", im Leukental „Aschengrube im Herd", es scheint bildlich als Geländebezeichnung für Gruben gebraucht worden zu sein (Schatz, Wb., S. 261).

Gwirchtalm bei Walchsee. Von dem altdeutschen Wort diu twirche „Querliegendes"; das auffällige Satteltal der Gwirchtalm ist quer zum Habersauer Tal eingeschnitten.

Habersauer Tal. In der Markbeschreibung von 1555 (siehe oben) „Happersau", 1740 Häpachsau (sprich „Haabachsau" mit hellem aa). Der Bach heißt aber nicht Habach, sondern Weißenbach. Der Talname stammt wohl vom Haberg (helles a), der — wie die Hågau und der Habach zwischen Kramsach und Wiesing im Inntal — wohl vom Wort Hag = „Verhau" herkommt (siehe FN S. 242, „Hager"); der Bergname kann mit dem Landhag, dem Verhau an der Gerichtsgrenze am Walchsee zusammenhängen, auf die der Weilername Hörhag dortselbst zurückgeht (siehe FN S. 157 „Hörhager").

Halt, Ellmauer und Goinger Halt. Das Wort „Halte" für Weide ist hier jetzt nicht mehr lebendig, aber vielfach noch nachzuweisen. Freilich heißen die nutzbaren Weidegebiete am Fuße der genannten Berge heute „Wochenbrunner Alm" und „Freiberg" (dieser schon 1500 als Weideplatz der Söllandler belegt).

Jovenalm, -spitzen. 1597 an den Joven (sprich Jofen). Wie „Jufen" am Steinbergkogel und bei Kirchberg (Kitzbühel) und am Glantersberg (Brixental) von romanisch juvu, jovu „Joch", siehe Stolz-Fs. wie Anm. 15.

Leogang und **Luigambach.** Leogang ist als „Liuganga rivolus" („der Bach die Leogang") schon i. J. 930 beurkundet, auch der Stamm des Namens isoliert noch im „Schwarzleotal" (sprich -loi-) erhalten, 1350 Swartzleug Schwh., S. 17. Ein vorrömischer Name, dessen Wurzel im litauischen liugas „Morast" noch fortlebt. Endung -ang aus rom. -anica entstanden. Die für den Luigambach namengebende versumpfte Strecke ist offenbar die flache Talsohle von Gasteig gewesen.

Maukalm, Maukspitz. 1500 recte Mauchenpach, siehe 2. — 1790 „Albe Mauk". Ein Hof „in der Mauken" altbelegt auch östlich von Rattenberg und bei Breitenbach. Da auch sonst im Bairischen das Wort „Mauk'n" für „Versteck" fortlebt, ist beim Namen der, von Gasteig betrachtet, sehr abgelegenen Alm am Fuße des Ostkaisers ein Wortsinn „Verborgenes" ganz zutreffend (ebenso auch bei Rattenberg), vgl. FN S. 299 unter „Maikl".

Mutter, Multer (Kar am Treffauer). Der Name des Kars war gänzlich falsch auf Karte (und im Leuchs-Führer) als „Mutte" wiedergegeben, besser noch in der alten Petters-

karte („Mutter"). Mundartlich aber „a da muita, moita" („in der M."). Besser zu schreiben daher „Multer" oder „Molter". Letzteres ist die mundartliche Bezeichnung für ein flaches Gefäß, das für Lehm oder Teig verwendet wird — aus lat. mulctra. Hier als Vergleich für die Karform gebraucht.

Raun. Wahrscheinlich ein romanischer Gegendname für die von Ebbs aus genutzte Alpweide; wahrscheinlich vom lat. nōna, das die Zeit um 3 Uhr nachmittags benennt. Wie der Weidename Sexten im Taschachtal (Jahrbuch 1951, S. 38), ist hier der Flurname von Romanen nach der Tageszeit der Weidenutzung gegeben worden.

Pfandlhof. Nach einem Hofinhaber Pfandl, dessen Name nach Unterländer Art (FN. S. 88) wahrscheinlich aus dem Hofnamen Pfannstiel südlich Primau gebildet wurde; Pfannstiel ist ein Vergleich der dortigen Geländeform, eines langgestreckten, schmalen Terrassenrestes, mit einem Pfannenstiel.

Regalm. 1790 ebenso. Unterhalb der Regalm die „Rehblaike". Wahrscheinlich von dem Namen des weiblichen Rehs, althochdeutsch rêia, der auch die Form Reg' ergeben konnte (angelsächsisch raege). Zahlreiche Flurnamen werden mit Namen weiblicher Tiere gebildet, so Vöhenlueg „Lager der Füchsin", Vöhenberg, -tal.

Scheffau. Zu dem umstrittenen Ortsnamen vgl. FN. S. 362 unter „Schöfftaler".

Scharlinger Böden. Der Gegendname ist von dem südlich des Kaisers vorkommenden Personennamen Scharler, auch Schärl (urkundlich in Going genannt, nach Mayer), mit Hilfe der Silbe -ing abgeleitet, FN S. 105f., S. 352.

Schisling über Scheffau. 1330 Schysling, Mayer, S. 174, nach S. 62. 1480 Schißling. Schisling ist wie das benachbarte Treffern aus einem persönlichen Übernamen entstanden und bedeutet „Sprößling", Schmeller, 481, vgl. ähnliche Namen aus der verwandtschaftlichen Sphäre in FN S. 50.

Sonneck. Die darunterliegende Flur heißt Sonnenhöchfelln, mundartlich „sunnahëchfelln", d. i. sunder höch felden „sonnseitige hohe Felder, Grasflächen". Die Form „Sonnen-" ist in Ortsnamen relativ häufig als falsche Schreibung des altdeutschen sunder „südseitig"; nach ihr wurde „Sonneck" gebildet.

Straßwalch. Noch bei Anich und im 19. Jh. „Straßwald" geschrieben.

Strips. So der Almname bei Anich und in Almbeschreibung 1790. Wahrscheinlich zu althochdeutsch stripha, das auch Sauerampfer, also eine typische Lagerpflanze bezeichnete; mit dem gleichen Wort ist der Hof Stripfen bei Praxmar im Sellrain benannt. Hier aber mit der gleichen Ableitung -ss versehen, mit der man im Unterland zur Kranewitt = „Wacholder" die Form „Kramssen", im 18. Jh. „Kränssen" geschrieben, bildete, siehe FN S. 65. Strips kann also eine seltene Unterländer Nebenform zu dem Pflanzennamen Stripf sein.

Treffern (Hof über Scheffau). **Treffauer** (Berg), bei Anich „Treffauer Kaiser". Der Hof heißt 1480 Treffern, sein Inhaber 1562 Wölfl Dreffer. 1615 (und jetzt) Trefern. Der Name Treffer ist durchaus nicht auf diesen Hof beschränkt, sondern kommt an vielen Orten als Personenname vor, FN S. 188. Er hat daher nichts mit der Naturbeschaffenheit der Hofstelle zu tun, er ist ein Personenname; er wird als Übername für einen Raufluſtigen gebraucht worden sein, da „Treff" für „Streich, entscheidender Schlag" gebraucht wird. Auch Beinstingl, Schisling (Scheffauer Höfe) haben persönliche Übernamen zum Ursprung. — Der Berg heißt heute noch „da Treffara" (d. i. der Trefferer). Da in der Mundart auch die Einwohnernamen zu Pramau, Widau „Pramara, Widara" lauten, glaubte man irrig, bei der schriftlichen Fassung des Bergnamens „Treffara" auch diesen in die Form Treffauer (statt richtig „Trefferer") kleiden zu müssen.

Widauer, Hof über Ellmau. 1480 Wittawer, 1500 Widau. Von althochdeutsch witu, mundartlich wid „Holz, u. zw. Brennholz". Ähnlich Widschwent (irrig Wildschwent) „Holzabtrieb zur Brennholzgewinnung".

Zettenkaiser. Das bodenständige Wort für „Latschen" ist im Unterinntal „Zetten", oberbayrisch ze'n, davon „Zettenkaiser".

Zinnersbach bei Going. Mundartlich zinaschbâch und sinaschbâch, bei Anich „Siners Ba". Wie der Sittersbach (Paß Thurn) wahrscheinlich von einem Personennamen abzuleiten. Jener wird als Sithartspach in den Salzburger Taidingen genannt, dieser ist möglicherweise ein „Sindheres Bach" = „Bach eines Mannes namens Sindher, Sinher". Nicht von „Zinnerz" (Sinwel, S. 8).

Ausführlicher wird über manche hier erwähnte Namen in dem unten angeführten Werk „Familiennamen in Tirol" — unter dem betreffenden Namenabsatz — gesprochen.

Anmerkungen

Aus Platzgründen wurden statt ausführlicher Zitierung der Originalliteratur manchmal nur Hinweise auf Bibliographien gegeben.

[1] Für die Territorialgeschichte des Gebietes vgl. u. a. O. Stolz, Pol.-histor. Landesbeschreibung, Archiv f. öst. Geschichte, Bd. 107, 1926. — [2] In „Kufsteiner Grabensteuer" von 1480, Schlern-Schriften, Innsbruck. Bd. 44 (= Quellen zur Steuer- u. Bevölkerungsgeschichte) 1938, S. 238ff. — [3] Mayer, a. a. O., S. 76; Ad. Bach, Die deutschen Personennamen 1952, : 173, 1b; § 177, 6c. — [4] Juffinger in Forschungen u. Mitteilungen z. Gesch. Tirols u. Vorarlbergs, 5. Jg., 1908, S. 5. — [5] Jos. Bichler in „Tiroler Heimatblätter", 10. Jg., 1932, S. 106. — [6] Monumenta Boica, Bd. 2, S. 339. — [7] Mayer, S. 89. — [8] Urbar des Frauenklosters Frauenchiemsee von 1300, Abschrift im Landesregierungsarchiv Innsbruck. — [9] Ldb., S. 68f. — [10] Schlern-Schriften 44, S. 206. — [11] Zingerle u. Inama-Sternegg, Die tirolischen Weistümer, Bd. I, S. 52. — [12] Codex 5165 im Landesregierungsarchiv Innsbruck, folio 11. — [13] Mayer, S. 125 u. — [14] Vom Herausgeber Juffinger wurde mangels einer geographischen Bestimmung dieser Örtlichkeiten „Marchenpach" gelesen, was eine unmögliche Beugungsform von „March" = Grenze wäre, richtig zu lesen ist Mauchenpach, zu sprechen als „Maukhenbach". Das Original ist nicht mehr aufzufinden. — [15] Verf. kommt hier zu anderen Schlüssen als Mayer, S. 191. Vgl. Vers. in Festschrift f. O. Stolz = Veröffentl. d. Museum Ferdinandeum 1951, S. 101. — [16] Gegenüber der Erklärung bei Mayer, S. 27, siehe hier unten ö. — [17] Zu Mayer, S. 164 vgl. Stolz, Schwaighöfe in Tirol, S. 123 und derf., Rechtsgeschichte des Tiroler Bauernstandes, Bozen 1949, S. 88. — [18] Mayer, S. 70—86, sonst passim. — [19] Mayer, S. 119. — [20] Über das Alter dieser Siedlungen ist Vers. anderer Meinung als Mayer, a. a. O. — [21] Kaisern bei Mayer als Ausgangspunkt des Gebirgsnamens betrachtet. — [22] Bachmann in Stolz-Festschrift (wie Anm. 15), S. 4. — [23] Monumenta Boica, Bd. 36, S. 64. — [24] In „Schatzkammer Österreichs", Wien 1948, S. 6. — [25] Beschwerden über die Starkenberger beim Landesfürsten, Schlern-Schriften 44 (wie Anm. 2), S. 38; H. Wopfner in der Zs. d. D. u. Oe. Alpenver., Bd. 51 (1920), S. 85, Anm. 99. — [26] Die Ansichten L. Steinbergers und Matth. Mayers über den Namen Kaiser teilte ich in „Bergnamenkunde" im Jahrbuch 1959, S. 150 mit, bin aber nunmehr nach den oben mitgeteilten Ergebnissen gezwungen, von jenen abzugehen. — Die „Kaiser"-Höfe bei Walchsee und St. Johann sind nicht altbezeugt und m. E. erst vom Gebirgsnamen her benannt. — [27] Fischer, Schwäb. Wörterbuch unter „Kaiser"; Württemberg. Geschichtsquellen 4, 42 und anderwärts. — [28] Nach Schnetz in Zs. f. Ortsnamenforschung, München, Bd. 8, S. 105ff. — [29] Für den Erklärungsversuch von A. Moritz in SlS 137 für das Lechtaler Kaisers aus dem Wort Kaiser „Sennhütte" fehlen alle wortgeographischen und lautlichen Voraussetzungen. — [30] Auch Steeg hieß Kaisers-Steg, 16. Jh. — [31] Vergeblich ist das Bemühen, den Gebirgsnamen von einem anderen Wort als Kaiser = „Caesar" abzuleiten, zu Mayer S. 50. — Die Orts- und Flurnamenerklärungen bei Mayer (S. 22—69) — nicht vom Autor, sondern von A. Prager stammend — sind mangels wissenschaftlicher Methode größtenteils mißglückt, die von Mayer gesammelten Urkundenformen dagegen wertvoll. — Georg Buchners „Ortsnamen des Kaisergebirges und Umgebung", Tiroler Heimatblätter 1926, S. 73ff., leiden z. T. an mangelnder Kenntnis der Mundart und historischen Überlieferung. — [32] FN, S. 231. — [33] FN, S. 280 „Köllenberger". — [34] FN, S. 103. — [35] an sonder huet = „ohne besondere Aufsicht durch den Köhler oder Kalkbrenner". — [36] „bedarf keines künstlich entfachten Feuers".

Abkürzungen

Anich = P. Anich u. Blas. Hueber, Atlas Tyrolensis 1776. — Ldb. = O. Stolz, Pol.-hist. Landesbeschreibung, Archiv f. öst. Geschichte, Bd. 107, 1926. — LRA = Landesregierungsarchiv Innsbruck. — MB = Monumenta Boica. — Petz = 3 bayer. Traditionsbücher (darunter Falkensteiner Codex, hrsg. von Petz), München 1880. — Qu = Quellen z. Steuer-, Bevölkerungsgesch. etc., Schlern-Schriften 44, Innsbruck 1938. — Schatz Wb. = Jos. Schatz, Wörterbuch der tirolischen Mundarten 1955/56. Schmeller = Schmeller-Frommann, Wörterbuch der bayerischen Mundart, München 1873. — Schwaighöfe = O. Stolz, Die Schwaighöfe in Tirol, 1930. — SlS = Schlern-Schriften, Innsbruck. — Weist. = Zingerle u. Inama-Sternegg, Die tirolischen Weistümer, 1. Teil, Wien 1875. — FN = Vers., Die Familiennamen in Tirol, Schlern-Schriften Bd. 81, 1951.

Anschrift des Verfassers: Dr. Karl Finsterwalder, Innsbruck, Schöpfstraße 13

Zur Erschließung des Wilden Kaisers

Von Fritz Schmitt

(Mit 11 Bildern, Tafel I, II unten, VI)

Das älteste Zeugnis einer Gipfelbesteigung im Umkreis des Kaisergebirges ist das Schwert eines Menschen der Bronzezeit, das man auf der Hohen Salve fand.

Einen Nachweis, daß bereits zu Beginn der Bronzezeit, also vor rund 4000 Jahren, im Kaisertal Rohstoffe aus Tirol zu Bronze verarbeitet wurden, erbrachten Ausgrabungen und Funde in der Tischoferhöhle.

Die ersten Eindringlinge und damit Erschließer des Kaisergebirges waren Jäger, Wildschützen, Senner und Schafler. Ich denke auch an die Knappen des Silberbergwerks am Röhrerbühel, von denen im 16. Jahrhundert viele in der Goinger Gegend hausten. Sollte da nicht der eine oder andere — es waren ja verwegene Burschen darunter — über die Almregion in die Felsen hinaufgestiegen sein? Bestimmt wurden jedenfalls vor dem Auftauchen der ersten Forscher und Touristen im 19. Jahrhundert Gipfel wie Hintere Goinger Halt, Lärcheck, Klein- und Mitterkaiser, Maukspitze, Sonneck und Scheffauer von Einheimischen betreten.

Die eigentliche Erschließungsgeschichte wurde freilich erst später aufgezeichnet: in der Alpenvereins-Zeitschrift 1870 erschien als erste topographische Arbeit ein Beitrag „Das Kaisergebirge" von Karl Hofmann. Ein Jahrzehnt später brachte Theodor Trautwein im Band 1879 hierzu eine Ergänzung. Heinrich Schwaiger verfaßte für Band 1 des 1893 erschienenen Werkes „Die Erschließung der Ostalpen" den Abschnitt „Das Kaisergebirge". Josef Enzensperger und Georg Leuchs setzten in den Alpenvereins-Jahrbüchern 1897 und 1917 die Erschließungsgeschichte fort und betonten besonders den Aufschwung der Touristik. Leo Maduschka schrieb, wiederum für das Alpenvereins-Jahrbuch bestimmt, „Die jüngste Erschließung des Wilden Kaisers"; nach Maduschkas Bergtod an der Civetta wurde das Nachlaß-Manuskript von der Sektion Bayerland als Broschüre herausgegeben. Im Anschluß an die Arbeit von Georg Leuchs veröffentlichte ich im Jahrbuch 1952 einen Erschließungsrückblick 1917 bis 1952. Als Anhang zu diesem Beitrag im Jahrbuch 1961 soll die Chronik bis zur Gegenwart nachgetragen werden. Die umfassendste Darstellung bergsteigerischen Geschehens ist in meinem „Buch vom Wilden Kaiser" (Neuauflage 1961) zu finden.

Es bleibt also nicht viel Neues zu sagen, und es ist auch weder möglich noch beabsichtigt, im Rahmen dieses Beitrages eine lückenlose Erschließungsgeschichte des Kaisergebirges aufzurollen. Durch Streiflichter und einige typische Episoden sowie durch wenig bekannte Ergänzungen soll versucht werden, ein farbiges Bild von der Entwicklung des Bergsteigens im Wilden Kaiser zu vermitteln.

Der erste Tourist auf einem Kaisergipfel

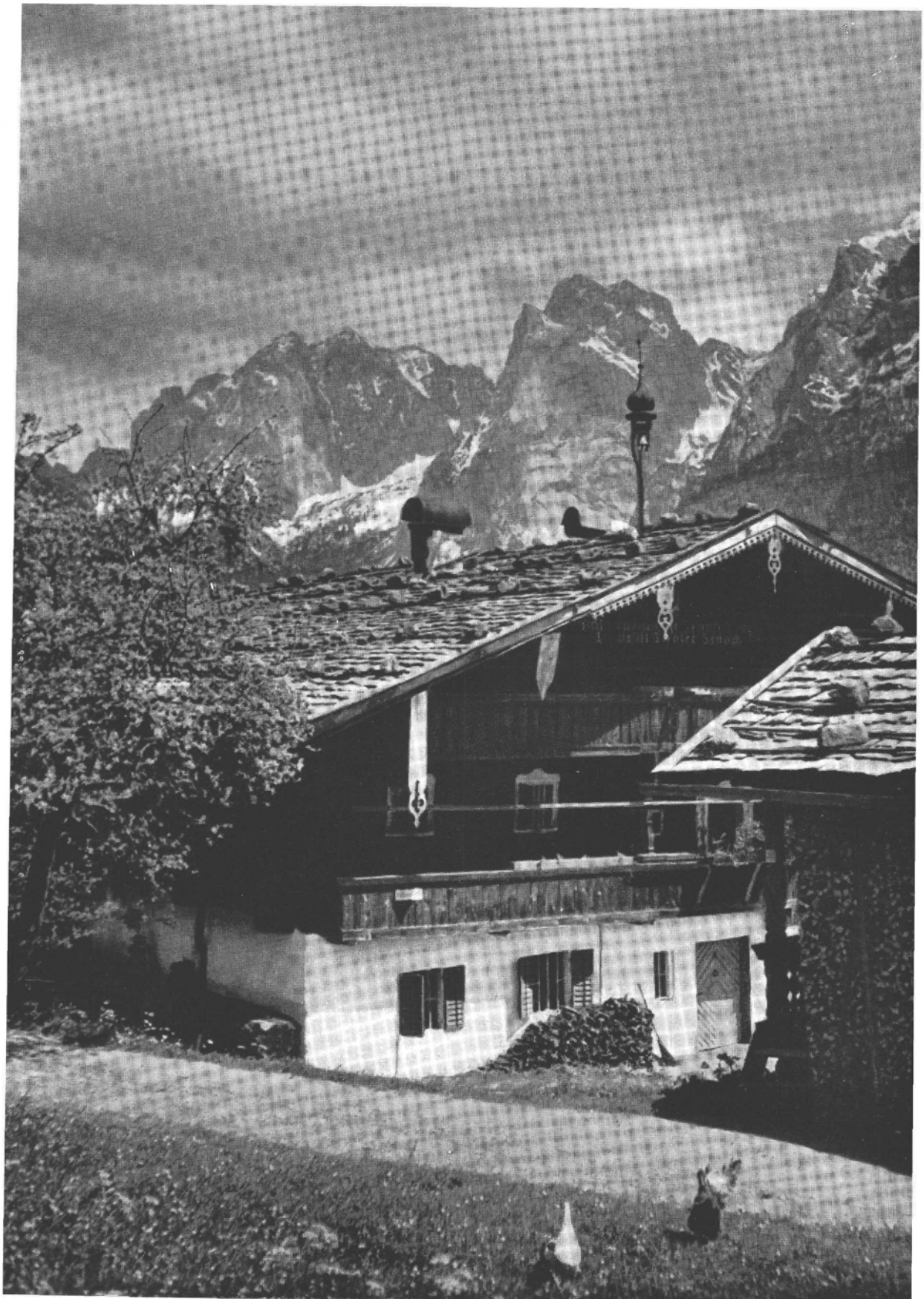
Als erste touristische Ersteigung eines Kaisergipfels findet man im einschlägigen alpinen Schrifttum immer wiederkehrend den Besuch der Ackerlspitze durch Professor P. C. Thurwieser, Johann Carl und Stefan Unterrainer im Jahre 1826 verzeichnet. Durch einen in D. H. Hoppes „Botanischem Taschenbuch" 1796 abgedruckten Brief des Hilfs-

priesters Franz Berndorffer von Schwoich an den Benefiziaten Schmidt in Rosenheim erhalten wir Kunde von einer Bergfahrt auf den Scheffauer im Jahre 1794

Berndorffer schrieb: „Freund! Ich war den 17. Augustmonats auf dem Kayser. Der hiesige Uhrmacher und sein Jagdhund waren meine Begleiter. Ich dachte wohl an Sie; als ich aber dieses Gebirge näher vor den Augen hatte, war ich wieder froh, daß Sie nicht bey mir waren. Wir giengen um halb 8 Uhr von Schwoich weg und in Dreiviertel Stunden waren wir am Fuße des Berges. Wir stiegen ganz getröstet den Berg an und trafen gegen 11 Uhr in einer schon vorher bestimmten Alpe von 7 Kasen (Sennhütten) ein. Hier hielten wir ein kurzes Sennenmahl, verließen um 12 Uhr die jauchzenden Gefilde wieder, stiegen noch eine Stunde hoch, nach welcher wir auf dem Steinberg, einer Alpe von 21 Kasen, ankamen. Wir setzten unseren Weg wieder fort und stiegen, mit dem Tubus auf dem Rücken, etwa Dreiviertel Stunden hoch, bis wir auf einen schönen Platz, der Freidhof genannt, gelangten. Hier erblickte ich den schönsten Kräutergarten, und das schöne Rosenheim lag vor unseren Augen da. Allein wir konnten hier nicht verweilen, und mußten nun durch einen, eine Stunde langen Weg (durch die drei Boiden) mehr kriechen und schliefen als gehen: denn wir hatten uns hier durch lauter Lutschen (Zwergföhren, Pinus Pumilio), unter welchen Flora besonders schöne Pflanzen schelmisch verborgen hält, und die Diana ihre Gemse und Federwild hütet, durchzuarbeiten.

Als wir halb zerkratzt uns hinauf gewunden hatten, rasteten wir auf einem Felsen aus, auf welchem wir schon die herrlichste Aussicht hatten. Wir speiseten da etwas Fleisch, tranken einen Schluck Brandwein und mittelst diesen Ihre und aller guten Menschen Gesundheit. Jetzt sagten wir der Welt gute Nacht! Denn von nun an hatten wir kein Gräschen mehr, sondern lauter kahle und steile Felswände vor uns. Ich staunte und glaubte nicht, daß es mir möglich wäre, hinauf zu kommen. Doch wir mußten daran und hatten jetzt keinen anderen Weg mehr als das Unebene, das der Regen durch Jahrhunderte ausgespület hatte; wir konnten daher auf keinem Fuß mehr feste stehen und fingen an zu kriechen: es mußte öfters einer dem anderen unter die Füße greifen, selbst dem Hunde mußten wir nachhelfen. Daß wir öfters in naher Todesgefahr waren, dies darf ich Ihnen wohl nicht sagen. Nach anderthalb Stunden erstiegen wir aber glücklich das Ende des Berges. Hier hatten wir über der Schneide desselben noch einen langen Weg zu rutschen, bis wir endlich von einer Spitze des Berges auf die andere den gefährlichsten Sprung wagen und selbst den Hund hinüberwerfen mußten. Nach 4 Uhr abends hatten wir die höchste Bergspitze erreicht. Wir fanden etwas dürres Reis, welches wir anzündeten, um ein kleines Feuer zu machen. Allein wir wußten nicht, daß sich der Rauch mit einer Wolke vereinigte, in der wir stunden, ohne es zu bemerken; dadurch wurde uns also dieses Signal vereitelt. Wir waren nun auf der höchsten Spitze des berühmten Kaysers. Alle anderen Gebürge erblickten wir eine halbe Stunde unter uns. Wie uns da auf einer so steilen Höhe, bey einer so schwindelnden Aussicht zu Muthe war, kann man sich nur denken, nicht schreiben. Bald aber erinnerte uns eine Donnerwolke der Rückkehr. Beyde hatten wir Sorge auf den Weg abwärts; wir kamen aber doch glücklich hinab. Als wir beynahe schon unten waren, zeigte mir mein Führer ein Wunder von einer Tanne, die so dick war, daß sie sieben Männer kaum umfassen können. Der nahe Donner nöthigte uns jetzt in die steinberger Alpe hinabzueilen. Hier bey der schönsten Aussicht waren wir die Nacht hindurch freudig beysammen, ließen die Blitze über unser Haupt hinfahren und den Donner vorüberrollen.

Des anderen Tages Frühmorgens besuchten wir ein fürchterliches Thal, kamen um 12 Uhr Mittags wieder in unsere steinberger Alpe zurück, — und trafen endlich spät Abends zu Hause ein. — Doch! mehr, wenn wir einst zusammenkommen. Sie lesen gewiß auch gerne, welche Pflanzen wir auf der Reise gefunden haben? — zum Unglück hatten heuer auf dem Kayser schon die meisten Pflanzen verblühet: doch hatte ich da und um Schwoich herum folgende, theils blühend, theils schon verblühet gefunden. Als: Taxus baccata ..., aber Freund, die Linnaea nicht. Bin ich aber auf das Jahr noch hier, so

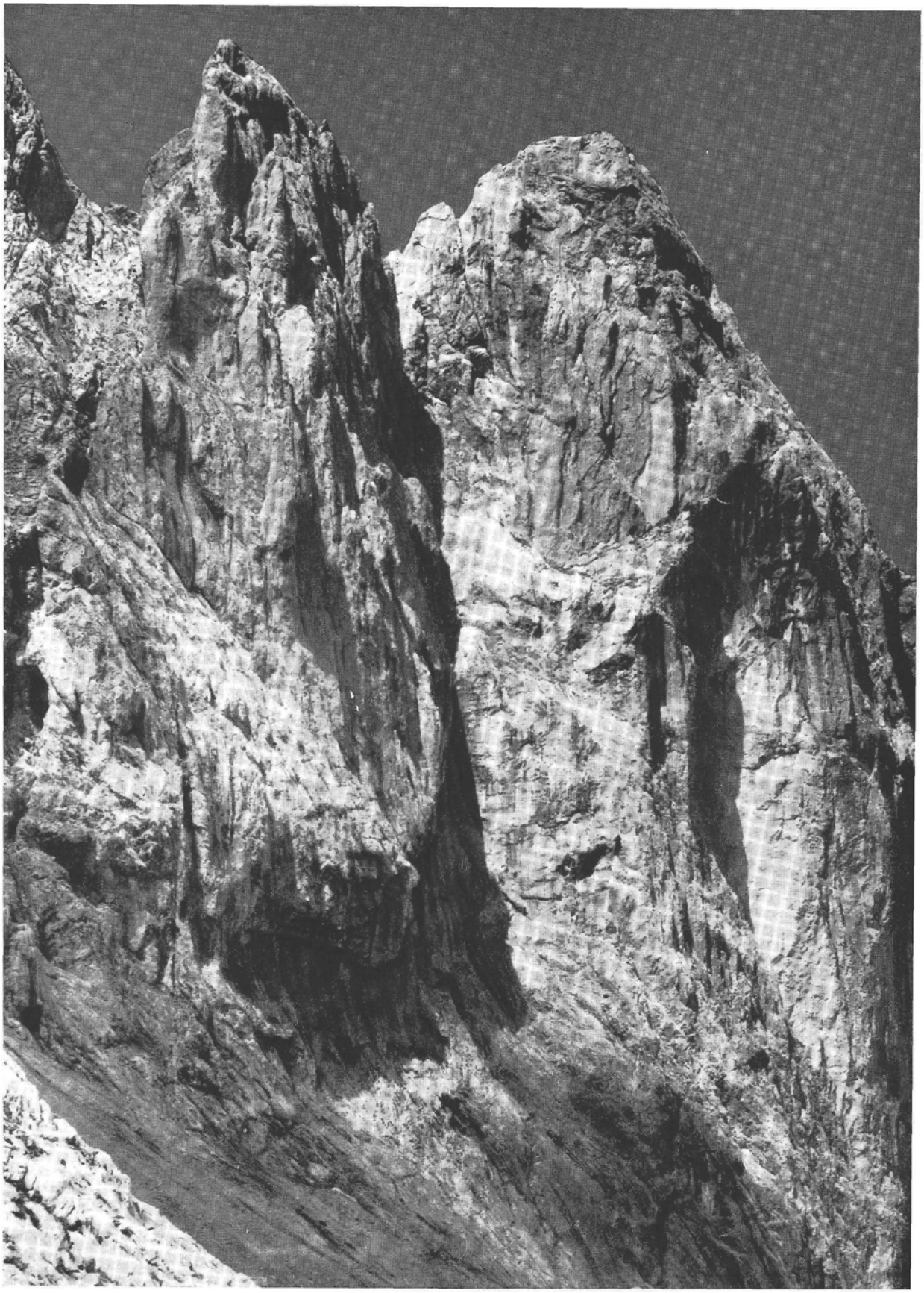


Im Kaisertal. Hinterkaiserhof mit Totenkirchl, Vorderer Karlspitze und Drei Halten Aufn.: Fritz Schmitt

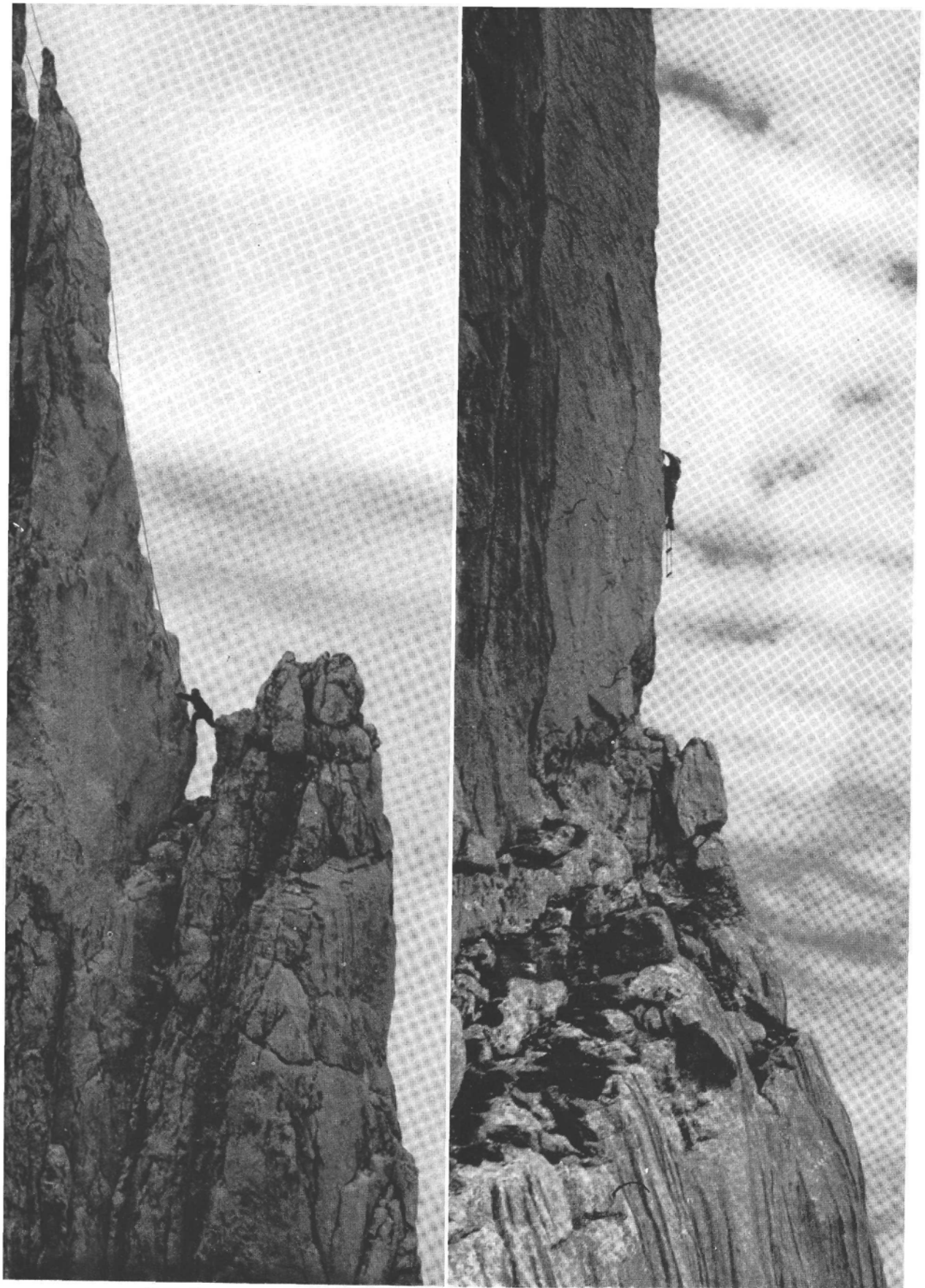
Maukspitze, Gamsfluchten und Lärcheck von Osten — Aufn.: Fritz Schmitt

Südansicht des Wilden Kaisers vom Treffauer bis zur Maukspitze. In der Bildmitte das Ellmauer Tor

Aufn.: Fritz Schmitt



Christaturm und Fleischbank von Südosten. Von links nach rechts die Kletteranstiege: Christaturm-Südostkante und Ostwand, Dülferriß, Fleischbank-Südostwand und Südostverschneidung Aufn.: Wenzel Fischer



Links: An der Christaturm-Südostkante. Rechts: Ausstieg aus der Fleischbank-Südostverschneidung

TAFEL IV

Aufn.: Hans Schmied

müssen Sie zu mir herein. Sie werden hier gewiß viele Vergnügungen finden. Indessen Leben Sie wohl ..."

Franz Berndorffer wußte nicht, daß er mit diesem Brief ein Dokument über die erste bekannte und verbürgte Gipfelbesteigung im Wilden Kaiser abgefaßt hatte. Er, gewesener Chorherr des regulierten Domstiftes zu Herrenchiemsee, war ein eifriger Freund der Naturwissenschaften und stolz auf sein Herbarium mit 900 Alpenpflanzen. Die Linnaea borealis fand er nicht mehr, denn er starb als Hilfspriester in Kirchbichl am 14. März 1795, im 33. Jahre seines Lebens.

Von Thurwieser bis Merzbacher (1825—1881)

Im Jahre 1825 reiste in seinen Ferien Professor Peter Carl Thurwieser aus Salzburg durch das Sölland und schaute sich den Kaiser gründlich an. Der Müllerssohn aus Kramsach hatte schon manchen hohen Berg wie den Hundstod und den Göll, den Ankogel und das Wiesbachhorn bestiegen. Und nun wollte er auf die Ackerlspitze, von der man glaubte, daß sie der höchste Kaisergipfel sei. Im Herbst 1826 erfuhr Thurwieser von dem Kirchdorfer Lederer Johann Carl, daß dieser mit einem Jäger, den man den Hautzen-Steffl nannte, schon einmal oben gewesen sei. Er lud die beiden zu einer Wiederholung der Fahrt ein, und am 1. Oktober 1826 standen die drei Männer auf dem Gipfel und malten mit Farbe „Thurwieser" auf die Felsen. Thurwieser freute sich zwar über die Aussicht, aber eine Entdeckung veranlaßte ihn zu folgender Eintragung in sein Notizbuch: „Zu meinem Verdrusse bemerkte ich gegen WSW in der Entfernung von beiläufig einer Stunde einen noch höheren Felsen: den Gamshaltspitz ..."

Daß er ein echter Bergsteiger war, beweist ein anderer Satz Thurwiesers: „Ein einziger Tag auf hohem Berge bringt in das gewöhnliche, meist einförmige Leben eine frohere und nachhaltigere Abwechslung als die buntesten Vergnügungen im Tale ..."

Als erste Münchner in der Namensreihe der Gebirgserschließer tauchten 1853 Robert und Emil Schlagintweit im Kaiser auf; kaum zwanzigjährig, aber schon recht gereift und voller wissenschaftlicher Schaffensfreude. Am 8. September 1853 standen die beiden, geführt von Matthias Örger aus Neuberg bei Kufstein, als erste Touristen auf dem Treffauer. Der Bericht Roberts in seinen „Bemerkungen über die physikalische Geographie des Kaisergebirges" ist recht mager, und seinen Bruder Emil, der zwei Zeichnungen anfertigte, haben anscheinend die Kaisergipfel genarrt; so bezeichnete er die Hintere Karlspitze als Treffauer.

Der Wilde Kaiser war damals noch ein Aschenbrödel Tirols; das belegt auch ein Satz Beda Webers (1837) über das Unterinntal: „Kein Gebirge ist in dieser Gegend berühmter als die Hohe Salve". Also nicht die Kaisergipfel, sondern den aussichtsreichen Grasmugel der Hohen Salve kannte, rühmte und bestieg man in jener Zeit!

1869 steht als bedeutungsvolles Jahr in der Kaiser-Chronik: Karl Hofmann leitete einen neuen Erschließungsabschnitt ein. Begeisterungsfähig und tatkräftig steht der Münchner Rechtsstudent in der Reihe der Alpenvereinsgründer und Kaisererschließer. Wäre 1870 der Krieg nicht ausgebrochen, wäre Hofmann nicht bei Sedan gefallen, hätte die Bergsteigergeschichte im Wilden Kaiser bestimmt einen anderen Verlauf genommen. Anfang Juni 1869 ließ sich der 22jährige Hofmann vom Schießlinger-Peter auf den Treffauer führen. Hofmann mußte sich aber den Weg durch die Schrofen selber suchen und schließlich gestand der Peter: „Ja, auf den andern Spitzen da umananda bin i überall schon g'wen, bloß auf dem Trefferer war i no nie!" Und als ihn Hofmann auf dem Gipfel nach den Namen der umliegenden Berge fragte, brummte der „Führer" nur unwillig: „Söll woaß i net!" Auf der Suche nach dem höchsten Kaisergipfel bestieg Hofmann mit dem Mall-Hansl die Ackerlspitze und — als erster Tourist — die Ellmauer Halt. Und im Winter saß Hofmann über Karten und Notizzettel gebeugt und schrieb für Trautwein und den 1. Band der „Zeitschrift" des neugegründeten Deutschen Alpenvereins eine aufklärende Topographie über das Kaisergebirge.

Ebenfalls unter die frühen Kaiserfreunde einzureihen sind Georg Hofmann und Karl Babenstuber. 1875 sicherten sie sich, begleitet vom Mall-Hansl, mit einer Überschreitung der Karlspitzen vom Hohen Winkel zum Ellmauer Tor einen Platz in der Chronik. Als Vereine spielten in der Anfangszeit vor allem die 1869 gegründete Sektion München und die „Kranzler" (Turner Alpenkränzchen, 1872) im Kaiser eine Rolle. War in der Sektion vor allem die Wissenschaft gewichtig vertreten, so sammelten sich im „Kranzl" Turner, Handwerker und Geschäftsleute. Böcklein und Babenstuber waren Gründer, später traten namhafte Leute bei wie der Alpenvereins-Schriftwalter Trautwein, Professor Kleiber, der Gestalter von Hinterbärenbad, Ernst Mennet, der mit Mader und dem Führer Pirchner 1886 erstmals die Drei Halten überschritt, Edward Th. Compton, der berühmte Alpenmaler ...

Der erste Bergsteiger Kufsteins war Dekan Dr. M. Hörfarter; er entstammte einem Bauernhof bei Walchsee und kam 1859 als 42jähriger Pfarrer in das Stadtl am Inn. Schon im nächsten Sommer überschritt er als erster Tourist mit einem alten Gemsjäger den Grat vom Sonneck zum Scheffauer. Er erzählte — und Pfarrer sprechen doch kein Bergsteigerlatein —, daß sie mit blutig geritzten Fußsohlen eine Felskluft überspringen mußten. Sein alpiner Leitspruch war: „Berge muß man erschleichen, langsam und schweigsam!" Die Alpenvereinssektion Kufstein gibt es dank Hörfarters Wirken seit 1877; auch die Schaffung der ersten Unterkunftshütte in Hinterbärenbad ist ihm zu verdanken.

Die Alpenvereinssektion Kitzbühel wurde ebenfalls 1877 unter Vater Pirchl und Lechner gegründet. Hier galt es die Tradition des Apothekers Traunsteiner fortzusetzen, der 1830 botanisierend das Kopftörl, eine enge Scharte im Hauptkamm, überschritten hatte.

Viele von der alten Gilde der Kaiserfreunde wären besonders herauszustellen: Anton Karg, Kufsteins erster alpiner Lichtbildner, der mit Strahlenfalle und Handwägelchen in und um die Berge wanderte, wie es das damalige „nasse" photographische Verfahren erforderte. Heinrich Schwaiger, der die Kletterschuhe mit Hanfsohlen in den Handel brachte und den ersten Kaiser-Führer schrieb, und van Hees, Mader, Krieger, Hild, Kinkelin und andere Bergsteiger, die gerne im Pfandlhof oder bei Nanni und Pauli in Hinterbärenbad einkehrten und dann auf die Kaisergipfel stiegen.

80 Jahre Totenkirchl

Zu den bekanntesten und umworbensten Bergen nicht nur des Wilden Kaisers, sondern der Ostalpen gehört zweifellos das Totenkirchl. Seit dem 15. Juni 1881, an dem die erste Erkletterung gelang, sind runde 80 Jahre verstrichen und ich möchte, weil ich selbst mehr als fünfzigmal auf dem Gipfel stand, dem alten, kamindurchfurchten Kirchl als Gratulant einige freundliche Gedenkzeilen widmen.

Im Sommer 1880 holte sich Gottfried Merzbacher für einen Besteigungsversuch den Bergführer Thomas Widauer vom Hintersteiner See. Man wählte die am stärksten zerklüftete, dem Stripsenjoch zugewandte Nordflanke, und Widauer fand wirklich die schwächste Stelle im Gewänd. Er hatte den jetzigen „Führerkamin" bereits erklommen, als Merzbacher von unten rief: „Da gehe ich nicht hinauf!"

Ein zweites Mal, es war im Sommer 1881, erging es Widauer — diesmal mit Babenstuber — nicht viel besser. Der Münchner Steinmetz wünschte an einer schwierigen Platte oberhalb des Kamins umzukehren.

Im Juni 1881 schlug Babenstuber dem ehrgeizigen Merzbacher vor, Michel Soyer, einen Bauernknecht, den man in Going den Steinackerer nannte, für das Kirchl zu gewinnen. Er war als ein verwegener Kletterer bekannt. Reich wurde der Steinackerer durch gelegentliches Führen nicht, denn von fünf Gulden Führerlohn pro Tag mußte er zwei seinem Bauern abliefern.

Am 15. Juni 1881 brachen Babenstuber und Merzbacher mit Steinackerer um fünf Uhr früh in Hinterbärenbad auf. Es war ein regnerischer und trüber Tag. Aber der Michel

war voller Eifer. Er lotste die beiden Herren vom Teufelswurzgarten durch Rinnen und über Wandstufen höher und wurde immer mehr in die schroffe Westseite gedrängt. Auf einem Felsabsatz einigte man sich, daß Babenstuber mit den Eispickeln und dem Gepäck zurückbleiben solle, bis Steinackerer und Merzbacher eine weitere Aufstiegsmöglichkeit erkundet hätten. Babenstuber wartete, rief, horchte auf Antwort und wurde allmählich ungeduldig. Endlich, am späten Nachmittag, wurden Stimmen laut, Steine flogen von oben herunter und Babenstuber schickte Flüche hinauf, aber es verschlug ihm vollends die Stimme, als Merzbacher stolz erklärte: „Wir haben die erste Besteigung des Totenkirchls vollführt und kommen vom Gipfel!" Er gab zwar später zu, daß er diesen ohne die kräftige Mithilfe Steinackerers nicht erreicht hätte. An einer bösen Stelle hatte der Führer von oben gerufen: „A Kuah ziag i da auffer, nacher wer i di doch aa noch aufferziagn!"

Der Ausklang dieses für die Erschließungsgeschichte des Kaisergebirges bedeutsamen Tages war durchaus nicht froh und festlich. Babenstuber, mit Recht verärgert, stieg mit den beiden wortlos ab, und erst eine Stunde vor Mitternacht kamen die Totenkirchl-Ersteiger zurück nach Hinterbärenbad.

Gottfried Merzbacher schrieb in den Alpenvereins-Mitteilungen einen Bericht über die Tour voller Superlative: „denkbar verzweifeltste Klettereien ...", „schwierigste, anstrengendste und gefährlichste Klettereien, die überhaupt bis zur Grenze der Möglichkeit gehen." Er vertrat die Ansicht, „auf dem einzig möglichen Wege" auf den Gipfel des Totenkirchls gekommen zu sein. Der wirkliche Held des Tages war der Bauernknecht Michel Soyer, genannt Steinackerer.

Die zweite Ersteigung des Totenkirchls gelang, wenige Wochen später, am 12. Juli 1881, und zwar führerlos und auf einem neuen Weg. Alois Zott und die Brüder Heinrich und Josef Zametzer durchkletterten einen Kamin in den Nordabstürzen, der Zotts Namen trägt. Und noch einige Daten aus der Vergangenheit des Totenkirchls: Die 25. Besteigung fiel 1893 Ludwig Purtscheller zu, die 50., bereits zwei Jahre später, Hans Leberle und Emanuel Christa. Im ersten, 1893 vom Akademischen Alpenverein München gestifteten Gipfelbuch wurden bis 1905 rund tausend Ersteigungen eingetragen. Einen Rekord stellte der Bergführer Hans Tavernaro auf; er stand in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zweihundertmal auf dem Kirchlgipfel.

Aus dem „einzig möglichen Wege" Gottfried Merzbachers vor 80 Jahren sind rund 50 verschiedene Anstiegsmöglichkeiten geworden, über den luftigen Südostgrat, über die Ost- und Westwand und durch die Kamine und Rinnen der Nordflanke. Die Namen vieler hervorragender Kletterer wie Dülfer, Piaz, Pfann, Klammer, Nieberl, Leuchs und Fiechtl finden wir hier verewigt, die Felsen des Führerkamins und des Heroldwegs sind poliert wie Marmor von Carrara. Das Totenkirchl ist zweifellos zu einem der berühmtesten Kletterberge der Ostalpen geworden.

Die goldene Zeit im Wilden Kaiser

1892 gründeten zwölf Studenten in München den Akademischen Alpenverein. An der Spitze stand Albrecht von Krafft, der 1888, anläßlich der 5. Ersteigung des Totenkirchls, einen neuen Kamin durchstiegen hatte. In den nächsten Jahren bewiesen die Mannen des AAVM, die meistens auch der 1895 gegründeten Alpenvereinssektion Bayerland angehörten, an den bisher unbestiegenen Wänden, Kanten und Kaminen ihren Tatendrang. Der Pfälzer Karl Botzong durchstieg allein und in Nagelschuhen 1895 den nach ihm benannten Kamin am Predigtstuhl; im gleichen Sommer eröffnete Georg Herold seinen lange mysteriösen Weg aufs Totenkirchl und Josef Enzensperger und Sigmund von Reuß überlisteten den riesigen Plattenschuß der Kleinen Halt-Nordwestwand, Schaustück von Hinterbärenbad. Diese Fahrt blieb die Glanzleistung im Wilden Kaiser, bis Ludwig Distel und Karl Herr 1899 die schroffe Nordostwand des Predigtstuhls meisterten, Georg Leuchs allein das Plattenband durch die Ostwand der Kleinen

Halt beging und im nächsten Sommer, ebenfalls als Alleingeher, den Kopftörlgrat der Ellmauer Halt überkletterte. Georg Leuchs schrieb über die damalige Tätigkeit der Akademiker: „Im Wilden Kaiser haben sie von 1893 bis 1902 1800 Gipfelbesteigungen ausgeführt, und von etwa 70 neuen Anstiegen, die in den zehn Jahren gefunden wurden, gehen vier Fünftel auf ihre Rechnung."

Es wäre falsch, jene Bergsteiger als Felsasketen zu betrachten. Diese Kaiserkletterer vor der Jahrhundertwende waren keine Dutzendmenschen. Etwa Adolf Schulze, der den Ufchba-Südgipfel bezwang, oder Josef Enzensperger, der „Enzian" und Zugspitzmeteorologe, der auf den Kerguelen starb. Ludwig Distel, der Prophet der scharfen Wintertouren, und die Brüder Georg und Kurt Leuchs, die dem Kaiser geologisch und erschließend auf den Leib rückten. Besonders Georg Leuchs machte es sich zur Aufgabe, sämtliche Gipfel zu ersteigen und die neuen Anstiege kennenzulernen; so schuf er systematisch das Fundament für sein Führerwerk, das schließlich vom „Kaiserpapst" Franz Nieberl ergänzt und fortgesetzt wurde.

Noch viele gute Namen wären hier anzuführen: Hans Leberle, Karl Herr, Leo Heis, Franz Scheck, Eugen Ortel, Fritz Schön, Felix von Cube u. a.

Im Jahre 1903 fällt in der Chronik des Wilden Kaisers ein Name auf: Josef Oftler, Kufstein. Da beging er erstmals seinen prächtigen Weg durch die Scheffauer-Nordwand. Dann griff er den Predigtstuhl knapp neben der Nordkante an und erklomm den Südostgrat des Totenkirchls direkt und ohne Ausweichen in die Ostflanke. Franz Nieberl, der in Würzburg geborene Altbayer, wurde der erste Bergschüler Oftlers, dann folgten Fritz Kurz und Josef Klammer. Die seit Jahrzehnten vorwiegend aus München kommenden Kaiser-Kletterer hatten damit ebenbürtige, nahe am Gebirge wohnende Rivalen bekommen.

Als Vorläufer der neuzeitlichen Felstechnik ist Josef Klammer anzusehen. Ihm gelangen am Torbogen der Straßwalchschlucht (1907) und mit dem Quergang zu seinem Kirchlkamin (1908) neue Spitzenleistungen. Noch einer sprengte den Rahmen des Althergebrachten: Rudolf Schietzold. Als er sich 1907 allein von der zweiten Terrasse aus über die Totenkirchl-Westwand abseilte, kam er in Bergsteigerkreisen stark ins Gerede. Ins Tourenbuch von Hinterbärenbad schrieb er: „Im Aufstieg ist diese Wand absolut unmöglich!" Daß dem nicht so war, bewiesen schon im nächsten Jahr die Dolomitenführer Piaz und Schroffenegger, Klammer und — Schietzold.

Die bisher erreichte Grenze zu überschreiten, blieb Hans Dülfer, dem Musikstudenten aus Dortmund, vorbehalten. Nieberl bezeichnete ihn als „einen Stern am Kletterhimmel", und er nimmt nicht nur in der Erschließungsgeschichte des Wilden Kaisers eine hervorragende Stelle ein, sondern überhaupt in der Entwicklung der neuzeitlichen Felstechnik. Nach seiner Übersiedlung nach München meisterte er bereits in seinem ersten Kletterjommer 1911 den bis dahin schwierigsten aller Totenkirchlkamine. Im nächsten Jahr schloß er sich mit Werner Schaarschmidt zu einer leistungsfähigen Seilschaft zusammen. Die Sohlen für die Kletterschuhe schnitten sich die beiden aus blauen Militäruniformen zurecht. Sie trainierten eifrig und waren eigentlich zwei Erste einer Seilschaft. Das Hauptproblem des Sommers 1912 war im Kaiser die Fleischbank-Ostwand. Herzog und Deye, Sixt und Fiechtl waren schon über den ersten Quergang hinaufgekommen. Beim dritten Versuch (beim zweiten fiel ihnen der Rucksack mit Seil, Haken und Hammer in die Steinerne Rinne) gelang Dülfer und Schaarschmidt am 15. Juni 1912 der Durchstieg. Die Fleischbank-Ostwand gefallen — das war eine erregende Neuigkeit. Wer wird wohl „die weitaus schwierigste Tour des Kaisergebirges" wiederholen? Es dauerte nicht lange. Bereits am 23. Juni 1912 durchkletterte Georg Sixt mit Deye, Hämmel und Zeitler die seinem Urteil nach „schönste der Wände des Wilden Kaisers". Bis zum Kriegsausbruch erfolgten 20 Begehungen, darunter 4 von Hans Dülfer.

Der Herbst 1913 brachte Dülfer neben dem kühnen Alleingang am Dülferriß in der Einbuchtung zwischen Christaturm und Fleischbank einen seiner schönsten Erfolge: die

erste Durchkletterung der Totenkirchl-Westwand aus der Winklerschlucht in der Gipfelfallinie. Nachdem er sich im Juni allein über die Wand abgeseilt hatte, zweifelte er zwar ernstlich an der Begehbarkeit des Mittelstückes, aber am 26. September 1913 gelang ihm mit dem bärenstarken Wilhelm von Redwitz dennoch die Lösung des Problems. Das Rüstzeug der beiden mutet durchaus „modern" an: zwei 40-m-Seile, 26 Mauerhaken und ein Steinbohrer, der allerdings nicht benützt wurde.

Eine merkwürdige Schicksalsfügung sei noch vermerkt: Hans Dülfer fiel am dritten Jahrestag seines Fleischbank-Ostwand-Sieges bei Arras.

Fleißige Kaisergeher der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg waren Bögle, Matejak (Erstbegeher der Predigtstuhl-Nordkante im Alleingang), die Brüder Bernuth, Deye, Kämmerer und Kaupert (Kamin in der Scheffauer-Nordwand), Vater Sixt und Söhne.

Zwischen den beiden Kriegen (1919—1939)

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wurde eine allgemeine Bergmüdigkeit erwartet, aber es kam anders. Bereits 1919 wagte sich Emil Gretschmann mit Herbert Kadner als zweite Seilschaft an den Dülferriß. Georg Sixt erzwang mit dem kriegsverletzten Innsbrucker Karl Aichner die zweite Begehung des Dülferweges durch die Totenkirchl-Westwand. Mit Otto Leixl drang Gretschmann in Neuland vor. Mit nur drei Mauerhaken meisterten sie die Westverschneidung des Predigtstuhls. 1921 und 1923 folgten zwei weitere kühne Routen durch die fast lotrechten Westabstürze des Predigtstuhl-Nordgipfels. Paul Diem und Karl Schüle wurden nach Durchkletterung ihrer schon beinahe klassisch gewordenen Verschneidung gegen die Westschlucht abgedrängt. Die Kaiserführer Hans Fiechtl und Franz Weinberger fanden weiter nördlich durch Risse und über Überhänge eine Führe.

Zu den Münchner Kletterern kam tüchtiger Tiroler Nachwuchs: Aus Kufstein Peter und Paul Aschenbrenner, Franz Ploner, Fritz Röhr, Robert Schuler und der unverwüstliche Lucke-Hansl; von der Kitzbühler Edelweißgilde, in die nur aufgenommen wurde, wer die Fleischbank-Ostwand im Tourenbericht nachweisen konnte, Hansjörg Schlechter, Much Wieser, Otto Zimmeter, die Brüder Lackner und Pert Fankhauser. Von den Innsbruckern trat zunächst Roland Rossi hervor. Mit dem Dresdner Fritz Wießner tüftelte er 1925 in tagelanger verbissener Arbeit eine Führe durch die Fleischbank-Südostwand aus. So viele Mauerhaken waren vorher im Kaiser noch nie geschlagen worden. Es war dies die Verwirklichung des neuen Kletterstils, die Einleitung der „eisernen Zeit" im Fels. 1926 erhielt die benachbarte Christaturm-Ostwand mit wenig Aufwand an Eisen durch Fritz Schmitt und Georg Mitterer eine direkte Führe, die man in jenen Jahren zu den schwierigsten Kaiserklettereien zählte.

Eine neue Bergsteigerromantik begeisterte den Nachwuchs. Da hockten der arbeitslose Schlosser und der semestermüde Akademiker, der Führeraspirant und der Sohn reicher Leute beisammen am Biwakfeuer oder am Hüttentisch und debattierten, philosophierten und sangen ihr gemeinsames Lied von den Fürsten dieser Welt. Sie gingen miteinander am Seil, sammelten am Totenkirchl die letzten unbegangenen Kamine und suchten — wie oft im Erschließungsablauf des Wilden Kaisers! — „letzte Probleme". Da waren arme Teufel wie Hans Brehm und Leo Rittler, die an der Grandes Jorasses-Nordwand fielen, und Ferdl Kummer, der von einem Alleingang über die Schleierkante nicht mehr zurückkehrte. Leute von bestem bergsteigerischen Ruf, derer gedacht sein soll: Franz Großmann, den am Hahnenkamm ein Schneebrett erdrückte, Emil Solleder, dessen letzte Fahrt der zersägte Gipfelgrat der Meije war, Toni Schmid, der Eroberer der Matterhorn-Nordwand, Walter Stößer, der blonde Feuerkopf aus dem Battert, Leo Maduschka, dem der Kaiser Bergheimat des Herzens geworden war, und Hias Auckenthaler, der Innsbrucker Schlotfeger und Meisterkletterer.

Viele der Besten aus jener Zeit haben den Weg vom Kaiserfels zu den Weltbergen Asiens und Südamerikas gefunden. Denken wir an die Lebenden: Peter Aschenbrenner,

Erwin Schneider, Hans Ertl und Hias Rebitsch. Groß ist aber die Zahl derer, die nicht mehr in die Heimat und in ihren Freundeskreis zurückgekehrt sind, sondern ihre letzte Ruhestätte in fernen Ländern fanden: Hermann Schaller, der Bezwinger des Aiguille-Noire-Südgrates, die Opfer des Nanga Parbat: Willo Welzenbach, Willy Merkl, Alfred Drexel, Günther Hepp, Karlo Wien, Martin Pfeffer, Adolf Göttner und Pert Fankhauser; wie oft sah man sie in fröhlicher Runde in der Gaudeamushütte oder in den Kaiserwänden und auf den Gipfeln. Und da war einer, der im Kaiser seine Bergsteigerlaufbahn begonnen hatte, die ihn über den Kaukasus zum Siniolchu, Tent Peak und Nanga Parbat im Himalaya führte: Ludwig Schmaderer, der 1945 an der tibetischen Grenze ermordet wurde.

Letzte Probleme — Erschließerische Nachlese

Wieder Krieg! Trotzdem war so manche Seilschaft im Kaiserfels unterwegs. Oftmals Gebirgsjäger in knappen Urlaubstagen. Und sie lösten sogar noch einige wirklich schöne, nicht krampfhaft gesuchte Wandprobleme.

Da kamen Ende Juni 1943 Otto Eidenschink und Rudolf Peters auf das Stripsenjoch und weihten Peter Aschenbrenner in ihr Vorhaben ein, in der Totenkirchl-Westwand eine möglichst direkte Verbindung vom Piaz- zum Dülferweg zu suchen. Vorgänger waren an einem unmöglich erscheinenden Riß umgekehrt. Die beiden gingen weiter und Peters seilte sich vom Ende des Risses 15 m ab. Durch Pendeln gewann er zwar schwieriges, aber immerhin kletterbares Gelände. Am nächsten Tag überwanden Peters und Eidenschink auch die folgenden 120 m bis hinauf zum Schluchtquergang des Dülferweges.

Seit langem warb man auch um die Westwand der Maukspitze, jenen glatten Steilabsturz rechts des Spenglerkamins. Wastl Weiß aus Kitzbühel war Anwärter Nummer 1. Er wachte eifersüchtig über diese, seine Wand, und als Hermann Buhl und der Salzburger Hans Reischl eines Tages in der Ackerlhütte auftauchten, da schloß er sich mit ihnen zu einer Dreierseilschaft zusammen. Buhl schilderte die Kletterei als „Gang an der Sturzgrenze". Als er verspätet in die Kaserne zurückkehrte, wurde er vor Gericht gestellt und zu einer Fronteinheit versetzt. Weihnachten 1948 — das Thermometer zeigte 20 Grad Minus — kam Buhl wieder zur Mauk-Westwand und sicherte sich mit Peter Hofer die erste Winterbegehung.

Ebenfalls nicht ohne Steinbohrer ging es bei der Erstbegehung der Fleischbank-Südostverschneidung im Sommer 1944 ab. Auch in dieser Riesenverschneidung zwischen der Südostwand und dem Dülferweg durch die Ostwand waren junge Tiroler erfolgreich, und zwar Wastl Weiß und Peter Moser von der Edelweißgilde Kitzbühel. Die erste Winterbegehung dieser Fahrt 6. Grades wagten Hermann Buhl und Kuno Rainer im Februar 1950, den ersten Alleingang Hans Wörndl zwei Jahre später. 1946 tauchte Hias Rebitsch, der große Könner im steilen Fels, der bereits in den 30er Jahren einige Neutouren gemacht hatte, im Kaiser zur Nachlese auf. Mit Sepp Spiegl erkletterte er den oftmals überhängenden Riß in der Fleischbank-Ostwand rechts des Dülferweges, an dem einst Leo Rittler gescheitert war. Eine Fahrt, die sowohl ausgefeilte Hakentechnik wie auch Sicherheit im freien Klettern verlangt.

Außerdem bewarben sich die jungen Kletterer um die direkte Westwand des Bauernpredigtstuhls, die bereits 1934 durch Gotthard und Told einen Durchstieg erhalten hatte. Im Sommer 1947 war sich Peter Hofer über die Routenführung noch nicht ganz im klaren. Karl Lucke und der jetzige Hüttenwirt der Gaudeamushütte, Hermann Strobl, waren hier erfolgreich.

Lange unbezwungen blieb die direkte Westwand des Predigtstuhl-Nordgipfels zwischen Schüle-Diem- und Fiechtl-Weinberger-Route. Im Sommer 1948 war die Seilschaft Moser-Weiß hier knapp mit dem Leben davongekommen, als dem vorausgehenden Weiß Wastl eine Felsplatte ausbrach und auf seinen Kameraden stürzte. 1952 ging Hans

Wörndl aufs Ganze. Mit einem Schweizer war ihm gelungen, höher als seine Vorgänger hinaufzukommen und die Schlüsselstelle zu überwinden. Die Gipfelwand wurde vom Oppelband abseilend erkundet. Als der erste Gefährte heimreisen mußte, trat Peter Hofer an seine Stelle. Am 29. August gelang den beiden in vierzehnstündiger Kletterei der Durchstieg. 1957 beging ein junger Elbsandsteinkletterer die „Direttissima" in 3½ Stunden.

Wörndl und Hias Noichl wandten sich bereits 1956 auf der anderen Seite der Steinernen Rinne der direkten Ostwand der Fleischbank zu. Es ist dies die 320 m hohe senkrechte Plattenflucht zwischen der Südostverschneidung und dem Dülferweg. Wegen des frühzeitigen Schneefalls mußten die Versuche abgebrochen werden und 90 m Seil blieben den Winter über in der Wand hängen. Die erste Durchkletterung der Wand glückte am 19. und 20. Juli 1957.

Was noch folgte, war wegen der gesuchten Routenführung nicht allzu bedeutend und ist aus der Zusammenstellung der Ersteigungsdaten am Schluß dieses Beitrags ersichtlich.

Nun ist der Wilde Kaiser wohl wirklich erschlossen und es wird sich nicht mehr viel Neuland entdecken lassen. Ein Ventil für den Tatendrang sind Winterbegehungen. Über die großzügigsten Unternehmungen, wie die Griesner-Kar-Umrahmung, berichtet Georg Maier an anderer Stelle in diesem Jahrbuch.

Dieser knappe Querschnitt durch die Erschließung des Kaisergebirges zeigt uns manches Charakteristische der Entwicklung des Felskletterns. Von den Bergsteigern, die, noch mit mancherlei Hemmungen belastet, in eine echte terra incognita vordrangen, über urwüchsige Felsenstürmer und feinnervige Techniker bis zu den Seil- und Eisenakrobaten unserer Tage. Es sind heute viele, die den 6. Grad im Fels beherrschen. Ich habe Seilschaften beobachtet, die jodelnd und singend durch die Fleischbank-Südostwand klommen, mit tänzerischer Eleganz und traumwandlerischer Sicherheit. Ich habe erlebt, wie andere fröhlich lachend aus der Mauk-Westwand und der Fleischbank-Verschneidung zurückkamen. Hat das lotrechte Gemäuer mit den spärlichsten Haltepunkten, hat der Abgrund unter den Füßen für den jungen Kletterer unserer Zeit wirklich seine Schrecken verloren? Sind sie ihrer Kraft und Technik so gewiß, daß sie die Grenze des Menschenmöglichen im Fels als einen freiwillig und gerne aufgesuchten Tummelplatz betrachten? Ist die Empfindungswelt ihrer Seele so sehr abgeschirmt oder gar steril, daß sie Gefahr und Todesnähe nicht erkennen?

Bergsteigen erfüllt sich im Steigen und in der Steigerung. Jede Generation glaubte an der Grenze zu wirken und hatte damit zu rechnen, daß ihr Tun von den Vorfahren nicht verstanden und gebilligt würde. Bergsteigen wird immer den Stempel seiner Zeit tragen. Die Wände wahren ihr Gesicht und Aussehen trotz einiger Zentner Eisen, die in ihnen hinterlassen wurden. Auch die Grate behalten ihr Profil, die Gipfel ihre Anziehungskraft. Und abseits der Moderouten findet der Suchende auch im Wilden Kaiser noch Einsamkeit und ursprüngliche Natur. Es wäre bitteres Unrecht, dieses Gebirge als großen Klettergarten abzutun. Mögen auch kommende Generationen den Kaiser nicht nur als Felsgerüst betrachten, sondern mit ähnlichen Empfindungen wie Ludwig Purtscheller vor einem Menschenalter: „Die Kette des Wilden Kaisers gehört zu den prächtigsten und interessantesten Bildungen im Gebiet der Nördlichen Kalkalpen. Andere Gebirge mögen sie an absoluter Höhe oder an Massenhaftigkeit des Baues übertreffen, aber in der wunderbaren Anordnung seiner grotesk gespaltenen Spitzen und Hörner, in dem Reichtum seiner Formen und in Bezug auf prächtige landschaftliche Blicke, sowohl gegen die Ebene als gegen die Zentralalpen, ist das Kaisergebirge unübertroffen."

Nachtrag zu den Erschließungsdaten im „Jahrbuch" 1952

1953: Christaturm, Ostwand, neuer Weg, E. Hofmann und H. Trautmann.
Westliche Hochgrubachspitze, neuer Weg, M. Kramheller und H. Schmidt.
Vordere Karlspitze, Direkte Ostwand, M. Kramheller und H. Schmidt.

1955: Christaturm, Direkte Ostwand, erste Winterbegehung, G. Maier und H. Niederberger.

1956: Lärcheck, Ostpfeiler, erste Winterbegehung, G. Maier und H. Niederberger.
Griesner-Kar-Umrahmung vom Lärcheck zum Predigtstuhl, erste Winterbegehung, G. Maier und H. Niederberger.
Regalpwand, Südwestkante, erste Winterbegehung, G. Maier und H. Niederberger.

1957: Fleischbank, Direkte Ostwand, H. Wörndl und H. Noichl.
Kreuztörlturm, Nordostkante, H. Noichl und W. Karrer.

1958: Fleischbank-Nordpfeiler, Direkte Ostkante, F. und W. Scheffler.
Kleine Halt, Nordwestwand, Dülferweg, erste Winterbegehung, G. Maier und H. Niederberger.

1960: Fleischbank, Direkte Nordostwand, W. Scheffler und P. Siegert.
Totenkirchl, Westpfeiler, L. Brandler, F. und W. Scheffler.
Mitterkaiser-Nordgipfel, Ostverschneidung, L. Jöchl und H. Schneider.

1961: Gratüberschreitung vom Zettenkaiser bis zur Fleischbank (13 Gipfel), erste Winterbegehung, G. Sachsenmeier und Wiechenthaler.
Predigtstuhl-Nordkante, erste Winterbegehung, R. Ploner und Wiechenthaler.
Mitterkaiser-Nordgipfel, Ostwand, erste Winterbegehung G. Maier und H. Niederberger.
Hintere Goinger Halt, Direkte Ostwand, erste Winterbegehung, G. Maier und H. Niederberger.

Anschrift des Verfassers: Fritz Schmitt, München 61, Düppeler Straße 20

Fels im Wilden Kaiser

Von Wilhelm Rudolt

(Mit 4 Bildern, Tafel III, IV, V, VII)

„Was ich besitze, lag mir im Weiten,
was längst entschwand, ward mir zu Wirklichkeiten."

(Goethe „Faust" I. Teil)

So mancher, dem die Berge ein Teil seines Lebensinhaltes geworden sind, hat im Verlauf der Jahre ein Berggebiet besonders kennen und schätzen gelernt. Dorthin hat es ihn immer wieder gezogen. Für den einen mag es eine Berggruppe in den Zentralalpen, für den anderen ein Gruppe der Nördlichen oder Südlichen Kalkalpen sein. Mit der eingehenden Kenntnis dieser Bergwelt verband sich eine solche mit den Schutzhütten, den Wegen. Nicht zuletzt ist man mit Menschen, deren Lebensraum die Bergnatur ist, in nähere Berührung gekommen.

Daß der „Wilde Kaiser" einmal mein Lieblingsberggebiet werden sollte, das hätte ich mir bei meinem ersten Besuch im Jahre 1929 nicht träumen lassen. Damals waren der Kopftörlgrat und der Herrweg auf die Fleischbank meine Bergziele. Diese beiden Fahrten hinterließen bei mir wegen der prächtigen Kletterei und der großartigen Felsszenerien einen tiefen Eindruck. Einige Jahre später übersiedelte ich in die alte Bergstadt am Inn, nach Kufstein. Ich kannte dort niemanden. Es sei denn, ich dürfte Franz Nieberl anführen, den die Bergsteiger überall den „Kaiserpapst" nennen. Aus seinen zahlreichen, auch heute noch aktuellen Aufsätzen in der „Österreichischen Alpenzeitung" war er mir bekannt. Unter den Bergsteigern ist der Name Nieberl ein Begriff. Hört man diesen Namen aber in Kufstein selbst, so vermeint man eine innere Verbeugung des Sprechers herauszuhören. Die Kufsteiner ehren und verehren ihn, von dem das schöne Wort stammt: „Die Berge winden uns den Goldkranz des Jungseins um die Stirne und das ist das Größte, was sie uns schenken."

Kufstein, das die Perle des Tiroler Unterlandes genannt ist, muß ein jeder Besucher liebgewinnen. Der malerisch gelegene untere Stadtplatz mit den alten Bürgerhäusern, der obere mit der Pfarrkirche und dem altehrwürdigen Widum, die darüber aufragende mächtige Feste Geroldseck sind nur einige von den Sehenswürdigkeiten dieser Stadt. Im Winterkleid bietet Kufstein einen besonders festlichen Anblick. Der darüber aufstrebende Stadtberg gibt dazu den passenden Hintergrund. Heute noch höre ich das liebliche Schellengeläut der im klirrenden Froste durch die engen Straßen eilenden Pferdeschlitten. Mittags und abends lauschte ich den weithin vernehmbaren, feierlichen Klängen der Heldenorgel. Nie wurde ich dieses Erlebnisses überdrüssig! Wie oft auch wurde eine Toccata, ein Orgelpräludium der erhebende Ausklang eines bilder- und erlebensreichen Bergsonntags im Wilden Kaiser. Ja, sogar auf dem Gipfel der Pyramidenspitze im Zahmen Kaiser durfte ich die Orgelklänge vernehmen, die aus dem Hochnebel emporbrangen.

Nach der ersten Begegnung mit dem „Kaiserpapst" lernte ich die Kufsteiner Bergsteigergruppe kennen. Ich habe mit diesen Bergsteigern viele schöne Stunden verbracht. Von den Jungen von damals aber sind nur wenige aus dem letzten Kriege zurückgekehrt. —

Mit Beginn des Frühjahres wuchs die Sehnsucht nach den gerühmten Bildern des Kaisertales, nach Kletterfahrten auf die berühmten Kaiserberge. Zuerst aber gings in

den Zahmen Kaiser. Naunspitze, Petersköpfl, Pyramidenspitze und Roßkaiser bildeten die Ziele. Damals bewirtschaftete noch Georg Sixt jun., der zweite Ersteiger der Fleischbank-Ostwand und der erste Besteiger der Roßkuppenkante im Gesäuse, die Vorderkaiserfeldenhütte. Für den Skifahrer sind die Erhebungen des Zahmen Kaisers überaus lohnende Ziele. Ganz zu schweigen von der Fülle prachtvoller Bilder, die uns der Anblick der verschneiten Felswände des Wilden Kaisers beschert. In der Tiefe erglänzt das gekrümmte Silberband des Inn. Rofan- und Karwendelberge stehen darüber wie eine Phalanx. Am markantesten aber erhebt sich der Guffert.

Scheffauer Kaiser

Mit der Felskletterei wurde es ernst, als wir erstmals der Kaindlhütte am Steinberg einen Besuch abstatteten. Damals lebte noch der gute, alte Kaindl-Much und bewirtschaftete seine stets gut besuchte Schutzhütte. So mancher Bergsteigerabend wurde dort droben am Fuße des Zettenkaisers und des Scheffauers gefeiert. Eine Riesenfreude aber hatte Much, wenn man vom Zetten-Nadei sprach, ein kühner Turm im Ostgrat des Zettenkaisers, der gar nicht leicht ist und den der Much als eine seiner Erstbegehungen buchen konnte. Wenn dann einer von uns auf diesem Turm gewesen war — der Much überzeugte sich davon mit dem Fernglas — der durfte mit ihm ein „Virschtei" des besten Weines trinken. Es war das wirklich eine schöne Bergsteigerzeit droben am Steinberg. Öfters sind wir durch die prächtige Riesenplatte der Nordwand des Scheffauers gestiegen, den Westgrat dann wieder hinab zur „Grübler Lucke" und über den Ostgrat auf den Zettenkaiser. Die Ostwand des letzteren Berges ist weithin die schönste Kletterfahrt. Die plattige 40-m-Wand, die Nische mit dem äußerst luftigen Ausstieg, der anschließende Quergang sind mir in bester Erinnerung geblieben.

Eine der großen Fahrten im Wilden Kaiser ist die Straßwalchschlucht. Es ist die größte und interessanteste Schlucht dieses Gebirges. Franz Nieberl, Josef Klammer, Josef Dettendorfer und Karl Müller waren die Erstbegeher. Mit Toni Fankhauser bin ich diese Tour gegangen und der Gefährte überließ mir an den schwierigsten Stellen (IV—V) gerne die Führung. Den „Torbogen", eine der kühnen Stellen im Kaiserfels, die schwierigste Stelle, der die Schluchtwände miteinander verbindet, bin ich ohne Sicherung gegangen. Ich hatte die Karabiner unten liegen gelassen! Diese Felstour hat mir viel Freude bereitet. Nicht zuletzt durch die großartigen Felsszenerien und die einmalige Wildheit und Düsterkeit der gewaltigsten Schlucht des Wilden Kaisers. Nach 700 m endet der Anstieg in den Schrofen des dritten Hakenkopfes.

Im Frühjahr war ich von der Steinbergalpe über den Bettlersteig nach Hinterbärenbad gekommen. Es regnete. Als ich aber den Straßwalchgraben mit der Jagdhütte erreichte, sah ich dunkel und düster, wie der Eingang zum Hades, diese Schlucht mit den wasserüberronnenen Wänden über mir. Alte Erinnerungen wurden wieder wach! Wieviele Seilschaften werden inzwischen diesen Anstieg gewählt haben? Man wird sie vielleicht an den Fingern zählen können.

Hinterbärenbad

Aus vielen Ansichtskarten und Alben blickt uns das altbekannte Motiv entgegen: Die Kapelle, das Schutzhaus der Sektion Kufstein des ÖAV und im Hintergrunde der ungeheure Absturz der Kleinen Halt-Nordwestwand. Ein einmaliger Anblick in den Ostalpen! Einmalig wie das schöne Kaisertal mit seinen malerischen Berghöfen. Von weit kommen die Menschen dieser Bilder wegen! Sonntags ziehen manchmal Prozessionen zum Veiten- und Pfandlhof und zu den Hütten im Talhintergrund. Das Kaisertal ist ein Juwel Tirols! Wer aber im Frühling oder zur Zeit der Almrosenblüte in diese gesegneten Gefilde kommt, der wird hier die größten Eindrücke empfangen.

Das Alpenvereinsschutzhaus bewirtschaftete bis 1959 der Bergführer Franz Weinberger, kurz der „Franei" genannt. Mit dem berühmten Führer Hans Fiechtl durchstieg er erstmals die Westwand des Nordgipfels des Predigtstuhls. Diese gehört zu den schwersten Kletterfahrten in der „Steinernen Rinne". Die Schlüsselstelle (V_+) ist ein 40-m-Überhang und befindet sich wenige Seillängen über dem Einstieg. Es folgen feine Risse, Verschneidungen, eine recht luftige Kantenkletterei und prächtige Wandstellen knapp vor dem Ausstieg. Versteht sich, daß der „Franei" auf diese Tour recht stolz ist.

So ideal schön Hinterbärenbad für den Bergwanderer gelegen ist, für Kletterfahrten auf das Totenkirchl, Fleischbank und Predigtstuhl liegt das Schutzhaus zu tief. Auf diese Berge geht man besser von „Strips" aus. Beim Weiterweg entschwindet uns der Anblick der Nordwestwand der Kleinen Halt. Dafür steht mit einem das Bild der Nordwand dieses Berges vor uns. Sie wurde zum ersten Male von Hans Dülfer, Josef Klammer, Franz Nieberl und A. Wolchowe durchstiegen. Sie ist wesentlich schwieriger als die Nordwestwand. Letztere gehört jedoch zu den beliebtesten und schönsten Touren im Kaiser. Die vollständige Nordwestwand, ein Dülferweg (V), ist nur den allerbesten Kletterern vorbehalten. Einmal haben wir über den Pfannweg durch den unteren Teil der Nordwestwand den Einstieg der Nordwestkante erreicht und sind nach Erreichen des Gipfels über die Gamshalt zum Gipfel der Ellmauer Halt aufgestiegen. Eine lange Kletterfahrt!

Ellmauer Halt

Es ist dies der höchste und neben dem Scheffauer, dem Totenkirchl und den Goinger Halten der meistbesuchte Kaisergipfel. Ungezählte Erinnerungen verbinden mich mit diesem Berg. Vor allem aber ist es der berühmte Kopftörlgrat (III), dem ich viele Stunden wahrer Bergfreude und großen Bergerlebens verdanke. Zu allen Zeiten habe ich diesen herrlichen Felsgrat kennen gelernt. Im Sonnenlicht und in der Dämmerung, bei Nacht, bei Regen, bei Vereisung und Neuschnee, bei Sturm, der wild durch die Gratscharten fegte, bin ich diesen Weg gegangen. Mit zwei Schweizern, die sich uns angeschlossen hatten, stand ich einmal beim Einstieg. Kaum, daß die beiden das Klettern erwarten konnten. Nicht wenig waren sie enttäuscht, als ich den ersten Turm umging. „Sie werden heute noch genug Fels in Ihre Hände bekommen!" tröstete ich sie im Weitergehen. Und sie wurden auch satt und zufrieden. Ich glaube man kann einem begeisterten Bergsteiger keine größere Freude bereiten, als wenn man ihn zu diesen Gang über die Türme des Kopftörlgrates einlädt.

Mit den Kufsteiner Bergkameraden Demetz und Lange kam ich ein andermal um die Mittagsstunde — es hatte den ganzen Vormittag geregnet — die Aschenbrenner-Lucke-Führe (V) der Leuchs-Turm-Südwand herauf. Die beiden schweren Verschneidungen lagen schon hinter uns, als plötzlich das Wetter gerade beim 12-m-Quergang umschlug. Schneefall setzte ein. Mit einem wurde der Fels kalt, naß und vereist. Als ich am Ende des Querganges angelangt war und mich anschickte über den abschließenden Wulst leichteres Felsgelände zu erreichen, bemerkte ich, daß uns zwei Kletterer gefolgt waren. Sie baten ihr Seil mit dem unseren verbinden zu dürfen. Es dauerte lange Zeit, ehe sie den Quergang hinter sich brachten und bei uns, die wir schon sehr froren, anlangten. Der plötzliche Wettersturz hatte den beiden stark zugesetzt. Von ihnen kannte keiner den folgenden Teil des Kopftörlgrates. In der eingebrochenen Dunkelheit setzten wir zusammen den Anstieg über die Türme fort. Es gelang uns die beiden, die langsam von Kräften kamen, heil zum Gipfelhüttchen zu bringen. Über die nachtdunklen Gamsjäger erreichten wir um Mitternacht die Gruttenhütte. Dort wurde Vater Eisenmann aus den Federn geholt und was Küche und Keller besaß aufgeboten. Während die beiden Kletterer auf der Hütte blieben, stiegen wir noch ins Tal. Am nächsten Morgen lag Neuschnee in den Bergen bis zu den Almen herab. Da dankten wir Gott und freuten uns, daß er uns ausersehen hatte, fremden Menschen Helfer zu sein. Ein andermal hatten wir wieder

eine Überschreitung des Kopftörlgrates hinter uns und räkelten uns dann in den sonnenwarmen Gipfelfelsen der Ellmauer Halt. Da kam eine junge Mutter den Felsenweg herauf. Am Seil einen lieben, blondgelockten kleinen Buben. Sie zeigte ihm Griffe und Tritte und wenn es mit dem Klettern nicht immer gelang, nun, dann half eben die Mutter ein wenig nach. Das strahlende Antlitz der Mutter und das selige Kinderlächeln bildeten die Freude der auf dem Gipfel versammelten Bergsteiger. Auch an dieser Episode sind längst die Jahre vorübergezogen. Aus dem Büblein von damals wird schon ein strammer Kletterer geworden sein.

Vom Gipfel der Ellmauer Halt durfte ich die Totenkirchl-Westwand schauen. Im Sonnenschein, mit aufgeschlossenen Wandfalten steht sie über dem Kar des Hohen Winkels. Ein ungeheurer, dominierender, nach oben zu sich verjüngender Felskegel. Ein verlockendes, ein verheißendes Bild! Öfters benützten wir, anstatt über die Scharlinger Böden nach Hinterbärenbad abzusteigen, den Weg über die steinschlaggefährdeten „Gamsänger" zur Gruttenhütte, die wir allein schon ihrer herrlichen Lage wegen sehr schätzten. Der Anblick der grünen Wogen der Kitzbüheler Alpen, die gleißende Firnkette der Hohen Tauern und der Zillertaler Alpen, der majestätisch sich aufbauende Fels des nahen, aber einsamen Treffauers, der Blick ins Tal, wo Going, Ellmau und Scheffau verträumt ruhen, das sind die beruhigenden und erquickenden Bilder der Südseite des Wilden Kaisers. An den Kopftörlgrat schlossen wir ein andermal den Kaindl-Steward-Turm und die kurze, im unteren Teil aber durchaus sehr schwierige Friedrichs-Turm-Westwand an. Gewöhnlich aber führte uns der Weg über das Kopftörl zum Stripsenjoch. Mir war er der liebste. Führt er doch unmittelbar an der Kirchl-Westwand vorbei, deren Anblick uns immer wieder in ihren Bann zog. Still ist das Kar des Hohen Winkels. Still und feierlich wie ein Heiligtum. Während die Steinerne Rinne zwischen Predigtstuhl und Fleischbank von den Jubelschreien und Jauchzern der Kletterer widerhallt, herrscht hier Ruhe, Bergfrieden. Gebieterisch steht die Westwand über dem Kargrund, während die im Schatten ruhenden Flanken der drei Halten und die krönenden Türme des Kopftörlgrates mit ihren Wänden und Pfeilern wie ein langgestreckter, ungeheuerer Orgelbau aus den steilen Schuttströmen emporwachsen. Wahrhaftig! In diesem gewaltigen und düsteren Bergrund könnten sie ertönen: Die erhabenen, himmelstürmenden Klänge aus dem Finale von Anton Bruckner's V. Sinfonie!

Der Tag brach an, an dem ich zum ersten Male in der Winkler-Schlucht stand und in die mitleidslosen Plattenwände der schier erdrückenden direkten Westwand des „Kirchls" äugte. Später nahm uns, Hermann Treichl und Emil Bauer waren die Gefährten dieses Bergtages, der kühne Südostgrat (IV) auf, ein schöner Weg zum Gipfel dieses berühmten Berges. Mit Toni Hager durchstieg ich einmal die steile, leider viel zu kurze Südwand des Totenkirchls (III—IV). Sie hat uns so sehr gefallen, daß wir sie noch öfters aufgesucht haben. Ihr Erstbegeher ist Josef Klammer, Kufstein. Das sagt wohl alles.

Totenkirchl

Sonntag für Sonntag war unser Ziel das Dreigestirn über dem Stripsenjoch: Totenkirchl, Fleischbank und Predigtstuhl. Das Stripsenjochhaus wurde mein Zuhause! Nacheinander habe ich die verschiedenen Kletterwege des Totenkirchls kennen gelernt: Den Führer-Weg, den Stöger-Gschwendtner-Kamin, den Zott-, den Rosigen Kamin, den Merzbacher Weg, die Kaindl-, die Schmitt-Rinne, Herold-Weg, Ullmann-Variante, das „U" usw. Wenn man die Ostwand (III) des Berges zum Ziel erkoren hat, muß man die Unbequemlichkeit des Zustieges in das Schneeloch in Kauf nehmen. Das ist ein von den Wänden der Fleischbank, der Karlspitze und des Totenkirchls umrahmtes düsteres Kar, das wenig Besucher sieht. Über eine Randkluft erreichten wir plattigen, schwierigen Steilfels, den wir höher oben über Rippen und Rinnen bis in die Gipfelfallinie querten. Durch das „Fenster", einer durchlöcherten Felsrippe, gewannen wir den Beginn des „überdachten Bandes", die interessanteste Stelle dieses Anstieges. Darnach kann man ent-

weder direkt — das ist der empfehlenswertere Weg — den Gipfelblock über unwahrscheinlich schönen Fels erreichen, oder man wählt die ebenso schöne Heiß-Variante, die uns in abwechslungsreicher Wand- und Kaminkletterei zum Vorgipfel leitet. Die weitaus schwierigeren Wege Dülfers und Sixt-Satows, werden wenig begangen. Auch im Spätwinter bin ich einmal auf das „Kirchl" gekommen. Zehn Kameraden der Tiroler Landesschützen schlossen sich meiner Führung an. Peter Aschenbrenner war mit dabei. Kritisch war bloß das vereiste Schneelochband, das dann von Aschenbrenner — das ließ er sich nicht nehmen — präpariert wurde.

Predigtstuhl

Es ist die kühnste Berggestalt in diesem Dreigestirn. Seine Nordkante (IV), die wie ein Damoklesschwert über der Tiefe des Kaiserbachtales dräut, bedeutet für jeden Kletterer eine Herausforderung. Unbestreitbar ist sie die Tour zum Gipfel. Nach der düsteren und brüchigen Rinne, die zur Beichtstuhlscharte emporführt, umfängt uns sogleich beträchtliche Ausgesetztheit. Doch erwartet uns dort oben fester, grün-grauer Kaiserfels. Wir überwinden den kühnen Matejak-Quergang und stehen später im schwierigen Doppelkamin, der unsere volle Tüchtigkeit in Anspruch nimmt. Wir erreichen das kühne Oppelband, ein Plätzchen, von dem „Franei" einmal sagte, es sei der beste Beobachtungsplatz der „Steinernen Rinne". Vom Nordgipfel setzten wir unsere Tour fort, kletterten über den Grat zum Hauptgipfel und schlossen auch den Nordgrat der Goinger Halt an. Damit hatten wir das Predigtstuhl-Massiv überschritten, eine lange, eindrucksvolle und genußvolle Kletterfahrt. Dieser herrliche Berg, der nicht seinesgleichen hat, hatte es mir oft angetan. Im Laufe der Jahre lernte ich fast alle Anstiege kennen. Einer der schönsten ist der Ostler-Weg (IV), dessen 25-m-Kamin in prächtiger Stemmkletterei bewältigt wird und sehr an den Keidel-Kamin in der Planspitze-Nordwand erinnert. Prachtvoll darf auch der Weg durch die Westschlucht genannt werden. Schon die sehr schwierige 40-m-Einstiegswand läßt ahnen, daß dieser Anstieg (IV) mehr als einen guten Kletterer verlangt. Das Band leitet in großer Ausgesetztheit zu den „peinlichen Schritten" und sodann in die gewaltige Schlucht, aus welcher der kühne Schüle-Diem-Weg (V) heraufleitet. Die Schlucht selbst wartet mit einer Reihe genußvoller Kletterstellen auf. Die kürzeren Kletterwege erfreuen sich bei den Bergsteigern natürlich besonderer Beliebtheit. Da wäre erstens die Dülfer-Westwand (III—IV) zu nennen mit zwei delikaten Quergängen, einem sehr schwierigen Riß, dem interessanten Schichtband und einem langen, aber unschwierigen Ausstiegskamin. Der „gewöhnliche" Weg zum Gipfel ist die Angermann-Rinne (II). Die Botzongkamine (III) werden nur mehr zum Abseilen benützt. Mit Hermann Treichl war ich einmal vom Westschluchtband in die Mittelgipfel-Westwand (V_+) eingestiegen. Ein kühner Weg! Fast lotrechter Fels! Über schwierige Platten gelangt man zu einer Rißverschneidung. Für Hand und Fuß gibt es lange einen schmalen Riß. Alles andere ist Spreizen, geschickte Gewichtsverteilung, Reibungskletterei. Am Ende des langen Risses holte Hermann, nachdem er sich verspreizt hatte, seine Mundharmonika aus der Tasche und spielte in seiner Bergfreude den Seilschaften drüben in der sonnigen Fleischbank-Ostwand frohe und muntere Berglieder vor.

„Mit mir bist du no niar klettern gwesn!" meinte einmal lächelnd der gute Peter. Daher beschlossen wir für den nächsten Tag eine Tour durch die Ostwand auf den Predigtstuhl Hauptgipfel (III—IV). Seillos klommen wir den, wie Peter meinte, „schiachen" 400-m-Vorbau hinauf, querten in schönem Fels über Rippen bis in die Fallinie des Hauptgipfels. Dann aber wurden wir im Fels geradezu fürstlich belohnt. Kerzengerade ging es über steile Platten, Rinnen und Kamine zum Gipfel. Schade, daß dieser Anstieg, der einer der längsten im Wilden Kaiser ist, seines beschwerlichen Zustieges wegen nur selten Liebhaber findet.

Der Predigtstuhl ist einer der edelsten Berggestalten der Nördlichen Kalkalpen. In erhabenen Worten preist ihn der 86jährige „Kaiserpapst". Auch andere große Bergsteiger

haben sich bewogen gefühlt, über den Domturm der „Steinernen Rinne" zu schreiben: Pfann, Leuchs, Gretschmann, Maduska u. a. m. „Bekenner, die ihre Stimme um des Echos willen erheben, das sie in anderen Herzen weckt." (Dr. Heinr. Pfannl.) Freilich, wenn ein Unwetter hereinzieht in diese erbarmungslosen Wandfluchten, dann verlangt dieser Berg von denen, die sich ihm anvertraut haben, Unerschrockenheit, Härte und Ausdauer in hohem Maße. Könnten diese Wände erzählen, so würden sie von der Freude und dem Frohsinn, von der Kühnheit und dem Können der Bergsteiger, von ungezählten Stunden hohen Bergglückes berichten, aber auch vom Versagen der Menschen, von Biwaks in Schnee und Kälte, von der Tücke des Geschickes, von Bergsteigertragödien.

Ellmauer Tor

Tor zu den großen Kletterseligkeiten! Ein Platz wie selten einer in den Alpen! Schaust du nach Süden, Wanderer, dann wird dir im hellen Ausschnitt, den dir die Goinger Halten und die Karlspitze gewähren, der liebliche Anblick der Talorte und in der Ferne der Wall der Zentralalpen beschert. Nach Norden aber sind es die fast lotrechten, gotischen Mauern des Fleischbank- und Predigtstuhlzuges, die das Interesse der Bergsteiger auf sich lenken. Mühelos, wie wohl nirgends mehr in den Alpen, gelangt der Kletterer, der vom „Tor" kommt, zu den Wandeinstiegen. Aber auch der einfache Bergwanderer, der von „Strips", von der Gaudeamus- oder von der Gruttenhütte kommt, kann teilhaben, kann zusehen, wenn die Seilschaften zur Rechten und zur Linken der Steinernen Rinne emporklimmen. Wer auch hätte oben in der Senke des Ellmauer Tores nicht gerne gerastet, die Bilder dieser kühnen Felsberge noch einmal in sich aufgenommen, ehe es wieder zur Hütte und ins Tal ging?

Nach einer Reihe von Regentagen war ich allein zum „Tor" aufgestiegen. Nebelverhangen war der Himmel, die vertrauten Bilder dieser Berge waren verborgen. Als ich das Joch betrat, riß auf einmal das Grau der stürmisch von Norden hereinstürmenden Nebelwälle auseinander und wie eine Fata Morgana wurde die Fleischbank-Ostwand im Ausschnitt sichtbar. Mit schneebedeckten Bändern und Terrassen, feiniziliert wie von Künstlerhand, stand sie in wunderbarer Schönheit vor mir. Wie hatte es sich doch gelohnt, heute der überfüllten Hütte zu entrinnen und da heraufzusteigen! Von der anderen Seite waren indes zwei Bergsteiger die letzten Serpentinen heraufgekommen. Beim Näherkommen grüßte ich sie. Mein Gruß aber blieb unerwidert. Schon wollte ich unmutig werden ob solcher Unhöflichkeit, da grüßte der Begleiter mit ausländischem Akzent freundlich mit „Berg Heil!" Als ich nach „Strips" kam und Peter Aschenbrenner von dieser Begegnung erzählte, teilte er mir mit, daß es Bergführer Steeger und König Leopold von Belgien gewesen, welchen ich begegnet war.

Weit in den Herbst hinein haben wir, wenn das Wetter anhielt, Kletterfahrten ausgeführt. Einmal zu Allerheiligen die Christaturmkante (V_+), eine Fahrt, die wohl jeder gerne wiederholen wird, zumal es zwei recht zünftige Einstiege gibt. Der obere Teil der Kante war an diesem Tage derart belagert, daß wir vom Scharl weg in die Ostwand auswichen, die uns eine Anzahl prächtiger Kletterstellen schenkte. Anderntags war es die Westschlucht des Predigtstuhls, die wir als Ziel ausersehen hatten. Diesmal vermieden wir das 40-m-Einstiegswandl und kletterten rechts davon schwierig zur Scharte hinauf.

Stripsenjoch

Wenn die Kufsteiner Bergsteiger am Stripsenjoch ihr Stiftungsfest abhielten, war damit meist eine Bergrettungsübung am „Kirchl" verbunden, wobei der verdienstvolle Vorstand der AV-Sektion Kufstein, Christian Schwaiger, im Teufelswurzgarten seinen „Feldherrnhügel" errichtete und die „Operationen" leitete. Jedesmal aber ging einem solchen Bergsteigerfeste, bei dem natürlich der Wein nicht fehlen durfte, eine Besteigung

des Totenkirchls voraus. Wenn dann alle Seilschaften auf dem Gipfel angelangt waren, hielt der „Kaiserpapst" eine markige und launige Rede. Auch wenn Schlechtwetter herrschte, — am Stripsenjochhaus war es stets nett und gemütlich.

Fleischbank

Dieser Berg mit seinem wenig schönen Namen, dafür aber um so schöneren und berühmten Anstiegen ist der mittlere im Dreigestirn über dem Stripsenjoch. Einladend ist wohl allein schon der landschaftlich großartige, stufenartig sich aufbauende Nordgrat des Berges. Wahrhaftig eindrucksvoll sind die Tiefblicke zur Rechten in das einsame Schneeloch, zur prallen Wandflucht der Totenkirchl-Ostwand. Zur Linken erblicken wir die architektonischen Mauern des Predigtstuhls. Tief unten in der „Steinernen Rinne" sehen wir winzig klein die Menschen die Kehren zum Ellmauer Tor hinaufwandern. Eine sehr schöne Führe weist die Westwand unseres Berges auf. Es ist der Weg der Seilschaft Kadner-Gretschmann (III). Ein schwarzer Überhang bildet die schwerste Stelle. Die anschließende Felsrinne, die wie ein Kanonenrohr den oberen Wandteil durchzieht, leitet uns in vergnüglicher Kletterei zum Gipfel.

Endlich brach der Morgen an, an dem wir der berühmten Ostwand unsere Aufwartung machen durften. Über den Eggersteig ging es, wie so oft, in die „Steinerne Rinne". In der Ferne grüßten die Silhouetten der Berchtesgadner Alpen und der Leoganger Steinberge herüber, die Wände des Totenkirchls aber ruhten im blendenden Glanz der Morgensonne. Wir verlassen hoch oben im Kar den Steig und queren zum Einstiegsband hinüber. Den bauchigen Überhang links von der Höhle hatten wir bald unter uns. Hier verunglückte 1928 Prof. Dr. Hintsteiner, mit dem ich im Jahre 1925 den Montblanc überschritten hatte, als Alleingänger tödlich. Hintsteiner war ein ausgezeichneter und erfolgreicher Bergsteiger. Allein bewältigte er vorher Hochtor-Nordwand (Pfannl-Weg), die Odsteinkante, den gesamten Windlegergrat des Torsteines. Nach den speckigen Spiralrissen hangelten wir uns am Geländerseil über den ersten Quergang zum leichten Fels der breiten Terrasse. Der zweite, etwas fallende Quergang weist keine technischen Schwierigkeiten auf. Nun noch um einen Pfeiler herum und wir sind am Fuße einer düsteren Schlucht angelangt, aus welcher die berüchtigten Ausstiegsrisse emporführen. Der untere Riß ist der längere und der schwierigere. Doch mit Reibung und Spreizen kommt man auch hier, wo fast nichts an Haltepunkten zu finden ist, vorwärts. Im zweiten Riß hängt eine Steigschlinge herab, die dessen Überwindung etwas erleichtert. Der folgende Kamin ist im Vergleich zu den vorhergehenden Kletterstellen leicht zu nennen. Dreimal habe ich diese Prachttour unternommen. Jedesmal hatten wir schönes Wetter. Manchmal war es auch ein Wettklettern mit der Sonne, die wir stets fürchteten. Diese Wette war natürlich nie zu gewinnen. Es blieb da als Trost die Kühle der Ausstiegsrisse. Mit Emil Bauer und Jack Feyersinger bin ich stets diese Wand gegangen. Mit einer Riesenbegeisterung! Der Zweite Weltkrieg rief meine Kameraden an die Fronten. Sie sind nicht mehr zurückgekommen! ... Sie werden mir immer unvergeßlich sein.

Lärcheck

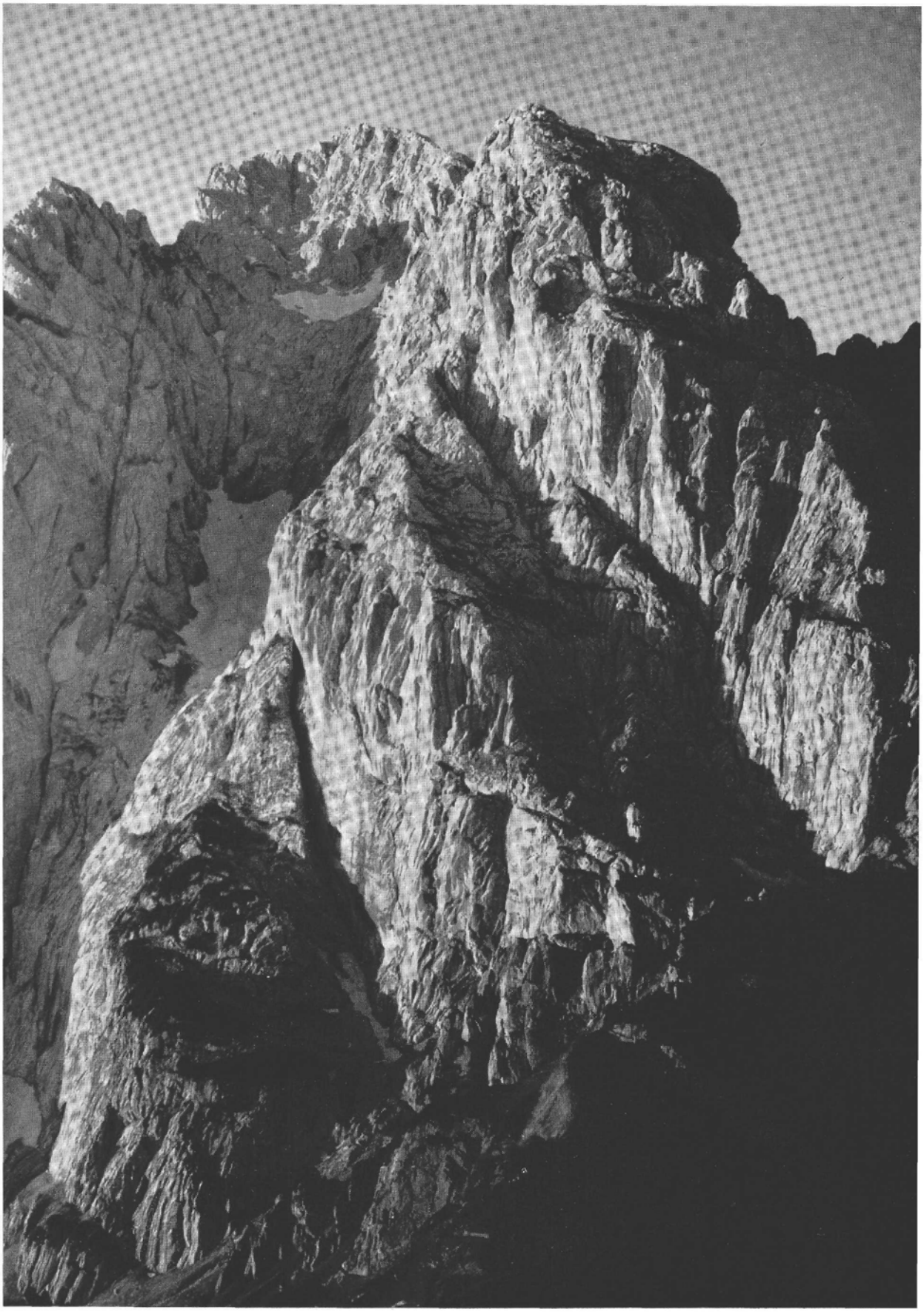
Ein selten schöner Bergmorgen war über dem Stripsenjoch angebrochen, als wir zu dritt, Franz Nieberl, Emil Jankowitsch und meine Person, zur Fritz-Pflaum-Hütte im Grießener Kar aufstiegen. Der „Kaiserpapst" war recht guter Laune. War es ihm doch vor einer Stunde gelungen, einen Spielhahn auszumachen und zu erlegen. Zur Rechten stehen im strahlenden Lichte die Ostmauern des Predigtstuhls. Immer wieder bleiben unsere Blicke an ihnen haften. Die Fritz-Pflaum-Hütte steht wie verloren im einsamen Kar, umrahmt von den bizarren Türmen und Zacken des Zuges Goinger Halten—Törltürme. Weit nach Süden müssen wir das ausgedehnte Kar durchwandern, ehe wir unseres Zieles ansichtig werden. Davor stehen Ackerlspitze und Gamsfluchten. Steil geht

es den Schutt zum Grießschartl hinauf, bis wir an den ersten Fels stoßen. Hier rasteten wir. Dann wurde mir aus dem Munde Nieberls der Auftrag zuteil, unsere Seilschaft zum Gipfel des Lärchecks zu führen. Dort angelangt, klopfte der „Kaiserpapst" sein Pfeifchen aus, drückte mir zufrieden die Hand und bekräftigte die geschlossene Bergfreundschaft mit dem Du-Wort. Das war ein großer Bergtag für mich. Größer, als hätte ich einen berühmten Kletterweg hinter mir. Viele Jahre liegt dieser Tag nun schon zurück. Vergessen werde ich ihn nie!

Totenkirchl-Westwand

Urlaubstage waren herangekommen. Diesmal sollten die großen Kletterfahrten im Wilden Kaiser an der Reihe sein. Wer würde da nicht an die Westmauer des „Kirchls", an Piaz- und Dülferweg denken? Bei diesigem Wetter langten wir eines Morgens beim Lawinenkegel an, der sich am Fuß der Westwand bei der Einmündung der Winklerschlucht aufbaut. Die Kletterei des Piazweges ist gleich beim Einstieg schwierig und ausgesetzt. Dieser Weg stellt an die Orientierung größere Anforderungen als die schwerere Dülferführe. Die Piazwand und die Piaz-Verschneidung sind die schwersten Stellen dieses Weges (IV-V). Hoch oben querten wir bei einfallendem Nebel auf langem Bande nach links, seilten uns ca. 20 m zum Beginn eines Risses ab, der den Anfang zum berühmten 100-m-Kamin bildet. Diese Kaminreihe ist hoher Klettergenuß. Das war ein Stemmen und Spreizen, einmal tief drinnen im Kamingrund, dann wieder nahe den Kaminkanten. Zu Unrecht verdrängt der große Ruf der Dülfer-Westwand diesen ausnehmend schönen Piazweg. Er weist nur einen Schönheitsfehler auf! Der Weg endet leider schon auf der zweiten Terrasse. Noch im Banne der schönen Kaminkletterei stürmten wir sogleich die anschließenden Felsen, wobei mir ein plötzlich ausbrechender Felsblock fast zum Verhängnis geworden wäre. Vor den Erstbegehern dieses kühnen Kletterweges aber: Piaz, Klammer, Schietzold und Schrofenegger — Hut ab!

Gleich am nächsten Tag sollte es der Direkten, der Dülfer-Westwand (V_+), gelten. Es regnete bis Mittag in Strömen. „Strips" war von Kletterern und Bergwanderern übervoll. Die Hoffnung auf eine Bergfahrt hatte heute schon jeder aufgegeben. Mittags wurde es lichter im Gewölk. Das Signal für uns zum Aufbruch. Umkehren konnten wir noch immer! Wieder standen wir beim Lawinenkegel und betraten die Winklerschlucht. Das Wasser rann überall von den Wänden herab, ein Anblick, der gewiß nicht einladend war. Doch waren wir beide, Herrmann Treichl und ich, froh und guter Dinge! Unser „Auftrieb" ließ nichts zu wünschen übrig! Nach ca. drei Seillängen verließen wir den Schluchtgrund nach links und befanden uns bald auf jener steilen und gebogenen Rippe, die zum ersten Quergang und zum 17-m-Riß führt. Herrmann ist heute wieder voran! Ihm beim Klettern zuzusehen ist eine Freude. Für ihn gibt es nirgends Schwierigkeiten. Leicht und zügig überwindet er Wandstelle um Wandstelle. Bald standen wir vor dem großen Quergang, der in der Mitte das Täfelchen eines Spaßvogels trägt: „Höchstgewicht 150 kg". Wer die Westwand kennt, weiß um diese 20 m in großer Ausgesetztheit. Hinter der sogenannten „Nase" muß man noch ein gutes Stück emporklettern, ehe man einen Stand erreicht hat. Es folgt das Zick-Zack-Band. Es ist brüchig und daher heikel zu begehen. Der folgende große Quergang, auch Schluchtquergang genannt, ist schwieriger und noch ausgesetzter als der Nasenquergang, doch eindrucksvoller. In der Schluchthöhle, in welcher der selbige Spaßvogel ein Täfelchen mit der Aufschrift: „Das Hinausbeugen ist bei Strafe verboten. Reichsbahn-Dion. München" angebracht hatte, hielten wir längere Rast. Es hatte zu regnen aufgehört. In düsterer Beleuchtung blickten die unheimlich aussehenden Türme des Kopftörlgrates herab, die Ostwand der Kleinen Halt befreite sich von den Nebelschleiern. Während wir rasteten, hörten wir plötzlich Stimmen über uns. Sollte sich vor uns noch eine Seilschaft befinden? Da gewahrten wir sie auch schon! Zwei Kletterer im hellen Schnürlsamt befanden sich einige Seillängen über uns in der Gipfelwand. Nach kurzer Verständigung und frohen Jauchzern ent-



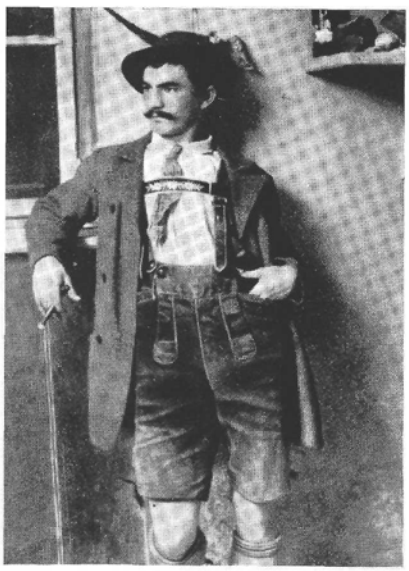
Totenkirchl von Norden. Links das Schneeloch, darüber die Vordere Karlspitze

Aufn.: Wenzel Fischer

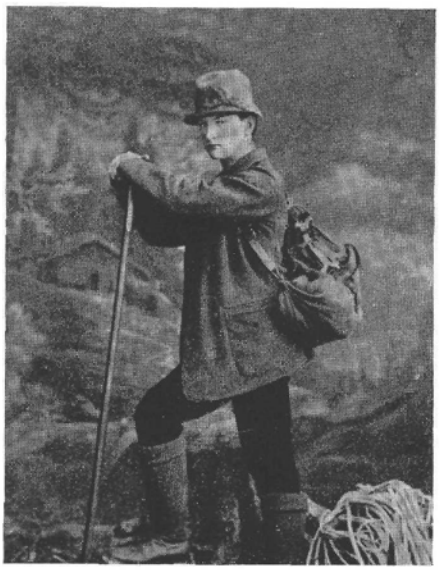
Matthias Hörfarter

Anton Karg

Albrecht von Krafft

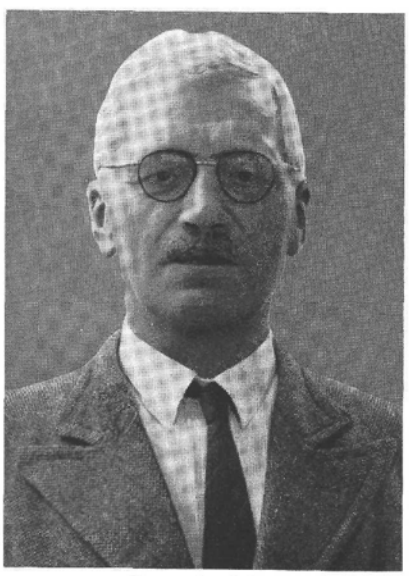


Fritz Christ



Georg Winkler

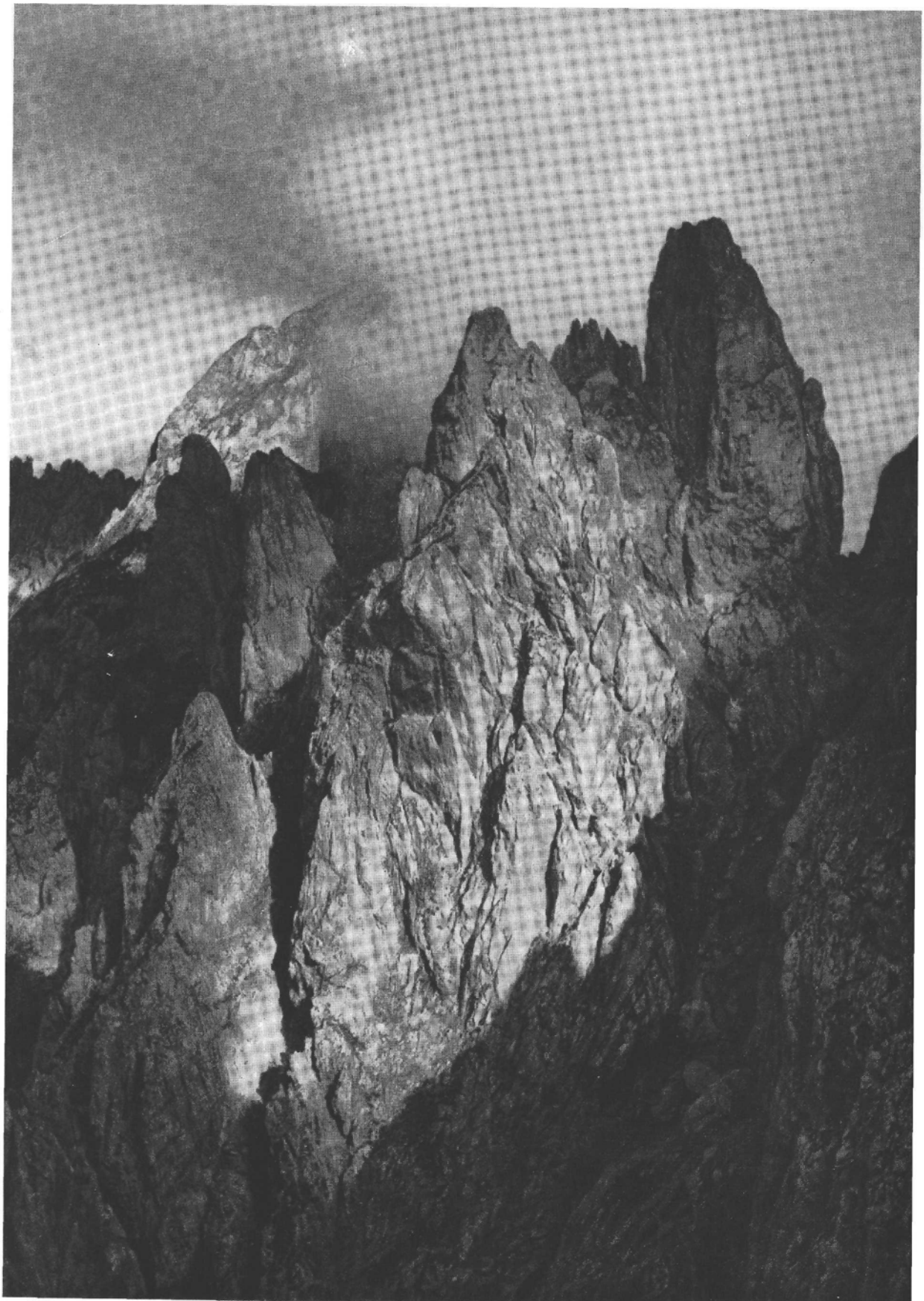
Josef Enzensperger



Georg Leuchs

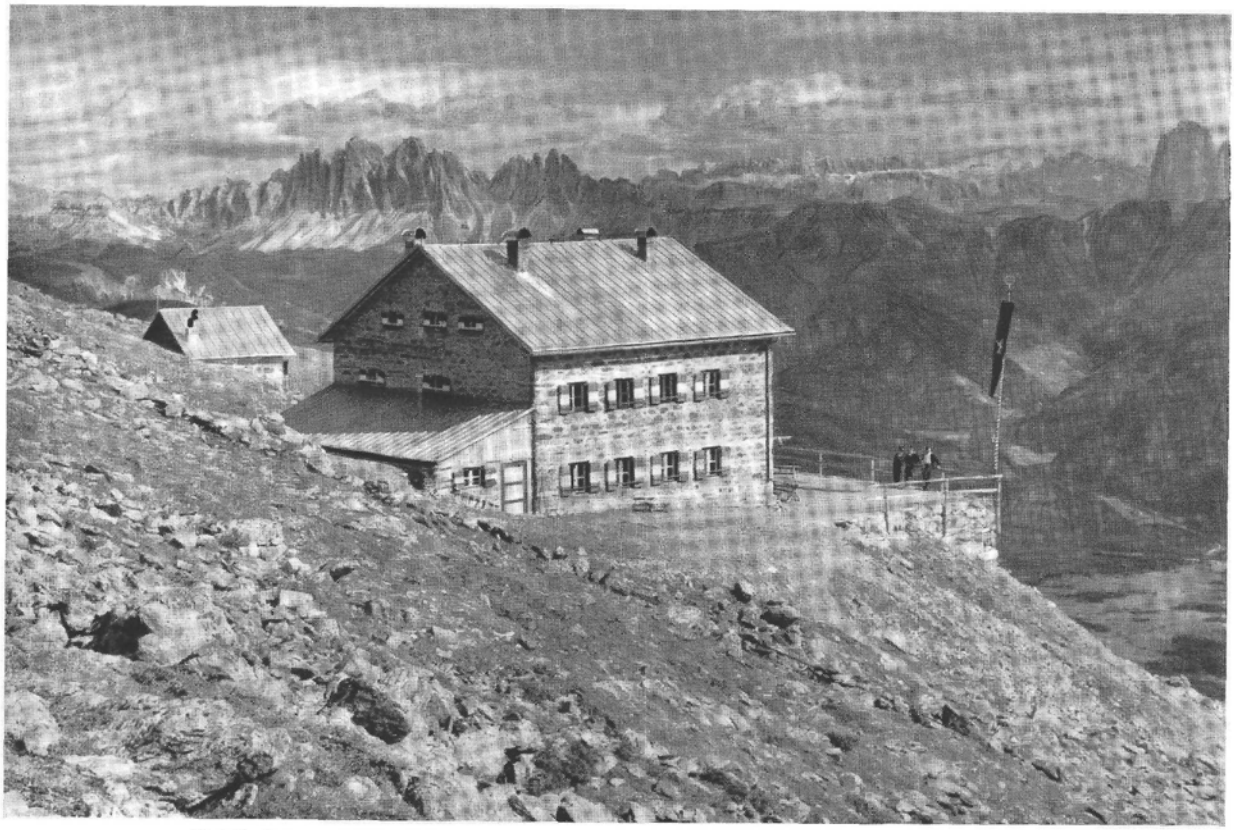
Hans Dülfer

Leo Maduschka

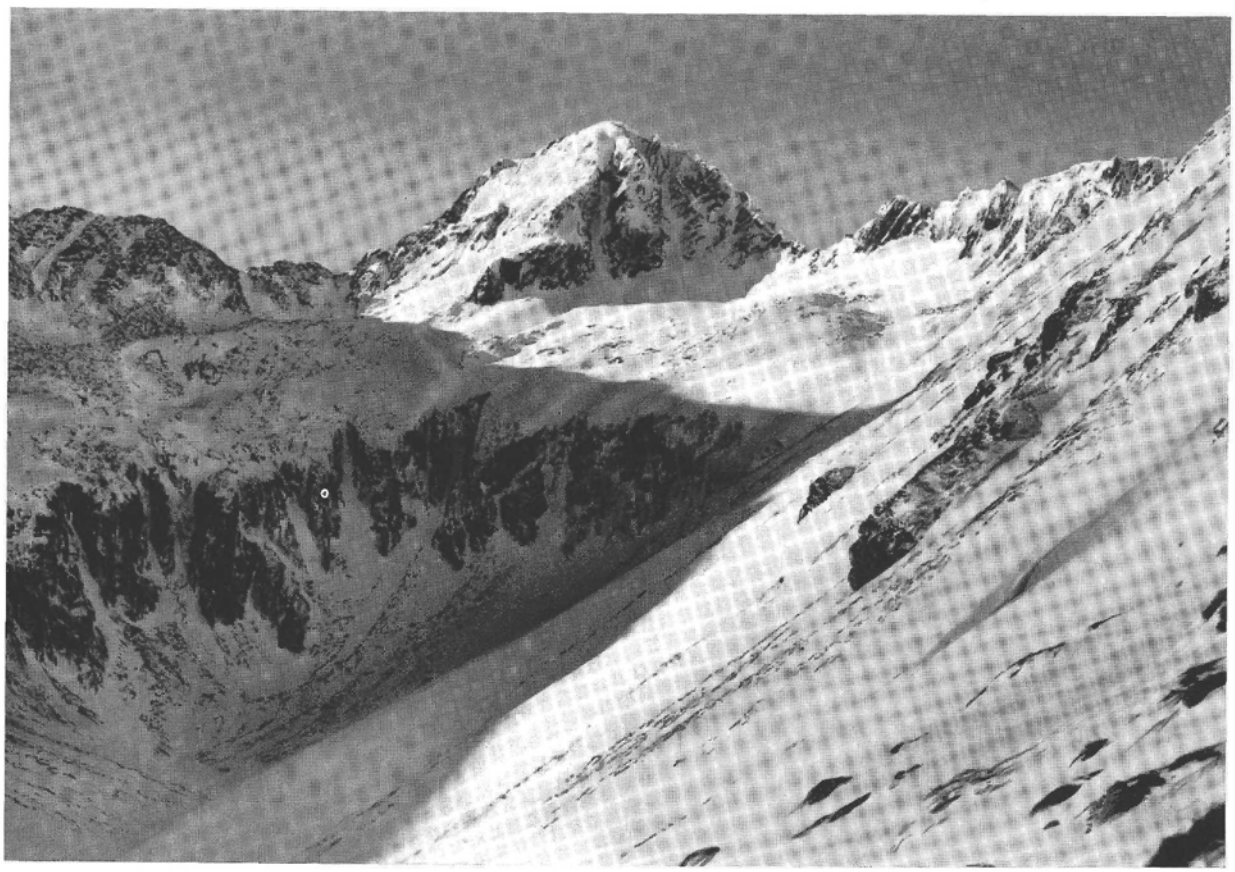


Der Regalpturm im Oſtkaiſer

Aufn.: Fritz Schmitt



Radlseehütte des AV Südtirol in den Sarntaler Alpen. Im Hintergrund Geislergruppe, Sella und Langkofel
Aufn.: Ernst Höhne



Hochstubofen in den Wölzer Tauern
Aufn.: Franz Schneidhofer

schwanden die beiden bald unseren Blicken. Die Zeit mahnte wieder zum Aufbruch. Kaum waren wir am Hangelquergang angelangt, fielen Steine. Mächtige Felsklötze schwirrten und surrten über unsere Köpfe in die Tiefe und zerschmetterten mit ohrenbetäubendem Getöse im Grunde der Winklerschlucht. Da mußte etwas geschehen sein! Wir riefen in die Gipfelwand hinauf, wir schrien! Nur das Echo unserer Rufe gab die Wand wieder. Mit gemischten Gefühlen setzten wir den Aufstieg fort. Im schweren Fels klommen wir zügig und vorsichtig empor. Später sahen wir hinüber auf die dritte Terrasse, über welche der gewöhnliche Weg zum Gipfel leitet. Der ersten Bergdohlen wurden wir gewahr. Für ihre eleganten Flüge hatten wir heute kein Auge. Wir waren unruhig. Was wohl da oben geschehen sein mochte! Durch Rinnen und Verschneidungen arbeiteten wir uns höher, querten sodann über eine Rippe nach links und konnten nun in die Schlucht zwischen Hauptgipfel und Vorgipfel Einblick gewinnen. Zuerst sah ich ein Seil straff über einen Block hängen. Als ich mich in die Rinne abgeseilt hatte und mich weiter hinabbeugte, sah ich die Körper der beiden Bergsteiger, mit welchen wir vor kurzem noch gesprochen hatten. Beim Anblick der Verletzungen schwand jede Hoffnung auf Hilfe. Wir waren aufs tiefste erschüttert. Lähmende Stille umgab uns. Neugierig umschwirrten uns die Dohlen. Alles schien uns feindselig anzusehen. Der Fels, der ganze Berg. Nie werde ich die Erschütterung in den Augen meines Bergfreundes Herrmann vergessen! Den Hergang dieses Bergunglückes konnten wir uns nicht erklären. Wir befestigten nun die Toten am Fels und stiegen im nun wiedereinsetzenden Regen über den Führerweg zum Stripsenjochhaus hinab. Am nächsten Morgen brachen wir unter der Leitung von Peter Aschenbrenner und Franz Weinberger und mit anderen Bergsteigern bei strömendem Regen zum Gipfel des Berges auf und bargen die Leichen der beiden Verunglückten aus der Westwand. Obwohl wir nun jeden schönen Tag für eine Kletterfahrt ausnützten, wollte dieses traurige Erlebnis nicht von unseren Gemütern weichen. Und die Westwand des Totenkirchls lockte wieder! Wollten wir sie doch auch einmal bei Schönwetter kennenlernen! Noch in derselben Woche stand ich, diesmal mit Emil, bei schönstem Wetter beim Einstieg der Wand. In vier Stunden durchkleiterten wir diese herrliche Mauer und in der übergroßen Freude des Bergerlebens verloren sich etwas die traurigen Gedanken, die Schatten der jüngsten Vergangenheit. Wieder hielten wir Rast in der Schluchthöhle. Damals buchte man dort im Wandbuch noch die Durchsteigungen. Vom Gipfel, auf dem wir auch die versäumte Rast nachholten, gings dann den Weg hinunter, den ich aus allen Jahreszeiten kenne, den ich ungezählte Male gegangen bin. Als glücklich Beschenkter und dann wieder von Wehmut erfüllt. Wir lassen die glatten Felsen der Leuchs-Variante und den Führer-Kamin hinter uns, in welche die Sonne ihre reifen Strahlen wirft. Rinnen und Kamine gleiten wir hinab und von Terrasse zu Terrasse ist dieser Gang ein würdiger Ausklang eines großen Bergtages.

Zur Gaudeamushütte wandern wir anderntags hinüber. In den Wänden der „Steinernen Rinne" ist wie immer Hochbetrieb. Wir vernehmen die altbekannten Rufe: „Seil aus!" „Nachkommen!" Hören die Jubelschreie, wenn einer die Schlüsselstelle überwunden hat oder beim Gipfelsteinmann ausgestiegen ist. Lange noch währt das Echo in diesen erhabenen Mauern, von welchen am Morgen die des Predigtstuhls im Schatten, die der Fleischbank-Ostwand in der prallen Sonne liegen. Nach einer langen und besinnlichen Rast am Ellmauer Tor gehen wir weiter den Weg zur Hütte. Zur Linken die Flanken der Goinger Halten, der Törltürme, zur Rechten die glatten Mauern der Karlspitze. Tiefer unten aber erhebt sich zur Linken der Bauernpredigtstuhl.

Bauernpredigtstuhl-Westwand! Es ist dies eine kleinere Wand. Ein Mahnmal und eine Gedächtnisstätte! In ihr fiel 1936 der Bergkamerad so mancher Kaiserfahrt, der Gefährte aus der Totenkirchl-Westwand, Herrmann Treichl zu Tode. Wie ein riesiger Grabstein steht diese Wand vor mir. Mit Hias Rebitsch war Herrmann damals in die Bauernpredigtstuhl-Westwand eingestiegen. Als die großen Schwierigkeiten hinter ihnen lagen — Herrmann hatte diese Tour vorher öfters unternommen — legten beide das Seil ab

und stiegen jeder für sich zum Gipfel. Während sich Rebitsch in das Gipfelbuch eintrug, geschah es. Beim Klettern brach Herrmann ein Block aus. Kopfüber stürzte er in die Tiefe. Als seine Bergkameraden aus Kufstein, Innsbruck und München ihn zu Grabe geleiteten, leuchteten die Berge des Zahmen Kaisers, die er im Winter so sehr liebte, zum Abschied herab ... „Wen die Götter lieben, den nehmen sie in jungen Jahren!"

Ostkaiser

Die Gaudeamushütte im Kübelkar ist die Hütte der Bergsteigerjugend und sie ist es auch heute noch. Damals bewirtschafteten Maria und Hans Splechter das Haus. Ihretwegen kam viel Jugend aus den Städten und den Tälern. Maria weilt nicht mehr unter den Lebenden, doch die Bergsteiger sprechen noch heute von ihr. Auf der „Gaudihütte" ging es stets lustig zu. Zumal wenn die Münchner und Kufsteiner Bergsteiger dort zusammentrafen. Und wurde es eine „durchdrahte" Nacht, man ging des Morgens trotzdem auf eine nette Tour. An die meisten Gäste von damals erinnere ich mich heute. Ich seh sie vor mir, so als ob es gestern gewesen wäre: Welzenbach, Allwein, Wien, Drexel, Siemens, Göttner, Vörg, Schmaderer, Fankhauser Pert, Jaquet, Fritzer, Schiestl, Janko u. v. a. Kam dann noch der Lucke Hansei dazu, der immer fröhliche Bergkamerad, dann gings erst recht in der „Hüttn" auf.

Die Touren im Ostkaiser sind verhältnismäßig kurz. Zu nennen sind hier Törlwand-Südwand, Kreuztörlturm mit der schneidigen Akademikerkante, Regalpspitze und Regalpwand, nicht zuletzt die Ackerlspitze-Südwand und die schweren Anstiege auf die Maukspitze. Die Ackerl-Südwand (III) selbst hat mir besonders gut gefallen. Einmal hatte ich es mir in den Kopf gesetzt, über den Fels des Sockels, den man gewöhnlich vermeidet, den Einstieg der Südwand zu erreichen. Diese Seillängen waren sehr schwierig und brüchig. Ein senkrechter Spalt, der nur durch weites Spreizen überwunden werden muß, führt nach oben. Sicherung gab es da keine! Während an diesem Tage die Südwände des Ostkaisers von den wärmenden Sonnenstrahlen erfüllt waren, hatten die Nordflanken des Grießener Kars bereits das Winterkleid angelegt. Tiefe Einsamkeit umgab uns damals am Gipfel der Ackerlspitze.

Vom Zettenkaiser bis zum Lärcheck liegt die Kette des Wilden Kaisers vor mir ausgebreitet. Berge, von denen ich in meiner ersten alpinen Zeit geträumt hatte. Haben wir uns doch selbstverständlich schon als junge Bergsteiger mit der alpinen Literatur beschäftigt. Ohne diese ist auch heute ein Bergsteiger gar nicht zu denken und nicht ernst zu nehmen. Die Kaiserberge, das hatte ich mir vorgenommen, wollte ich besonders gut kennen lernen. Auf den meisten Gipfeln bin ich öfters gestanden. „Wer oft dieselben Berge besteigt, erlebt gar bald, daß ihm der Gipfel nicht mehr Selbstzweck ist, es wohl nie war. Er erfaßt gar bald, daß ihm der Gipfel nur mehr das Ende des Weges und daß ihm der Weg die Hauptsache geworden" (Dr. Heinr. Pfannl). An diesem meinem großen Bergerleben sind die Jahre vorübergezogen. Oft noch überfällt mich Heimweh und Sehnsucht nach diesen Bergen und seinen Menschen. Wenn ich dann wieder am „Kirchl", am Kopftörlgrat, auf der Fleischbank oder am Predigtstuhl gewesen war, zog neben der Bergfreude tröstende Zufriedenheit in mir ein. Peter Aschenbrenner ist nun nicht mehr am Stripsenjoch. Er bewirtschaftet das Berghaus bei der Bergstation des Kaiserliftes. Georg Sixt lebt in Leukenthal. Führt mich bisweilen der Weg in die alte Festungsstadt am Inn, dann gilt mein erster Weg dem Bergfriedhof. Dort ruhen die Bergsteiger im ewigen Schlummer, unter ihnen Herrmann Treichl, Hans Preindl und Dr. Hintsteiner. Dem Kaiserpapst, der in voller Frische in seinem Tusculum in der Sparchen lebt, gilt mein zweiter Besuch. Dann aber ziehts mich den wohlbekannten Weg in das Kaisertal hinein. Wie einst ertönt die Heldenorgel von der Feste Geroldseck und meine Gedanken fliehen in die Vergangenheit zurück. Beim Veitenhof komme ich vorüber, beim Pfandlhof. Andere Menschen finde ich vor. Doch der Frohsinn und die Art dieser Menschen sind

die gleichen geblieben. Eine Straße schlängelt sich hinein zur „Klausen". Bedeutet dieser Fortschritt das Ende der Romantik und der Unberührtheit des Kaisertales? An eine Satire erinnere ich mich, in welcher Franz Nieberl vor fast 30 Jahren wie ein Seher die kommende „Erschließung" des Kaisergebirges mit Seilbahn, Hotel und Parkplatz am Stripsenjoch mit treffenden Worten geißelte. Kulissenartig stehen sie dann vor mir, diese Berge, die mir einst so viel Erleben geschenkt hatten. Und jeder von ihnen ist ein König im Kaiserreiche! Unverändert ist das Antlitz dieser Berge geblieben. Nur wir Menschen sind älter geworden. Unsere Plätze von damals haben andere eingenommen, als wir an die Fronten mußten. Und das ist recht so! Denn so wie sich alles im Leben dem absteigenden Aste zuwendet, wenn der Höhepunkt überschritten ist, so folgt jeder Bergfahrt der Abstieg in das Tal. Dr. Heinrich Pfannl, der große Bergsteiger und Philosoph findet hiefür unvergängliche Worte: „Dem reiferen Manne, der viele Berge von allen Seiten gesehen, der aus vielen, engen Tälern zur Weite des Blickes der ragenden Höhen gestiegen, ist es nicht mehr durch fremde Willkür auferlegtes Geschick, daß seines Bleibens nicht ist auf lichten Höhen. Er erkennt darin ein tiefinneres Gesetz menschlichen Wesens: Die Erdenschwere des Leibes, in der er gebannt ist. Es ist unser Erbe in dieses Dunkel niederzusteigen und unser Teil an seiner Not und seiner Wärme herzhaft zu tragen, auf- und niederzusteigen zwischen Höhe und Tiefe, dem Alltag zu sterben, neue Wärme und Kraft zu gewinnen an der Erde, neue Klarheit am Himmelslicht der Höhen."

Blicke ich zurück den Weg dieser längst vergangenen Bergsteigerzeit, dünkt es mir, als schaute ich in einen wunderbaren Garten, in dem kostbare und seltene Blumen blühen. Blumen, an welchen man mit seinem Herzen hängt. Frühling, Sommer, Herbst und Winter gehen daran vorüber. Sie verdorren nicht, sie blühen ein ganzes langes Menschenleben hindurch. Das erhebt, das tröstet uns stets! Macht stark uns und froh! Und fragt mich wer, von wem ich gelernt, so schöne Blumen zu besitzen, weise ich auf unsere großen alpinen Meister hin. Sie haben uns die Wege geebnet und sie haben uns den Weg gewiesen, der zu den beglückenden Höhen führt. Müssen wir ihnen doch alle danken, ob wir es wollen oder nicht, die älteren und bescheiden gewordenen unter uns und die jungen, die extremen.

Aber noch kennen wir nicht Rast noch Ruh! Wir verharren nicht in der Wehmut, die uns beschleicht, wenn viel kostbares Bergerleben bereits Erinnerung geworden ist. Wir gehen den Weg weiter, den Blick auf unsere geliebten Berge gerichtet, die tagaus tagein, einmal im märchenhaften Glanz, dann wieder in nebelverhangener Düsterkeit, über den Niederungen stehen. Deren Anblick uns mit allem versöhnt! Die uns Menschen nicht enttäuschen! Die wir, wie die hohen Werke der Musik, mit unserem Innenleben verbinden dürfen, deren Fels uns Leben und Erleben bedeutet ...

Anschrift des Verfassers: Wilhelm Rudolf, Wien VII., Breitegasse 1

Neue Winterfahrten im Wilden Kaiser

Von Georg Maier

(Mit 1 Bild, Tafel II oben)

Allein über den Kopftörlgrat

(16. Dezember 1955)

Der Bergwinter 1955/56 kam sehr zögernd. Der Schnee ließ auf sich warten. Uns juckte es schon lange in den Gliedern, und endlich ging es Mitte Dezember dem winterlichen Kaiser zu. Vorerst allerdings war ich allein, denn der Freund, Hannes Niederberger, konnte zur verabredeten Zeit noch nicht abkommen. Zunächst stand ich grimmig und ratlos vor der Wochenbrunner Alm am Südfuß des Kaisers. Wägend schaute ich hinauf zu den Türmen des schön geschwungenen Kopftörlgrates der Ellmauer Halt. Schon mehrere Male hatte ich diesen Grat in beiden Richtungen begangen — warum nicht auch einmal im Winter und allein? Zumal das Wetter ganz annehmbar aussah.

Alles Entbehrliche lasse ich zurück und steige ziemlich erleichtert auf hartem Schnee erst durch Wald, dann über die Hänge oberhalb der Gruttenhütte zum Kopftörl hinauf. Hier oben ist es zwar windig, und graue Wolken ziehen auf, aber da ich nun am Beginn des Grates stehe, läßt der Dickkopf eine Umkehr nicht zu. Wenn man so allein geht, kommen bei jedem Meter, bei jedem Gratstück Erinnerungen an frühere Begehungen und an hier erlebte Stunden mit Freunden und Kameraden. Doppelt wirkt dann so eine Bergstunde, und die Zeit verfliegt. Schade, daß die Aussicht so mäßig ist, um so mehr befasse ich mich mit den nahen Einzelheiten. Hart ist der Schnee und Wächten hängen am Grat. Hochwinterlich sind die schattigen Nordflanken. Je höher ich komme, desto windstiller wird es. Nur durch die Scharten pfeift der Westwind. Nordseitig quere ich mit größter Vorsicht die Kapuze und habe dann den Wunsch, möglichst gerade zum Gipfel aufzusteigen. Wegen der Schneeverhältnisse ziehe ich es aber doch vor, mich mehr südlich zu halten. Weniger Schnee liegt hier und ein sicheres Durchkommen ist gewährleistet. Eisumrandet steht das kupferne Kreuz. Die kleine Hütte gibt mir für kurze Zeit Unterschlupf.

Erst vor wenigen Wochen stand ich hier. Damals war es sonnig, und Kameraden begleiteten mich. Einer konnte das gesamte Panorama erklären und gestaltete die Gipfelstunde zu einem besonderen Erlebnis. Wie schön war es, all die vielen Gipfel zu erkennen vom Dachstein über die Hohen Tauern bis zum zackigen Karwendel im Westen.

Heute ist alles grau verschleiert, und doch bin ich glücklich und habe reichlich Zeit, darüber nachzudenken, warum ich eigentlich hier oben sitze. Weil es mich freut, ganz einfach deshalb! So wie den einen der Erfolg beim abendlichen Kegelspiel freut oder den anderen das Rasen über glattgebügelte Skipisten, so freut mich diese Stunde auf dem unblasenen Gipfel der Ellmauer Halt.

Auf dem Normalanstieg geht es abwärts. Zwar nicht durch den mit einer Leiter versehenen Kamin — hier pfeift der Wind doch zu sehr —, sondern links davon. Hier ist es reizvoller und lustiger. Von der großen unteren Scharte zweigt der Weg über die Gamsänger östlich zur Gruttenhütte ab. Aber da steht vor mir der Kaiserkopf! 23 Jahre komme ich nun schon in den Kaiser, und noch nie war ich auf seinem Gipfel. Also gilt ihm heute zur ungewohnten Stunde mein Besuch. Über den Grat hinauf, jenseits wieder hinunter und weiter über Wächten und vereiste Nordflanken bis zum Treffauer.

Auch hier stehe ich zum ersten Mal. Ja, so geht es, wenn in jungen Stürmerjahren immer nur die schwierigen Wände und Kanten locken! Um so schöner ist das heutige Geschenk.

Stunden später wandere ich talwärts durch Scheffau, und am Abend bin ich wieder in der warmen Stube in Ellmau. Und auch der Freund ist gekommen.

Direkte Ostwand des Christaturms

(Erste Winterbegehung am 17. Dezember 1955)

Am nächsten Tag stapfen wir in aller Frühe über harten Schnee zum Ellmauer Tor hinauf. Eisig pfeift der Wind. Einsam und leblos wirken die im Sommer viel begangenen Wände.

Beinahe 30 Jahre ist es her: Damals stiegen zwei junge Stürmer, Fritz Schmitt und sein Kamerad Georg Mitterer, durch die Risse und den auffallenden Kamin in der Ostwand als erste hinauf zum damals noch wenig beachteten Gipfel des Christaturms. Noch nie aber war diese Wand bisher im Winter durchklettert worden.

Wie ganz anders sind jetzt die Verhältnisse als im Sommer! Schon die unteren Platten erfordern vorsichtiges Hinaufschwindeln. Eisglasur überzieht den Fels bis hinauf zum eigentlichen Einstieg. Ungemütlich ist es hier. Das untere Wanddrittel liegt völlig im Schatten. Dazu jagt der Wind Schwaden von Norden durch die Steinerne Rinne herauf. Bald sind wir kletterfertig mit Doppelseil und allem Zubehör. „Ritter der Berge" — wer kann uns etwas anhaben? Trotz der Kälte ist der Wille unbeugsam.

Überhängend ist die Wand. Dunkel und drohend ist ihr Aussehen. Erste Tätigkeit zu Beginn jeder Seillänge ist das Abschlagen der Eiszapfen. Wasserüberronnen und gefroren sehe ich meine nächste Umgebung. Vom Freund wohlgesichert berichte ich mit all den modernen Raffinessen meine Arbeit und schinde mich Meter für Meter höher. Und schon jetzt male ich mir die Situation aus, wenn zu gegebener Stunde mein Freund Fritz Schmitt unsere Nachricht vom geglückten Winterdurchstieg vor Augen hat. Sicher war die Lage der beiden vor 30 Jahren eine ähnliche wie die unsere. Ganz allein, zum Letzten entschlossen, schwierig die Seillängen und ungewiß der Weiterweg. Die Kälte spüre ich nur beim Nachsichern des Freundes, der immer wieder staunt über das hinter uns Liegende. Jeder Meter ist problematisch, Griffe, wo seid ihr? Und deswegen geht es nur langsam höher. Nichts soll gewagt sein. Bei einem etwaigen Sturz und dessen Folgen wäre auch die Lage des Freundes aussichtslos. Gut, daß Hannes seinen bewährten Helm auf dem Kopf trägt und so die Eissplitter abfangen kann. Mir macht das Aufprasseln mächtig Spaß. Die Risse sind mit Eis ausgefüllt; ich hacke und schlage. Wieder ein Überhang ... Ein weiterer Riß muß außen genommen werden. Weit spreizend, hoch, hoch ... Ein abschüssiger Stand. Langsam kommt Hannes und sammelt die Haken. Stunde um Stunde verrinnt. Nässe dringt durch die Kleider und gefriert. Ein Handschuh geht flöten. Macht nichts! Weiter! „Du, ich glaub, wir schaffen's!" — Das wäre schön! Wir haben es kaum bemerkt, daß der Tag nebelgrau wurde. Man hat zu sehr mit den nächsten Metern zu tun und der Sichernde mit dem Kameraden, zumindest mit den Seilen. Plötzlich pfeift heftiger Wind um die Kante, nimmt mir für Augenblicke den Atem, und rasch werden meine durchnäßten Finger gefühllos. In aller Eile schlage ich einen Haken, binde mich fest und berge meine Hände unter dem Anorak. Dann taucht Hannes auf und betrachtet sich unsere Lage. „Schau, dort drüben die Fleischbank-Südostwand, die Verschneidung, das Band, der Pfeiler ..." Strahlend schauen wir uns in die Augen. Die beiden letzten Bergjahre waren voller Glück und Glanz gewesen.

Wieder hartes Ringen mit schwierigstem Fels. Der starke Wind ist jetzt unser Begleiter. Erstarrte Natur ringsum. Die Kamine tragen wahre Eispanzer. Hannes spricht schon von einer „Eistour". Aalglatt ist der Fels, größte Vorsicht verlangend. Und doch komme ich höher. Ein vergleichender Blick hinüber zur Südostwand sagt uns, daß es nicht mehr

allzu weit bis zum Gipfel sein kann. Auch den Ausstieg wollen wir direkt nehmen. Man spricht ja von der „direkten Ostwand". Also los! Schon mehrere solche Fahrten haben wir gemeinsam gemacht, deshalb kann uns nicht so schnell etwas aus dem Gleichgewicht bringen. Die große Ruhe des Gefährten überträgt sich auf mich, den immer Drängenden. Wieder ist ein Kamin unter uns, und dann wird ein Überhang weit spreizend genommen, und schließlich ist nur noch die Weite des Raumes um uns. Und zwei Bergbegeisterte umarmen sich ... Aber auf dem Gipfel ist die Fahrt noch nicht zu Ende. Der Abstieg über den Herrweg zum Ellmauer Tor folgt. Ich denke zurück: Vor Jahren habe ich mich hier im Nebel verstiegen und mußte durchnäßt biwakieren. Das wollen wir heute nicht. Schließlich haben wir auch die Abstiegskletterei hinter uns und stehen genau zehn Stunden nach dem Einsteigen wieder am Ellmauer Tor, grüßen voller Dankbarkeit den Christaturm, seine Ostwand und die Gipfel im großen Rund.

Lärcheck-Ostpfeiler

(Erste Winterbegehung am 26. Dezember 1956)

Auf glatten und vereisten Straßen waren wir spät nach St. Johann gekommen. Dunkel und kalt war die Nacht und weit unser Weg. Mit Hannes, dem altbewährten Kameraden, zog ich bergwärts. Gut glitten die Latten. Rauhreifverbrämte Sträucher, Wälder, freie Sicht ... Schwarz und mächtig ragte vor uns der Block des Ostkaisers und unser Ziel — das Lärcheck. Vor Monaten stiegen wir beide an einem herrlichen Sommertag über den Lärcheck-Ostpfeiler hinauf zum Gipfel; ein selten begangener Weg von Fritz Schmitt in unberührt-einsamer Umgebung. Schon damals dachten wir an eine Winterbegehung, und jetzt sollte der Wunsch Erfüllung werden.

Vorbereitet und ausgerüstet waren wir für eine große Fahrt. Wieder hatten uns Münchner Freunde mit den neuesten Errungenschaften ausgestattet. Schnee lag nicht sonderlich viel und wir durften oben im Fels gute Verhältnisse erwarten. Nun wünschten wir uns noch gutes Wetter und Glück. Kalt pfiff der Wind übers Gebirg. In Griesenau brannte noch ein einsames Licht. Steil stiegen wir im Wald bergauf. Manchmal fiel ein Schneeklumpen von den Bäumen. Verschneit lag die Lärcheckalm im weißen Grund. Weit ausholend spurten wir über die großen Hänge hinauf zum Fuß der Lärcheck-Ostwand. Hier schnallten wir die Bretter ab. Es war windig, wir schlüpften rasch in den Zdarskysack und warteten auf den kommenden Morgen. Ruhig der Kamerad, und ich, wie immer, vor der Fahrt ungeduldig und erregt.

Kalt ist es im Sack. Endlich dämmert es. Jetzt hält es mich nicht länger unter der Hülle. Hinaus — einige Sprünge im losen Schnee! Wir steigen ein und folgen genau der gleichen Führe wie im Sommer. Doch unglaublich verändert ist alles. Manche im Sommer ganz einfache Seillänge ist jetzt um vieles schwieriger, so besonders der große Vorbau hinauf zum Beginn des eigentlichen Pfeilers. Im Wechsel der Führung packen wir diesen. Der junge Tag grüßt uns in seiner ganzen Pracht und Schönheit. Ja, Freund, ist das nicht herrlich und einmalig? Du stehst in großer Vergeinsamkeit, und um dich — kaum vermag es das Auge zu trinken — leuchtet alles in einer Farbenpracht, wie selten geschaut. Die Sonne grüßt dich, und gleich sieht alles froher und freundlicher aus. Es liegt kaum Schnee, wohl gibt es vereiste Wandstellen. Herrlich der geschwungene Pfeiler, wie er hinaufzieht ins Himmelblau! Golden glänzt das Tal unter leichten Nebelschleiern. Von Osten grüßen Berge, alte Bekannte, die Reiteralm, die Loferer und Leoganger Steinberge ... Nahe die massigen Nordwände der Maukspitze. Hannes, alter Freund, wir sollten nochmals zwanzig sein! Wir sind ob unseres Weges voll des Glücks. Seillänge um Seillänge klettern wir hinauf. Der Pfeilerabschluß, dunkel und drohend, wird wie im Sommer direkt angegangen.

Bereits nach fünf Stunden stehen wir droben auf dem Gipfel des Lärchecks und freuen uns über das gute Gelingen der Fahrt und über all das Schöne, das uns umgibt. Ver-

goldet erscheinen all die vielen Gipfel und Zacken im großen Rund des Griesner Kars. Ihnen allen einen winterlichen Besuch abzustatten, ist unser langgehegter besonderer Wunsch. Unermeßlich schön ist diese Gipfelstunde.

Erste winterliche Griesner-Kar-Umrahmung

(27. bis 29. Dezember 1956)

Im Sommer 1912 überkletterte Adolf Deye die Zacken und Zinnen der Griesner-Kar-Umrahmung vom Lärcheck bis zum Predigtstuhl in einem Zuge. Als vor mehr als zwei Jahrzehnten der unvergeßliche Willo Welzenbach seinen Spuren folgte, schrieb er von 17 Gipfeln, die er betreten hatte. Wir als junge Felsentiger, die sich damals nur für die schwierigsten Klettereien im Wilden Kaiser interessierten, hatten kaum Verständnis für diese großartige Leistung. Doch bald befaßten wir uns mit diesem Unternehmen und standen in der Folge immer wieder auf einen der erwähnten 17 Gipfel, auf dem Predigtstuhl, einem der Törltürme, der Regalpspitze, der Maukspitze. Und dann kam der Wunsch, diesen langen Grat im Zusammenhang zu begehen.

Als es soweit war, mußten wir einen anderen Rucksack buckeln und andere Wege marschieren. Es kam der Krieg. Für die meisten Kameraden von damals führten diese Wege abwärts. Ich selbst stand Jahre später, notdürftig zusammengeflickt, allein auf dem Totenkirchlgipfel und hielt Zwiesprache mit dem geliebten Kaisergebirge, haderte mit dem Schicksal und weiß Gott mit was. Junge Kameraden tauchten auf, manche Kaiserfahrt wurde wiederholt, neu eröffnete Wände kamen hinzu, aber immer noch wartete der Grat auf mich und wurde nicht vergessen.

Als ich Freund Hannes von ihm erzählte, war er hell begeistert, als ob er noch achtzehn gewesen. Doch was tut ein mehr oder weniger gelichteter Haarschopf, Begeisterung und Liebe zum Berg waren gleich geblieben.

*

Da standen wir nun im Winter auf dem sonnenüberfluteten Gipfel des Lärchecks und betrachteten den langen, langen Grat bis hinüber zum Predigtstuhl. Die Verhältnisse schienen günstig, das Wetter beständig. Also warum nicht? Bald turnten wir abwärts zum Griesschartl. Hannes, schau! Der große Finger aus Fels stand dort, das Kaisermanndl. Weißt du noch, vor zwei Jahren, nach der Mauk-Westwand? Damals hatten wir nach einem Biwak den Grat über die Gamsfluchten überklettert und zum ersten Mal das Kaisermanndl gesehen. Trotz der abendlichen Stunde waren wir noch hinaufgestiegen und hatten auf dem winzigen Gipfel gejuchzt vor Freude. In der Dunkelheit waren wir an den Seilen herabgeglitten und hatten ein Biwak in Kauf genommen, um am Morgen durch die Lärcheck-Schlucht abzusteigen. Ja, das Manndl! Diesmal reichte es nicht zu einem Besuch, denn der Weg über den Grat war lang und ungewiß.

Turm um Turm der Gamsfluchten werden überklettert, immer der Sonne entgegen. Es ist windig, die Felsen sind nordseitig vereist. Kurz vor dem Einnachten rüsten wir uns zwischen Mauk- und Ackerlspitze zum Biwak. Allein, windgeschützt und geborgen im Zdarskysack. Sternklar steht die Nacht über uns.

Es ist noch dunkel, als wir der Maukspitze zustreben. Auf dem Gipfel erleben wir den Sonnenaufgang. Zurückgekehrt zum Biwakplatz und nach ausgiebiger Brotzeit (sie reichte für den ganzen Tag!) machen wir uns auf den Weiterweg. Ein schöner Tag! Überall Sonne und Licht! Kaum daß Schnee liegt, nur vereiste Platten. Die beiden Hochgrubachspitzen werden überschritten, am Regalpturm gibt's hartes Ringen und längeren Aufenthalt, die Regalpspitze schenkt uns herrliches Schauen im weiten Rund. Wie gut, daß wir das Gelände von früheren Fahrten her kennen! Stündlich nehmen Wind und Kälte zu. Sorgenvoll schweifen unsere Blicke nach Westen. Das Wetter droht umzuschlagen. Sollte unser Glück doch nicht von Dauer sein? Dann ginge es eben ums Ganze

wie vor Jahresfrist am Wettersteingrat. Noch wärmt uns die Sonne, doch am Nachmittag messen wir auf der Törlwand 28 Grad Kälte. Ausgefroren stehen wir später auf dem Kleinen Törl und empfinden keine Lust zu biwakieren. Ein Blick hinunter ins Griesner Kar und zur kleinen Hütte unserer Sektion Bayerland, dann fahren wir südwärts über hartgefrorenen Schnee und durch Rinnen zu Tal. Tief unten im ersten Stadel wühlen wir uns ins feuchte Heu und vergessen unsere Sorgen über den Weiterweg.

Früh treibt mich am Morgen die Ungeduld heraus. Hans zersägt gerade das letzte Stück Holz. Bald sind wir aufbruchbereit und steigen gerade hinauf zum Kleinen Törl. Der Himmel ist bewölkt. Es ist beißend kalt. Die Akademikerkante auf den Kreuztörlturm ist herrlich wie immer. Den Überhang habe ich mir ausbedungen. Die nächsten Stunden bringen härtestes Ringen.

Auf und ab geht es über die Törltürme. Auch hier hilft Geländekenntnis aus manch heikler Situation. Vereiste schwierige Stellen darf ich als der Leichtere angehen. Langsam kommen wir vorwärts. Um 15 Uhr haben wir die Goinger Scharte erreicht. Nun ist uns nicht mehr bang um das Gelingen der großen Fahrt. Dennoch hemmt der Wind unser Vordringen, und es dunkelt bereits, als wir den Predigtstuhl betreten. Der Grat ist zu Ende. Vor Freude und Glück drücken wir uns die Hände. Rasch einen Blick in die Täler, zum Stripsenjoch und zum Zahmen Kaiser und dann hinunter! Hannes, was meinst du, durch den vereisten Botzongkamin, wär das nicht ein Abschluß? Aber der tippt nur mit dem Finger an die Stirn. Also auf dem Normalweg hinab zum Ellmauer Tor! Schon wird es Nacht. Südwärts geht es hinunter über die harten Hänge und hinüber zum Baumgartl. Ein kurzes Verhalten an Wieser-Muchs Grab, dann kommen wir zum Stadel, der uns ein zweites Mal gnädig aufnimmt.

Eigentlich, lieber Leser, wäre das nun der Schluß der Bergfahrt. Aber lies nur weiter! Am Morgen treibt es mich wieder sehr früh aus dem Heu. Was stelle ich fest: Bewölkung verschwunden, Wind mäßig, Sonne zu erwarten! Hannes, auf!

Was gibt es da noch zu berichten? Einfach, daß bald hernach wir zwei nicht zum Lärcheck-Einstieg hinüberwechselten, sondern wieder gipfelwärts stiegen. Die Südwestkante der Regalpwand schenkte unseren nie wunschlosen Herzen noch ein Erlebnis. Der späte Nachmittag ließ uns gerade noch Zeit für den Heimweg. Er war lang und beschwerlich. Unter den Wänden querend, auf und ab zum Lärcheck-Einstieg und zu den dort seit Tagen wartenden Brettern. Mit weichen Knien fuhren wir talwärts. Hinter uns der Wilde Kaiser, seine Türme und Grate, für uns Sehnsucht und Erfüllung zugleich.

Kleine Halt—Nordwestwand (Dülferweg)

(Erste Winterbegehung am 28. Dezember 1960)

Hannes stampft vor mir und legt eine schöne schmale Spur in den lockeren Pulverschnee. Durch winterliche Pracht ziehen wir hinein ins vertraute Kaisertal. Tief unter der weißen Last liegen die einsamen Gehöfte. Kein Laut ringsum. Der neue Tag hat kaum begonnen. Dunkel stehen die Wände zu unserer Rechten. Langsam wird es heller, und im Talgrund treten die Gipfel klarer hervor.

Vor mehreren Wochen sind wir im Glanz des goldenen Herbstes diesen Weg auch gegangen. Damals war unser Ziel die Kleine Halt-Nordwestwand, durch welche 1914, kurz vor Kriegsbeginn, Hans Dülfer mit Werner Schaarschmidt eine neue Führe legten. Alle Wege Dülfers im Wilden Kaiser hatten wir schon begangen, darüber hinaus auch viele seiner Routen in anderen Berggebieten, nur seine Halt-Nordwestwand fehlte uns noch. Es war damals großartig gewesen, und wir faßten mitten in der Wand den Entschluß, diese auch im Winter zu durchsteigen.

So war sie uns, als wir im Scharlinger Boden standen und die Sonne ihre ersten Strahlen über die Grate schickte, nicht mehr fremd. Ihre Schwierigkeiten kannten wir, und wir hatten uns darauf vorbereitet.

Die Morgenkälte treibt mich an, und schon gilt meine ganze Aufmerksamkeit der Einstiegsrampe. Eine richtige Dülferwand! Was wir im Herbst mit Sicherheit bewältigten, wird heute zum ernsten Problem. In der ganzen Wand Schnee in Massen, größtenteils hart gefroren und vereist. Hannes kommt gut nach und geht gleich weiter über die steile Rippe hinauf zu den senkrechten Wandabbrüchen. Herrlich diese Einsamkeit! Die folgende Querung und der anschließende Seilquergang bringen mich in die Nähe des Kamins. Am ersten Überhang sind wir wieder vereint. Leider ist der überhängende Kamin zu stark vereist und drängt hinaus in die glatte Wand. Einige Seillängen durch viel Neuschnee bringen uns höher. Risse und Rampen folgen. Da, ein Haken — von wem wohl? Eine äußerst schwierige Stelle hält uns lange auf. Der große Wulst über uns ist Richtungsweisend. Über weitere Rippen erreichen wir die obere Höhle und haben etwas Zeit zum Verschnaufen und Umschauen. Das Durchsteigen des Wulstes ermöglichen zwei Überhänge, die stark vereist sind, aber das folgende leichtere Gelände läßt den geraden Anstieg zum Gipfel zu.

Unser erster Blick gilt dem Kirchl und seiner Westwand. Erinnerungen tauchen auf, Stunden voll Härte, Glück und Erleben. Einen längeren Aufenthalt gönnen wir uns nicht, denn ein weiter Weg trennt uns noch vom eigentlichen Tagesziel. Ja, wir hatten uns viel vorgenommen! Eine Bergfahrt für sich wäre eigentlich dieser winterliche Gang hinüber zur Gamshalt und hinauf zur Ellmauer Halt-Spitze. Viele Stunden dauerte es, bis wir das Hüttchen auf dem höchsten Kaisergipfel erreicht hatten. Wieder einmal bin ich hier heroben, wie oft eigentlich schon? Immer wieder komme ich gern zu diesem Gipfel. Seine Rundschau ist großartig im letzten Schein des Tages.

Nicht nur auf dem Totenkirchl gibt es Gipfelmäuse. Hier auf der Ellmauer Halt hatten sie wahrscheinlich großes Familientreffen angesetzt und trugen zur vielgerühmten Bergromantik bei.

Der folgende Tag schenkte uns nicht nur den Kopftörlgrat hinüber oder besser hinunter zum Törl (Freunde, das müßt ihr im Winter angehen, dieser Grat ist herrlich!), sondern dazu noch ein Überschreiten der Karlspitzen und der Fleischbank. Erst in deren Westseite, auf einem uns schon lange bekannten Band, fanden wir Halt und rüsteten zum letzten Biwak im langsam ausklingenden Jahr.

Der dritte Tag gab dann vollends letzte Wunscherfüllung! Über den Südgrat wieder einmal hinauf zum Kirchlgipfel. Glücklich und reich an neuem Erleben.

Bliebe noch zu erwähnen, daß ich damit zum 16. Male hier heroben stand und auch zugleich alle Kaisergipfel im Winter erstiegen hatte.

Ein kleiner Umweg war es dann noch hinunter auf dem vereisten Führerweg über den ganzen Vorbau und unten herum wieder zum unteren Scharlinger Boden und zu den dort im Schnee steckenden langen Hölzern.

Ein Blick zu den Wänden und Graten hinauf ...

Vorbei — vorbei — aber nein, solches Erleben wird in unseren Herzen immer brennen und bleiben!

Mitterkaiser-Nordgipfel-Ostwand

(Erste Winterbegehung am 4. Januar 1961)

Zu dritt spurten wir herein durch das tiefverschneite, malerische Kaiserbachtal. Zwei Tage vorher hatten wir den Lärcheck-Ostpfeiler zum zweiten Mal im Winter erklettert und nun wollten wir hinauf zur Griesner Alm. Wollten — ja, Pfeifendeckel! Das neu begonnene Jahr hatte uns bereits eine großartige Fahrt geschenkt. Wir hatten an diesem frühen Morgen das Profil des Pfeilers immer links oben vor uns und kamen wegen des Schauens und Betrachtens nur langsam vorwärts.

Voraus zog einer, von dem man nur zwei Riesenrucksäcke sah und ab und zu ein Grunzen hörte. In bläulichen Schwaden zog über seinen Kopf Tabakqualm zu uns und seine

Pfeife stank sogar gegen den Wind. Ja, der Hias ist ein Erz-Tiroler und ein Narr zugleich! Jedesmal, wenn wir kommen, steht uns seine bescheidene Hütte zur Verfügung und auch er selbst nimmt sich für uns Zeit. Er hilft beste Vorarbeit leisten, schleppt unsere schweren Sachen, ist Wegweiser und Begleiter, so weit hinauf, wie nur möglich. Dieses Helfen ist für ihn eine Genugtuung besonderer Art. Vor Jahren stapften wir, genauso füreinander einstehend, durch die Berge rings um Cassino, und dieses Band von damals ist unzerreißbar.

Hannes, der alte Gefährte, und ich hatten vor, die im vergangenen Sommer erkundete direkte Ostwand der Hinteren Goinger Halt nun auch im Winter zu durchklettern; zum Einstieg wollten wir von der Griesner Alm durch das Große Griesner Tor.

Anders der Hias, der meinte: Das ist viel zu einfach für euch zwei; ihr müßt über den Mitterkaiser gehn! Dabei machte er uns die Überschreitung der beiden Mitterkaisergipfel schmackhaft. Es gab zunächst einige Für und Wider, aber schließlich einigten wir uns. Und dieser Umweg zur Goinger Halt sollte uns wirklich nicht reuen.

Soweit es die Verhältnisse erlaubten, spurte Hias in Richtung zum Kleinen Griesner Tor hinauf. Über uns ragt die etwa 400 m hohe Ostwand des Mitterkaiser-Nordgipfels. Sie wurde erstmals von Roland Rossi und Ernst Schmid im Sommer 1925 erklettert und in der Zwischenzeit — wie leider alle Wände im Ostkaiser — kaum oder nur selten begangen.

Hannes und ich spuren mit Schneereifen, unseren alten, lieb gewordenen Kameraden, zum Einstieg, Hias fährt talab. Mit krummen Beinen, auf uralten Latten, dazu zwei Paar, die unserigen, auf dem Buckel.

Über steile, erweichte Schneefelder geht es langsam und mühevoll zum Einstieg. Ein Kamin durchzieht fast die ganze Wand. Er vermittelt größtenteils den Durchstieg. Bis zu seinem Beginn schinden wir uns schwer. Es liegt viel Schnee, den ich von den Felsen fege. Dann zeigt sich blankes Eis. Ein gemeinsames Begehen des Kamins ist unmöglich. Er ist mit Eiszapfen aller Größen gespickt. Für's erste hat Hannes Deckung und ich mache dem Eiszauber ein Ende, indem ich alles, was im Wege steht, abschlage. Nach der zweiten Seillänge aber gibt es für den Sichernden keinen Schutz. Ein Höherkommen ist nur an der linken Begrenzungskante möglich. Da die Sicherung etwas fragwürdig ist, überwinden wir die folgenden Kletterstellen mit größter Vorsicht. Eine glatte, vereiste Platte und der anschließende Überhang kosten viel Zeit. Ein enger, beinahe zugefrorener Riß ist zu überwinden, ein weiterer sperrender Überhang zwingt mich dieses Mal nach rechts zur Kante. Beinahe in der Gipfelfallinie geht es höher.

Das Wetter hat sich merklich verschlechtert. Der Himmel hat sich überzogen. Kalte Windstöße kommen von Nordwesten. Vereiste Risse und ein kleiner Kamin führen zu einer Höhle. Ohne Aufenthalt klettern wir weiter. Über uns leuchtet eine rote Wand. Über eine luftige Kante geht es an ihr vorbei und in ein mit lockerem Pulverschnee angefülltes Schartl. Kaum sieht man noch etwas von mir, so tief versinke ich. Noch eine Kante und ich habe den Mitterkaiser-Nordgipfel erreicht. Bald ist auch der Kamerad da. Kurze Umschau! Nur schwach erkenntlich sind die Gipfel und Zacken der Griesner-Kar-Umrahmung; sie schenkten uns unvergeßliche Stunden. Dort der Predigtstuhl und etwas weiter links die hohe Ostwand der Hinteren Goinger Halt. Unser nächstes Ziel!

Der Wind macht uns kalt. Wir steigen ab. Erst über den Grat, dann durch eine Rinne in eine Schlucht und wieder aufwärts zum Hauptgipfel. Wir beeilen uns, denn das Wetter macht uns Sorgen. Dem Südgrat folgend kommen wir tiefer. Ganz nahe grüßt unsere Fritz-Pflaum-Hütte, aber für uns ist sie diesmal nicht benützbar, denn wir haben keinen Schlüssel dabei. Aber was schadet das so alten Hasen! Wir werden eben biwakieren.

Elf Stunden sind wir ununterbrochen unterwegs. Nun ziehen wir durch den Schnee des oberen Griesner Kars tiefe Gräben talwärts. Trotz des schlechter werdenden Wetters wollen wir die Goinger Halt-Ostwand noch nicht aufgeben. Eine große Schneeverwehung wird angebohrt und bereits nach einer Stunde ist unsere Behausung fertig. Wer dies

jahrelang übt, wie wir beide, der wird hart am Berg und erlebt manche besondere Stunde. Gerade Platz haben wir zwei in dem Schneeloch. Der Kocher schnurrt und versorgt uns bald.

Kein freundliches Erwachen ist uns beschert. Man sieht keinen Schritt weit. Im Laufe des Vormittags beginnt es leicht zu schneien. Aber der Höhenmesser steht besser denn je und wir lassen die Hoffnung auf Wetterbesserung nicht fahren. Also brav und geduldig warten! Aber das Warten zieht sich länger hin als wir gedacht. Eine zweite Nacht im Schneeloch bleibt uns nicht erspart. Während der Freund schnarcht und aller Sorgen ledig ist, reißt es mich hoch. Sternklar ist der Himmel. Rasch rüsten wir zum Aufbruch und spuren unserer Wand entgegen.

Hintere Goinger Halt — Gerade Ostwand

(Erste Winterbegehung am 6. Januar 1961)

Eine großartig schöne Wand ist es. An die 800 m soll sie hoch sein. Fritz Schmitt und Georg Mitterer haben sie 1926 zum ersten Mal durchstiegen. Wir hatten sie vor einigen Monaten gut kennen gelernt und freuten uns ehrlich auf die Winterbegehung. Ein ideal gerader Durchstieg, Rinnen und Risse in steter Folge, unterbrochen von einigen Überhängen, von denen die oberen weitaus schwieriger sind; ein Kamin ungefähr in Wandmitte, eine Querung nach rechts, weitere kleine Kamine, dann Quergang nach links — also eine Vielfalt von Kletterstellen, bei der jeder Bergsteiger auf seine Rechnung kommt. Abweisend ist die Wand heute im winterlichen Kleid, übergossen mit Eis und Schnee. Sie bietet eine gute Vorbereitung für ganz große Westalpenwände.

Stetig und unaufhaltsam kommen wir höher. Eine unbändige Freude ist in mir. Diese Wand schenkte uns im Sommer Einmaliges an Glück und Erleben, dazu kommt jetzt im Winter die eindrucksvolle Stille ringsum. Was schert uns Nässe und Kälte! Auf einem Band machen wir Brotzeit und freuen uns über die großartige Umgebung. Wir sind schon sehr hoch. Am Mitterkaiser sind unsere Spuren noch deutlich im Schnee sichtbar und kristallklar hebt sich unser langer Grat vom Lärcheck über die vielen Gipfel und Türme bis zu den Törlspitzen vom blauen Himmel ab. Wieder tauchen Erinnerungen auf ... Sonnenlicht überflutet Flanken und Wände und zaubert Kontraste vom schönsten Kobalt bis zum tiefsten Violett. Mein Skizzenbuch wird um einige Seiten reicher.

Mehr als gedacht machen wir die oberen Risse und Überhänge zu schaffen. Nun, nach Tagen voll harter winterlicher Arbeit am Berg kann es gar nicht anders sein. Nur langsam nähern wir uns dem Gipfel und drücken uns nach zehnstündigem Aufstieg die klammen Hände.

Beinahe wären wir noch zum Predigtstuhl hinübergeturnt, aber mitten in unser stilles Betrachten der Fleischbankwände schallt vom Ellmauer Tor ein Juhu und Juhe. Wirklich, dort unten steht in seiner ganzen Größe der Hias mit den Latten und fuchtelt wild mit seinen überlangen Armen.

Als wir den Normalweg hinuntergerutscht waren, empfing uns der Hias begeistert. Ja, er freute sich noch mehr über das Gelungene als wir selbst. War es doch eigentlich seine Idee gewesen. Nie hatte er am guten Gelingen gezweifelt, war mit drei Paar Skiern um den ganzen Ostkaiser herumgerannt, hatte unterwegs sein nicht mehr ganz junges Resei besucht. Schon gestern hatte er am Ellmauer Tor auf uns gewartet, war abends wieder zum Heustadel abgestiegen und nun präsentierte er uns eine mächtige Brotzeit samt etlichen Litern guten Rotweins. Die wohlbekannten Wände freuten sich wohl über dieses nicht alltägliche Trio bei den verschneiten Felsblöcken, das eine Vorfeier von Hannes 48. Geburtstag beging. Wie wir nachher über die Steilhänge hinunterkamen, ist mir nicht mehr ganz klar in Erinnerung. Ich weiß nur noch, daß ab und zu recht viel Schnee um mich war.

*

Über das Thema Winterbergsteigen wurde in letzter Zeit viel geschrieben. Man las widerspruchsvolle Meinungen. Ursache waren Unglücksfälle und Vorkommnisse, auf die hier nicht eingegangen werden soll. Aber als einem der ältesten noch aktiven Winterbergsteiger sei mir an dieser Stelle ein offenes Wort erlaubt:

Winterbergsteigen ist richtig und gut für den Bergsteiger, der im Laufe der Jahre weiterstreben und sein Glück an den großen klassischen Wänden oder in außeralpinen Gebieten versuchen will. Das extreme Gehen im Winter setzt wesentlich mehr voraus als im Sommer. Der Bergsteiger der schärferen Richtung sollte sich, will er in allen Jahreszeiten Erfolg und Erleben im Gebirge finden, immer im Training halten. Als Beweis der Richtigkeit dieses Rezepts sei erwähnt, daß mein Kamerad und ich, obwohl wir bald den Fünfziger auf dem Buckel haben, noch große Wände erfolgreich begehen dürfen und auch dem 6. Grad noch gewachsen sind, eben weil wir seit Jahren Winterfahrten unternehmen. Ich erwähne aus dem Tourenbericht der letzten Jahre: Montblanc gesamter Peuterey-grat, Grands Charmoz direkte Nordwand, Gspaltenhorn-direkte Nordostwand, Gletscherhorn-Nordwestwand, Nesthorn-Nordwand, Ortler- und Königsspitze-Nordwand, Westliche Zinne-Nordwand, Tofana-Tissi-Pfeiler, fast sämtliche Nordanstiege der Civetta-Gruppe. Einige Wochen nach den geschilderten Fahrten im Wilden Kaiser haben wir im vergangenen Winter drei große Nordwände im Karwendel durchstiegen. Waren die Kaiserwände Vorbereitung für die Karwendelfahrten, so galten diese als solche für sommerliche Wunschfahrten in den Westalpen.

Wesentliche Voraussetzung ist und bleibt die richtige Liebe und Einstellung zum Berg. Man muß mit den Gefahren vertraut und — soweit dies möglich ist — ihnen gewachsen sein. Beste Ausrüstung ist unerläßlich. Man muß sich über Anmarsch, Biwakmöglichkeiten und Abstieg im klaren sein. Am besten ist es, eine Wand erst im Sommer zu durchsteigen, ihre Stärken und Schwächen kennenzulernen. Es gilt immer, Können und Leistung zu steigern und Erfahrungen zu sammeln. Dabei stets daran denken, daß bei einer Kraftprobe der Berg stärker ist.

Und den Jungen ins Stammbuch: Sucht das Bergglück dort, wo es wirklich zu finden ist! Sucht das Erleben am Berg ohne viel Geschrei und Sensationen! Denkt daran, daß unsere großen Vorbilder und Wegbereiter ihre Fahrten stets in der Stille unternahmen, und daß sie etwas besaßen, das heute vielen mangelt: Ehrfurcht vor dem Einmaligen, Großen, Ehrfurcht vor dem Berg!

Anschrift des Verfassers: Georg Maier, Ulm/Donau, Bleichstraße 34

Otto Bauriedl

Zum Gedächtnis

Von Anton Schmid

(Mit 1 Bild, Titelbild)

Einer der bekanntesten Alpenmaler, Professor Otto Bauriedl, ist am 12. Juni 1961, kurz vor Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres gestorben. Er hat uns Jahrzehnte lang die Schönheit der Berge vor Augen geführt, schon 1903 schrieb er unter das Titelblatt des von ihm illustrierten „Alpinen Sport", das das firnumkränzte Zuckerhütl darstellt: „Viel Schönheit ging hinüber, Bergwelt hat ewigen Bann."

Bauriedl betrachtete in seiner Jugendzeit die Natur mit einem Gefühl schwärmerischer Romantik, gab dann die strahlende Schönheit der Berge wieder, um endlich auf Grund reicher Erfahrung mit dem Wesentlichen, formgebändigten Farb-Erlebnissen zu erfreuen.

Die früheren Darsteller des Hochgebirges wie E. T. Compton, Zeno Diemer, Ernst Platz, Rudolf Reschreiter usw. haben anfänglich die Form und Farbe der Berge noch vielfach abgeschrieben, das Hochgebirge erst mit ihrer Kunst erschlossen. Bauriedl hat von Anfang an ihr Leben, die Wiesen, den Wald, die Steine, den Firn begeistert empfunden und dargestellt. Seine Bergmalerei entsprang der Liebe zu den Höhen, dem Drange, auch schwierige Berge zu besteigen in Fels und Firn.

Bauriedl wurde am 9. August 1881 in München geboren und schon frühzeitig von seinem Vater ins Gebirge mitgenommen. Zuerst betätigte er sich selbständig im Kaisergebirge, bald galt dann seine Liebe dem Karwendel. Mit seinem Malerfreunde Adalbert Holzer überschritt er hier zum ersten Male die Grate Birkkarspitze—Marxenkarspitze und Toter-, Laliderer- und Risser Falk. Dann kam die Glanzleistung der beiden Bergsteiger, die erste Durchkletterung der Nordwand der Spritzkarspitze im Jahre 1902, eine Tour, die heute noch mit dem 5. Grad bewertet wird. Bauriedl schrieb darüber in Erich Königs „Empor": „Eine feine Tur war's, eine herrliche Tur war's, verwegen das Aushecken derselben, kühn das Beginnen, Kampf und Sieg mit dem und über den Berg, mit und über das tägliche ‚Ich', die Durchführung und eine tiefe und mächtige Bereicherung des Menschen in uns." Im gleichen Jahre kam Bauriedl auch bereits ins Stubai auf das Zuckerhütl. Mit Holzer und Karl Grießl hatte er noch vorher in den Tannheimer Bergen den Babylonischen Turm erstmals erstiegen. 1905 durchkletterte er allein zum ersten Male die schöne Ostwand der Lamsenspitze. An weiteren Neutouren wären zu erwähnen die Durchsteigung der Nordwand des Plankensteins mit Erich König, die Begehung des Südgrates der Feuersteine im Stubai mit Hans Siebert (1911), die Allein-Erkletterung der Schattenspitze in der Silvretta über die Südkante (1920) usw. In der Zeit vor dem Ersten Weltkriege besuchte er u. a. noch die Loferer- und Leoganger Steinberge, und bestieg in den Dolomiten die Fermedatürme und den Winklerturm. Gerne weilte er auch am Gardasee, wo er die selten betretenen Höhen des Monte Baldo durchstreifte. In den Jahren 1913/14 unternahm er Reisen nach Dalmatien, Griechenland und in die Türkei.

Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges meldete sich Bauriedl freiwillig zum Schneeschuh-Bataillon 1, nachdem er schon um 1900 mit dem alpinen Skilauf begonnen hatte, und wurde in den Vogesen eingesetzt. Im Herbst 1915 wurde er als Oberjäger zu dem von Eugen Oertel geleiteten Gebirgspatrouillenzug nach Fischen im Allgäu versetzt. Im

Frühjahr 1917 kam er dann zum 3. Jägerregiment an die Karpatenfront und machte nach einer Abstellung an den westlichen Kriegsschauplatz noch die Rückzugskämpfe an der Marne mit.

Nach dem Kriege, im Winter 1919/20, war er bereits wieder mit Skiern auf der Weißkugel und dem Fluchtkogel. Im folgenden Sommer bestieg er den Dachstein und die Dirndln und erkletterte den Paulcketurm. 1921 erstieg er den Piz Bernina über den Bianco-Grat, später über den Ostgrat und den Piz Palü. 1922 erreichte er die Jungfrau über den Webergrat und bestieg den Mönch. Im Jungfrau-Gebiet unternahm er auch noch in späteren Jahren eindrucksvolle Fahrten. 1922 stand er außerdem auf dem Matterhorn, und kam bis in die dreißiger Jahre noch öfter nach Zermatt, wo er u. a. den Dom und das Weißhorn bestieg. 1923 unternahm er eine Reise nach Sizilien. 1937 überschritt er den Tödi und stand auf dem Titlis. Noch im vorigen Jahre ging er allein auf die Gipfel der Kampenwand. Diese unvollkommene Übersicht gibt schon einen Begriff von der umfassenden alpinen Tätigkeit Bauriedls und läßt erahnen, wieviel er aus diesen Gebieten an künstlerischer Ausbeute nach Hause brachte.

Bauriedl studierte vor 1900 an der Kunstgewerbeschule München und dann an der Akademie der Bildenden Künste unter Franz von Stuck. Bald ging er aber eigene Wege. Er wurde zuerst durch seine köstlichen landschaftlichen und figürlichen Illustrationen zu Erich Königs „Alpinen Sport" (Verlag Grethlein, Leipzig, 1903) bekannt. Im gleichen Jahre erschien in der Zeitschrift „Jugend" sein frisches Bild von der Pfandl-Moidl, das noch mehr auf den Künstler aufmerksam machte. 1904 lieferte Bauriedl die farbigen landschaftlichen und figürlichen Illustrationen zu Stifters „Bergkristall" (Verlag Gerlach-Wien), die mit ihrer Frische und Naivität für jeden Naturfreund ein einmaliges Erlebnis sind. 1905 schuf er den Buchschmuck für Erich Königs „Empor" (Verlag Grethlein, Leipzig), der ihm wegen seiner neuartigen Kühnheit manchen Angriff eintrug und ebenso originell war wie die darin enthaltene Schilderung Bauriedls von den Touren auf Spritzkar- und Lamsenspitze. Später besorgte er u. a. noch die Illustrationen für den Gedichtauswahlband „Tag und Nacht" (Verlag Callwey-München, 1924), in dem wiederum einige köstliche Landschaftsdarstellungen enthalten sind.

In der „Jugend" waren unterdessen mehrere farbige Reproduktionen seiner Werke erschienen, so „Abend im Tal", die Darstellung eines einfachen Bauernhauses im Gschnitztal, „Wenn der Enzian blüht" mit der rührend naiven Gestalt des pflückenden Mädchens, „Sommerfriede" und „Mein stilles Tal", Darstellungen von blühenden Frühlings- und Waldwiesen, „Klarer Spätherbst", ein Bild mit dem Gegensatze von leuchtenden Obstbaumwiesen und dem lichtblauen Schneeberge darüber, „Der Spitzingsee" usw. Auch der „Kunstwart" brachte eine Reihe farbiger Wiedergaben, so „Bauernhaus im Marquartsteiner Tal" (1904), eine ungemein frische Darstellung des weißen Gebäudes unter Obstbäumen mit dem noch beschneiten Berge darüber, ferner „Marquartsteiner Tal" mit leuchtenden Margaritenwiesen vor bläulich-grünen Waldhängen usw. Schon die Titel besagen, daß es Bauriedl nicht auf ein Abschreiben der Landschaft ankam, sondern auf ein zartes und tiefes, neues Erleben der Natur.

Verschiedene Verlage brachten farbige Steindrucke, so Teubner-Leipzig „Sommer im Gebirge" (Göll und Brett), eine Darstellung lieblicher Blumenwiesen vor Wald und nackten Felsgipfeln dahinter, „Daunkogelferner" usw., Haase-Prag „Loferer Steinberge" und „Leoganger Steinberge". Im Verlage Bruckmann-München erschien eine größere Farb-Reproduktion „Frühling in den Alpen" (Blumenwiese mit Hochkönig). Durch diese Vervielfältigungen wurde die Kunst Bauriedls weiten Kreisen bekannt. Man freute sich über diese alpine Neuromantik, die gleichzeitig auch von Rudolf Sieck, Carl Reiser, Eugen Ludwig Hoeß usw. gepflegt wurde, von keinem aber wohl so innig und auf einen weiteren Bereich der Alpen ausgedehnt. 1905 stellte Bauriedl im Glaspalast seine erste Radierung aus. Mehrere Blätter waren in den nächsten Jahren dem feinen Gipfel der „Alpspitze" gewidmet.

Von den vor dem Ersten Weltkriege entstandenen Gemälden sei noch auf den sonnigen, blumenprangenden „Maitag" (Reproduktion des Verlages Zander-Leipzig), der Bauriedls Liebe zu Hans Thoma verrät, und die liebliche, taufrische Darstellung des firnumkränzten Becher im Stubai über einer Heumandl-bestandenen Wiese (1911) hingewiesen. Um letztere Zeit ist des Künstlers sogenannte „Blaue Periode", während welcher er seine Bilder mit Vorliebe mit warmblauen Schatten komponiert, so in dem Tempera-Bild „Heimgarten" mit dem Gegensatz vom morgendlich leuchtenden Gipfel und der Schattenwand herab zum Kochelsee.

Bauriedl hat schon vor dem Ersten Weltkriege mehrere wertvolle Anerkennungen erhalten. 1903 konnte er bereits im Künstlerhaus in Wien ausstellen. 1905 wurde er Mitglied der Münchner Secession. 1910 ernannte ihn der Österreichische Künstlerbund (Hagen-Bund) unter Gustav Klimt zum Mitgliede. 1911 wurde er sogar zum Mitgliede der Union Internationale des Beaux-Arts et des Lettres in Paris ernannt, der die bedeutendsten Impressionisten, wie Manet, Monet, Renoir usw. angehörten. Das war eine große Auszeichnung für den deutschen Künstler. Der bekannte Kunstkritiker Richard Braungart schrieb in der „Kunst für Alle" (Bd. 19, 1913/14, Heft vom 1. 5. 1914) einen bebilderten Aufsatz „Otto Bauriedl", dem u. a. eine farbige Reproduktion „Blühende Bergwiese" beigegeben ist, und in „Deutsche Kunst und Dekoration" (Bd. 33, 1913/14) einen ebenfalls bebilderten Beitrag: „Otto Bauriedls Isartal-Landschaften".

Auch während des Ersten Weltkrieges hatte Bauriedl in den Vogesen, in Fischen und in den Karpaten Gelegenheit zum Malen. Von den Fischener Bildern sei besonders „Dunkles Wasser" (Grundbach mit Trettach, Farbdruck des Verlages Zander-Leipzig) erwähnt, in dem der blau-grüne Ton von Bach und Fichten mit dem hellen Berge im Hintergrunde eine harmonisch-ruhige Stimmung bilden. Während seines Einsatzes in den Karpaten malte der Künstler die dortigen Berge (Gebiet des Toroiaga) mit Stellungen und den Waldfriedhof des 3. Jägerregiments in Macarlau bei Marmaros-Sziget, über den 1918 im Verlage Callwey-München eine Mappe mit Farbbildern Bauriedls herauskam.

Am Ende des Krieges, im Herbst 1918, entstanden des Künstlers Walchenseebilder. Gelbes oder rotes Laub, dunkle Stämme stehen vor dem blauen See. Die stille leuchtende Klarheit des Herbstes ist vor dem Beschauer ausgebreitet (Farb-Reproduktionen des Verlages Zander-Leipzig). Welcher Unterschied zu den wenig später entstandenen Walchenseebildern von Lovis Corinth mit ihren tiefen, gegensätzlichen Farb-Ausbrüchen!

Das für Deutschland so traurige Ende des Ersten Weltkrieges bedrückte auch Bauriedl. Wir sehen nun nicht mehr unbesorgt-heitere Stimmungen, es mischte sich in seine Bilder der Ernst der Zeit. In dem von der Leipziger Illustrierten reproduzierten Gemälde „Herbst" des Jahres 1920 steht eine goldglänzende Buche vor gelb-dunklen Bodenwellen. Dann kam die ruhigere und frohe Zeit von Hagspiel bei Oberstaufen. Hier sind bis 1924 eine Reihe von festlichen Werken entstanden, Ausblicke auf den Säntis, Stimmungen aus allen Jahreszeiten. Bauriedl wurde zum ausgesprochenen Lichtmaler. In Anerkennung seiner Bedeutung wurde er 1925 zum Professor ernannt.

Von großer Kraft und Schönheit sind die folgenden Bilder aus der Bernina und dem Berner Oberland. Die goldgelben Eisflanken vom Piz Bernina (1926) und Palü glänzen mit eingestreuten blauen Schatten wie neue Offenbarungen zu Tal. Vor dem Sterbehause Segantinis erschütterte den Künstler die Tragik des Lebens angesichts der Glorie der weißen Welt. Auf einem anderen Bilde springen dann wie zum Troste wieder hurtige Bächlein über Blöcke und durch Alpenrosen-Gestrüpp. In der Deutschen Alpenzeitung (1927) schrieb Hans Fischer einen bebilderten Aufsatz über des Künstlers Werke aus dieser Zeit, der auch eine farbige Wiedergabe des Bildes „Piz Bernina" enthält.

Aus dem Berner Oberland geben „Urner See" und „Jungfrau und Silberhorn" das Strukturelle der Landschaft wieder und erfreuen zugleich mit dem Farbenglanz des Sees und der Gletscher. „Sturm über Eiger und Mönch" (1928) mit jubelndem Wolkenleuchten,

„Gewitterschwüle über den Gletschern" (Dreieckhorn und Aletschgletscher vom Oberen Mönchsjoch, 1928[1]) und „Rottalhorn, Jungfrau und Jungfraufirn" mit ihren dunkel dräuenden Felsen und den gelb aufglänzenden Firnbecken sind Prachtstücke von Lichtmalerei, die an Fritz Baer erinnern. Clément Morro schrieb in „La Revue Moderne", Paris: "Un grand peintre, un bon peintre, tel est sans contredit Otto Bauriedl." In der „Zeitwende", 1928 (Beck-Verlag, München), veröffentlichte Dr. Hermann Nasse einen bebilderten Aufsatz über Bauriedl, in dem er neben Landschaften auch die seit dem Weltkriege entstandenen religiösen Bilder bespricht, so: „Der 12jährige Jesus im Tempel", in dem die rötlich-dunklen Gestalten der Schriftgelehrten gegen den hellgewandeten Jesus stehen. Dem genannten Aufsatze von H. Fischer war schon eine Wiedergabe des Bildes: „Maria auf der Flucht" beigegeben (vgl. auch Jahrgang 24—1927/28 — der „Christlichen Kunst"!), doch blieben die religiösen Darstellungen Bauriedls eine Episode.

Gegen Ende der zwanziger Jahre schuf der Künstler auch starke Landschaftsbilder aus dem heimatlichen Karwendel und Wetterstein. So den „Spätwinter" (Dammkar-Umrahmung) und „Winterabend", in denen kräftige rot-blaue Schattentöne gegen gelb leuchtende Gipfel stehen. Im Gemälde „Wipfel und Wände" (Wazensteinkamm) brennen herbstlich helle Wälder unter festlichen Mauern. Von intensivem Farbglanz ist ebenso der „Blick gegen Wetterstein" (vom Kranzberg), auf dem ein schimmernder Buchenwipfel das Bild beherrscht. Rötlichen Glanz und Harmonie zeigte sein „Höllental gegen die Zugspitze" (vom Höllentorkopf), das mit acht anderen Bildern des Künstlers 1931 im Glaspalast verbrannte (farbige Wiedergabe in der Deutschen Alpenzeitung, 1931). Aus dieser Zeit stammt auch das als Titelbild wiedergegebene Gemälde: „Oberreintalberge vom Stuiben" (Wetterstein)[2]. Über der warmbraunen Almfläche glänzt die großartige Berglandschaft. Die zur Dreitorspitze führenden dunklen Grat-Linien stehen im Gegensatz zu dem gelben Licht der Höhen und Kare. Man ist auf der friedlichen Almkuppe förmlich verloren vor der Majestät und Wildheit des Hochgebirges.

In den dreißiger Jahren schuf Bauriedl wieder eine Reihe von Werken in den Westalpen, besonders in Zermatt. Diese zeigen nun ruhigere, lichterfüllte, feierliche Stimmungen, einen Abglanz von Erhabenheit. So das lyrisch-verklärte „Matterhorn im Herbst" (vom Riffelsee), das „Zermatter Breithorn" mit dem Leuchten der Firnflanken, der „Tödi" mit strahlendem Scheitel, der „Wetterumbruch" (1938, Dent Blanche und Obergabelhorn) voll blaugrauem Ernst über erhabenen Gipfeln. (Farbige Wiedergaben der Westalpen-Bilder auch im „Bergsteiger", in Velhagen und Klasings, sowie Westermanns Monatsheften. Schwarz-Weiß-Reproduktionen auch in den Katalogen zu den Kunstausstellungen des Deutschen Alpenvereins in München aus den Jahren 1950, 1951 und 1954, um deren Zustandekommen sich Bauriedl sehr verdient gemacht hat.)

1936 entstanden in der Heimat weitere stimmungsvolle Werke, so „Karwendel" (Johannistal gegen Sonnenspitzen, farbiges Titelblatt zu: J. J. Schätz, „Das Karwendel", Verlag Bruckmann, 1937), „Winterlandschaft" (Kramergipfel bei Garmisch, farbige Wiedergabe im Bergsteiger, 1937), die mit ihrem starken Aufbau an Hodler erinnert.

Gegen Ende der dreißiger Jahre, zu Beginn des Zweiten Weltkrieges, setzt, vielleicht angeregt durch die Sachlichkeit des Expressionismus, eine neue Stilentwicklung ein, die Wiedergabe des Wesentlichen in der Landschaft und im Figürlichen. Im „Winterlichen Abendblick" (Wörner) sind die Fichten im Vordergrunde zu schmalen Gestalten zusammengefaßt, der Gipfel glänzt scharf und schmal darüber. Der „alte Wackersberger Holzhacker" steht sachlich im Raum. Nochmal leuchtet die alte breite Herrlichkeit im „Herbstlichen Blick gegen Karwendel" (vom Gschwandtner-Bauern, 1940) auf, dann folgen Werke, in denen Form und Farbe zu immer verfeinerter Wirkung gebracht werden. Im „Blick auf den Achensee" (1956) steht das herrliche Smaragd des Sees zwischen dunkelgrünen Fichten im Vordergrund und bläulich-grünen Hängen klar und einfach gegen lichtgelbe Höhen

[1] Bild vom DAV erworben.
[2] Vom DAV erworben.

im Hintergrunde. Auch die in den letzten Jahren für die Alpenvereinssektion Kufstein geschaffenen Kaiser-Bilder wie „Das Totenkirchl" und „Predigtstuhl" sind von einer farblich subtilen und formlich bestimmten Wirkung. Die Malerei Bauriedls hat einen verklärten Ausdruck erreicht.

Der Künstler hat auch von seinen genannten Reisen sowie von Norddeutschland und der Nordsee stimmungsvolle Bilder mit nach Hause gebracht, seine Heimat sind aber immer die Berge geblieben.

Bauriedl war eine einmalige Erscheinung unter den deutschen Bergmalern. Vom Romantiker zum Lichtmaler geworden, ist er als eine lyrisch-feinfühlige, optimistische Natur der Darstellung der Schönheit der Berge treu geblieben, obgleich die Wogen des Expressionismus und der abstrakten Kunst um ihn brandeten. Seine Kunst ist wie eine sich stetig entfaltende Blüte, die uns mit ihrem Glanze erfreut, sie ist wie ein Bergquell, der uns mit seiner Frische erquickt. Bauriedls Wesen wurde auch von der Musik her bestimmt. Von Bach bis Richard Strauß erfuhr er mächtige und begeisterte Stärkung für seinen Weg.

Es ist nicht so leicht, Bergmaler zu sein. Bauriedl mußte auch viele Strapazen auf sich nehmen. Er erzählte, daß ihm bei der Concordia-Hütte einmal ein Windstoß Staffelei und Bild mehrere hundert Meter gegen den Aletschgletscher hinunterwarf, einmal zerbrach ihm der Sturm bei Zermatt die Staffelei. Für den Winter hatte sich der Künstler schon vor dem Ersten Weltkriege ein Zdarsky-Zelt gekauft, in das er ein Fenster einbauen ließ. Darin arbeitete er oft bei 20 Grad Kälte.

Es wurde schon erwähnt, daß Bauriedls Kunst über jede Natur-Nachahmerei erhaben ist, sie ist ein Beispiel für individuelles Natur-Erfassen, für das die Farbphotographie keinen Ersatz bietet.

Bauriedl war zeit seines Lebens ein Freudenspender und Lichtbringer. Als solcher wird er in seinen Werken weiterleben.

Anschrift des Verfassers: Dr. Anton Schmid, München 8, Zaubzerstraße 3

Adalbert Holzer

Eine Würdigung zum 80. Geburtstag

Von Josef Weingärtner

Der Maler oder Zeichner soll der Einsamkeit ergeben sein.
Leonardo da Vinci.

Adalbert Holzer, der in erstaunlicher Frische heute noch vor der Staffelei steht und an seinen Bergbildern schafft, wird am 31. Dezember 1961 achtzig Jahre alt. Der in München geborene Künstler malt nach seinen eigenen Worten „seit er auf der Welt ist". Von seinem Vater empfing er die ersten künstlerischen Anregungen. Nach Lehrjahren in der Mayerschen Hofkunstanstalt (1895—1898), wo er mit seinem Freund und dem späteren Bergmaler Otto Bauriedl in die Glasmalerei eingeführt wurde, besuchte er von 1898 bis 1902 die Kunstgewerbeschule und die Akademie der Bildenden Künste zu München. Er gehörte der Malklasse unter Professor Carl Marr an.

Unberührt von den zeitgenössischen Kämpfen ging Holzer, der seit dem Jahre 1904 freischaffender Künstler ist, seinen eigenen Weg. In der Frühzeit seines Schaffens war Holzer Romantiker und Illustrator. Er zeichnete alte Burgen mit Bäumen und Wolkenbergen, erträumte Landschaften mit blühenden Wiesen. Viele dieser Arbeiten brachten die „Jugend", die „Leipziger Illustrierte" und die von Isabella Braun herausgegebenen „Jugendblätter". Später entwickelte er sich zum ausgesprochenen Zeichner und Maler der Berge. Viele seiner Bilder sind in der „Deutschen Alpenzeitung", in den „Mitteilungen des Deutschen Alpenvereins", im „Bergkamerad", in Alpenkalendern, sowie im Dolomitenbuch von Hans Fischer-Fritz Schmitt enthalten. Seine Tusch-, Pinsel- und Federzeichnungen erfassen mit einigen prägnanten Strichen den Berg in seiner jeweiligen „Persönlichkeit", sie lassen aber auch dem künstlerischen Empfinden Raum. Besondere Meisterschaft erreicht er in den Aquarellen und in den mit Öl- oder Temperafarben ausgeführten Gemälden. Seit vielen Jahren sind seine Werke in den Ausstellungen vertreten, selbst in Amsterdam und Chikago behauptet er seinen Platz. Der Bayerische Staat und die Stadt München haben eine Reihe seiner Bilder erworben.

Schon als Bub durfte Adalbert Holzer mit seinen Eltern auf den Brünnstein steigen, später durchwanderte er viele Gebirgsgruppen der Ostalpen. Immer ist er ein ausdauernder Berggeher gewesen. Selbst jetzt wandert er, trotz seines hohen Alters, in die Berge, stets bedacht, sein Skizzenbuch mit Zeichnungen zu füllen. Die Ausdauer im Bergsteigen hat ihm seitens seiner Freunde die humorvolle Bezeichnung „Gamsbock" eingetragen. Seit dem Jahre 1898 gehört Adalbert Holzer der Alpenvereins-Sektion Bayerland an, um die gleiche Zeit trat er dem Alpenkränzchen Berggeist bei.

Adalbert Holzer sagt von sich selbst: „Ich war nie im Leben ein lauter Mensch und habe nicht die Absicht oder das Verlangen, irgendwie zu glänzen ..." Dieser Grundeinstellung entsprechend ist auch das, was er über seinen bergsteigerischen Werdegang berichtet, knapp und bescheiden: „In den Tannheimer Bergen, wo ich mit Freund Grießl einige Male um die Osterzeit weilte, gelang mir, neben einer Reihe von schönen Gipfelersteigungen, die erste Erkletterung des Babylonischen Turms. Es folgten Fahrten mit Otto Bauriedl und Erich König in die Stubaier Alpen und ins Kaisergebirge; dann Karwendeltouren. Im Juli 1902 fiel die erste Durchkletterung der Nordwand der Spritzkarspitze von der Eng aus. Es war dies wohl eine meiner längsten und schwierigsten Bergfahrten.

Auch die vollständige Überkletterung des Falkenaſtes im Karwendel, vom Toten Falk über Laliderer und Riſſer Falk gelang uns beiden. In den Sextener Dolomiten waren Kleine Zinne und Einſer anziehende Ziele, und auch ein Blick in die Brenta war mir vergönnt. Dachſtein und Biſchofsmütze ſind mir in ſchöner Erinnerung, ebenſo Skifahrten

in der Silvretta und in den Zillertaler Alpen. Auch die Ötztaler Berge, insbesondere die Gipfel im Kaunergrat, haben mich begeistert. Zuletzt wanderte ich meist allein in den Lechtaler Alpen. Wie schön sind die einsamen Gipfel, die ich oft bestieg! Soweit es sich nicht um Kletttereien handelte, war meine Schäferhündin mein bester Kamerad und treuer Begleiter."

So wurde Adalbert Holzer als Maler der Lechtaler Alpen bekannt. Abseits von allem Getriebe und aller Hast, die diesem bescheidenen Bergfreund zuwider sind, kehrt er seit dem Jahre 1920 alljährlich in dem stillen Bergdorf Gramais zu. In einem leerstehenden Bauernhaus schlägt er sein Atelier auf und lebt hier als bedürfnisloser Diogenes der Kunst und den Bergen.

Wer die reizvollen, vom Massenbetrieb verschont gebliebenen Seitentäler des Lechs, sowie seine bukolischen Bergdörflein kennt, wird es verstehen, daß ein Maler hier unerschöpfliche Motive finden kann.

Adalbert Holzer geht fast immer allein. Am liebsten sucht er sich Gegenden aus, die gleichsam das Ursprüngliche und die Würze des ersten Schöpfungstages atmen. Treffend sagt Jean-Jacques Rousseau über dieses romantische Naturempfinden: „Man weiß, was ich unter einem schönen Lande verstehe: Es muß Gießbäche haben, Felsen, Tannen, dunkle Wälder, Berge, bucklige Pfade und fürchterliche Abgründe neben mir."

Aus dieser Hochgebirgslandschaft, die mit ihren Grasbergen, Lärchen und Zirben irgendwie an das Engadin erinnert, schöpft Holzer vorwiegend seine Motive. Seine Künstleraugen sehen immer wieder neue Bilder: Hier ein fesselnder Durchblick auf die Hornbachkette, dort eine Draufsicht auf ein steinbeschwertes Schindeldach einer Alm oder eine Baumgruppe mit einem Felsgrat. Wieviele Farben kann doch eine Bergmatte, ein waldiger Felskegel im Wechsel des Tageslichts und der Jahreszeiten haben! Die besondere Neigung des Künstlers gehören den aus Zirbenholz erbauten Bauernhäusern, denen sein Pinsel den warmen Farbton des gebrannten Siena verleiht. Daneben liebt er es vornehmlich, die vielgestaltige Welt der Bäume im Verein mit charakteristischen Bergen zu malen. In den zentralen Lechtaler Alpen ist es vor allem die Lärche, welche einzeln oder zu Hainen vereint, der Landschaft einen Gehalt verleiht, der einen zur Fröhlichkeit stimmt. Unser Meister wird nicht müde, den Vordergrund mit einnehmenden Baumgruppen zu malen. Hier begeistert ihn eine alte Edeltanne auf einem Grashang, überragt von den Zacken der Schafkarspitze, dort fesselt ihn eine Fichte, welche mit einer lichten Lärche eine Feldkapelle behütet. Oftmals wählt Holzer nur einen Ausschnitt: Einen verschneiten Bergbauernhof, hinter dem der weiße Hochwald emporsteigt, eine geheimnisvolle Felsschlucht, aus der sich ein stolzer Gipfel aufschwingt, ein krummes Weglein, das sich um einen Berghang müht. Zu gerne möchte man ihm zusehen, wie er mit ein paar Strichen ein stimmungsvolles Bild hervorzaubert. Der Künstler setzt die Öl- und Aquarellfarben an Ort und Stelle ein, manchmal zarte grüne und braune Töne, aber auch kräftige Farben, tiefblaue für einen Bergwald und leuchtendgelbe für herbstliche Bäume. Ferdinand Keyfel hat Holzer einmal den „Meister in Blau" genannt.

Fritz Schmitt schreibt über den Bergmaler Adalbert Holzer: „Sein Weg ging von der Illustration, von der Graphik zum Aquarell, Temperabild und Ölgemälde, vom romantisch Empfundenen über das naturnah und herb Geschaute zum Zusammenklang der Farben und Formen. In seinen stärksten Schöpfungen ist das Detail nur noch angedeutet. Die Stimmung einer Jahreszeit, ja vielleicht nur eines Augenblicks, wird gebannt und überstrahlt das Bild. Eine auffallende und überragende Stärke Holzers offenbart sich in seinen Tusche-Pinsel-Zeichnungen. Hier ist jeder Umriß, jeder Schatten auf das Wesentliche und Charakteristische beschränkt und kein überflüssiger Pinselstrich beeinträchtigt die Gesamtwirkung. Das ist ureigene, kraftvolle Handschrift! Diese Zeichnungen erinnern manchmal in ihrer holzschnitthaften Härte an die deutschen Expressionisten, bleiben aber, wohl aus der Sicht des naturliebenden Bergsteigers, ohne Verzerrungen. Farbig trat Holzer erst mit Aquarellen, die auch auf internationalen Ausstellungen Anerkennung

fanden, hervor. Er liebt intensive Töne, das leuchtende Blau der Schatten und des Föhns, das satte Grün der Wälder, das Gold des Herbstes auf Laub und Hängen. Sein Pinsel verwässert nicht. Es fehlen Aussparungen von Weiß, die Farben sind, wie auf den Tempera- und Ölbildern, kräftig und dicht aufgetragen. Und immer wieder besticht die eigenwillige Komposition, sowohl der Ausschnitt wie die Aufteilung des Bildvorwurfs. Man spürt beim Betrachten, daß viel aufrichtige Liebe zur Landschaft und Ehrfurcht vor Natur und Kosmos in die Farben gemengt ist."

Wer das Atelier des Künstlers in München-Pasing besucht, wird an eine Bergbauernstube erinnert. Auf bemalten Schränken stehen bunte, irdene Häfen und Schüsseln, in Kupferkesseln duften Latschen und an der Wand hängt ein lederner Hirtensack. Staffelei, Ölfarben auf der Palette und zahlreiche Bergbilder erinnern daran, daß man bei einem alpinen Maler zu Gast ist. Wer die sorgsam in Mappen gebündelte Bergesschönheit durchblättert, verschafft sich einen künstlerischen Hochgenuß. Ungetrübte Erinnerungen steigen auf. Gerne läßt der Maler auch einen Blick in seine seit dem Jahre 1921 geführten Wander- und Skizzenbücher tun. Hier sind seine Notizen durch zahlreiche Skizzen und Aquarelle aufgelockert. Sie bezaubern durch die Unmittelbarkeit des ersten Eindrucks, aus dem heraus sie geschaffen wurden. Wie duftig ist hier eine Gipfelaussicht von der Leiterspitze hingepinselt! Fast exotisch wirken die Riesendolden des Wiesenbärenklau (Heracleum sphondylium) und die Blütenstände der wollköpfigen Kratzdistel (Cirsium eriophorum), beides Wunder der Pflanzenwelt. Betrübt erkennt man, daß Maleraugen von der Schönheit und Vielfalt dieser Welt mehr erfassen als die unsrigen.

Adalbert Holzer, ein überaus fleißiger und produktiver Maler, hat nicht nur die vielfältige Schönheit des Hochgebirges, sondern auch die zarte Idylle der bayerischen Voralpenlandschaft gemalt. Besonders die Ampergegend um Dachau hat es ihm angetan. Ihren stilleren Reizen widmete er seine eigene Mappe „Aus Moor und Heide". Bald entzückt ihn das Gewoge des tertiären Hügellandes, in dem Acker und Wiese wechseln, dann wieder skizziert und aquarelliert er die Dorfkirchen von Palsweis und Überacker, bizarre Bäume mit Starenkobeln und Torfstiche, über denen ferne Berge blauen. All diese Bilder erinnern an die Landschaften des am 22. August 1957 in Prien verstorbenen Malers Prof. Rudolf Sieck, mit dem Holzer befreundet war.

Im Gästebuch findet der Besucher Namen von Rang: Hans Pfann, Erich König, Paul Hübel, Josef Ittlinger und seinen gleichaltrigen Jugendfreund, den Bergmaler Otto Bauriedl.

Seine besondere Verehrung zollt der Meister dem Maler des Engadins, Giovanni Segantini, mit dem ihn die beinahe franziskanische Hingabe zur Bergwelt verbindet. Eine tiefe persönliche Bekanntschaft hatte er auch mit dem bekannten Münchner Bergmaler Prof. Fritz Baer (geb. 18. 8. 1850, gest. 18. 2. 1919), der neben seinen großartigen Bergbildern mit Vorliebe Baumstudien schuf. Zur abstrakten Malerei hat Adalbert Holzer keine Beziehung. Er meint: „Ich empfinde nicht so!"

Gerührt nimmt man Abschied von diesem liebenswerten, bescheidenen Künstler, der sein Leben und Können der Bergmalerei widmet. Trotz seiner Schwerhörigkeit, die fast nur eine schriftliche Verständigung ermöglicht, ist er voller Humor; er verliert ihn auch nicht, wenn man nur zum Schauen und nicht zum Kaufen gekommen ist.

Seine Lebenslosung geben am besten die Verse von Nikolaus Lenau wieder, die Adalbert Holzer am 22. September 1941 in das Gipfelbuch der Kugelseespitze (Lechtaler Alpen) eintrug:

„Frischen Mut zu jedem Kampf und Leid
hab' ich talwärts von der Höh' getragen —
Alpen — Alpen unvergeßlich seid
meinem Herzen ihr in allen Tagen!"

Möge ihm das Geschick noch viele Jahre des Wirkens und der Gesundheit schenken.

Anschrift des Verfassers: Josef Weingärtner, München 9, Pilgersheimerstraße 61

Aus den Sarntaler Alpen

Von Ernst Höhne

(Mit 2 Bildern, Tafel VIII oben, IX)

Die Sarntaler Alpen bilden räumlich das Kernstück Südtirols. Trotzdem sind sie seit jeher und wahrscheinlich auch weiterhin dazu bestimmt, im Bewußtsein vieler Bergsteiger einen Dornröschenschlaf zu halten. Das gilt für den größten Teil dieser Berge und für das Sarntal selbst, der kleinere Teil ist ja bekannt genug. Aber wem kommt es schon zu Bewußtsein, daß der Ritten oder der Hasling zu den Sarntaler Alpen gehören?

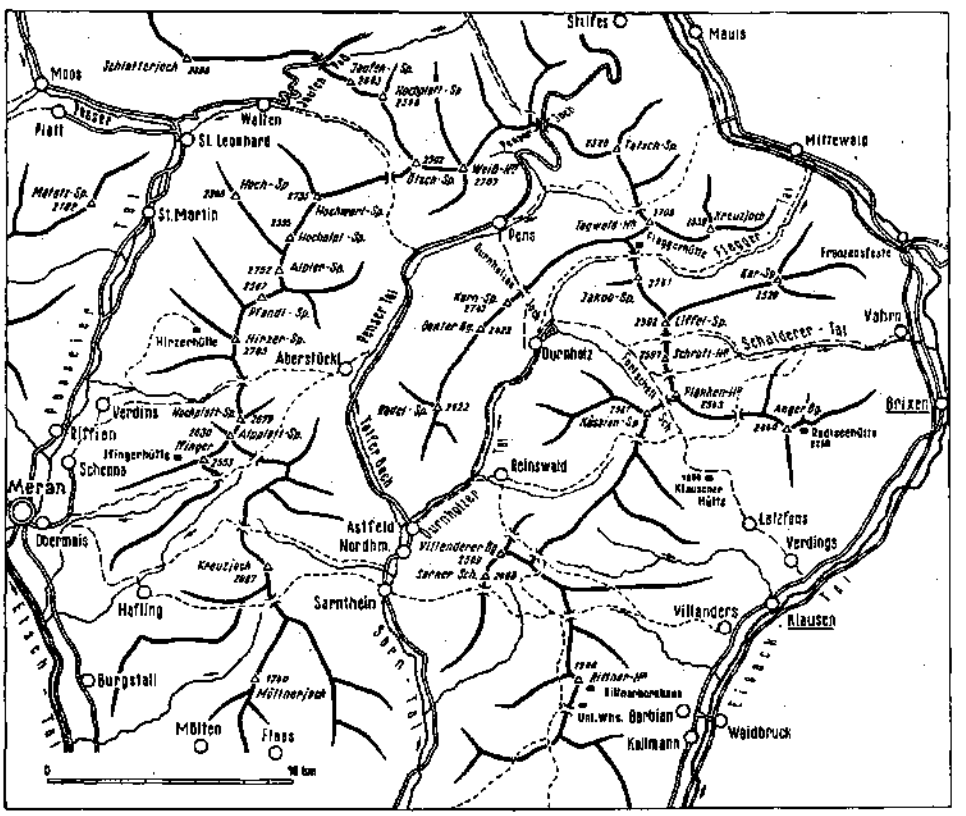
Jedenfalls wird das übrige weite Gebiet von Nichteinheimischen sehr selten besucht, so daß man nicht fehlgehen wird, diese Berge zu den einsamsten des Landes zu rechnen. Sie haben es auch gar nicht leicht, Menschen anzuziehen. Die Reize und Eigenheiten der Sarntaler Alpen sind von stiller Art. Neben der heiteren Gelöstheit der Dolomiten scheinen uns diese Berge ernster, manchmal sogar verschlossen; dunkler schauen uns zwischen ihren Gipfeln und hochgelegenen kargen Almböden die Augen der Berge, die unzähligen Seen, entgegen. Zwar wölbt sich über ihnen der gleiche leuchtende Himmel, und doch lassen sie immer wieder nördliche Herbheit in diesem Land südlicher Sonne anklingen. Vielleicht ist gerade das ein weiterer Grund der Einsamkeit dieser Gipfel, denn viele Bergsteiger kommen ja nach Südtirol, dem Süden zu begegnen in seinen mannigfaltigen Formen. Und doch sollten gerade wir, die wir Südtirol lieben, auch diese Berge und nicht zuletzt das Tal zwischen ihnen einmal kennengelernt haben. Das wäre eine wichtige und oftmals sehr notwendige Abrundung unseres Südtirol-Bildes und darüber hinaus bergsteigerische Freude in hohem Maß.

Die Umgrenzung der Sarntaler Alpen ist eindeutig: Von der Eisackmündung bei Bozen die Etsch bis zur Passermündung bei Meran, die Passer aufwärts bis St. Leonhard im Passeier, der Waltenerbach bis Walten im Wannsertal, von dort zum Jaufenpaß, das Jaufental abwärts, mit dem Mareiterbach zu seiner Mündung in den Eisack südöstlich von Sterzing und der Eisack bis wieder zu seiner Mündung. Geographisch bilden die Sarntaler Alpen die Fortsetzung der Stubaier Alpen, mit denen sie durch die Einsenkung des Jaufenpasses (2094 m) verbunden sind. Geologisch müßte man wenigstens den nordwestlichen Teil zu den Ötztaler Alpen rechnen, da sich hier die Schiefer- und Augengneise der Texelgruppe fortsetzen und bis in die Gegend von Sterzing und Mauls ziehen.

Aufbau und Gliederung

Natürlich wird ein Durchschnittsbergsteiger nicht ein vollendeter Geologe sein, aber er sollte sich trotzdem auch ein wenig für diese Zusammenhänge interessieren. Denn die geologischen Voraussetzungen eines Gebirges bestimmen doch sehr weitgehend seine Formen, seinen Pflanzenwuchs und die Möglichkeiten menschlicher Nutzung und Besiedlung. Sie liegen dem heiteren oder düsteren Aussehen einer Berglandschaft zugrunde, sie begünstigen oder erschweren das Leben verschiedener Tiere, sie lassen Seen entstehen, Wasserfälle oder Gletscher. Sie sind die Ursache mächtiger geschichteter Wände, zersägter brüchiger Grate oder begrünter Almbuckel, ja sie bestimmen sogar die Lebensdauer unserer Bergschuhe. Sie haben also die Berge werden lassen, wie sie heute sind. Sie sind schuld an berüchtigten „Schindern" und bringen uns indirekt manche Gefahr, aber sie schenken uns auch alles das, was wir in und an den Bergen lieben.

Obwohl die Sarntaler Berge einen in sich geschlossenen und beinahe harmonischen geographischen Aufbau erkennen lassen, sind die geologischen Gegebenheiten doch voneinander stark abweichend. Sie werden sogar von der Grenze zweier geologischer Großräume durchschnitten, nämlich der Zentralalpen und der südlichen Kalkalpen. Das allein läßt bedeutende landschaftliche Verschiedenheiten erwarten und tatsächlich finden wir hier nahezu alle Abstufungen von den kahlen und schroffen Granitgipfeln (Ifinger), den Schiefergneisbergen, zwar auch mit rauhen Formen, aber viel stärkerem Rasenbewuchs (Hirzer, Weißhorn), den Quarzphyllitbergen, die durch rasche Verwitterung den Pflanzen-



wuchs begünstigen, aber schon viel sanftere Rundungen aufweisen (Jakobspitze, Königsanger) bis zur sogenannten Bozner Quarzporphyrplatte mit ihren vulkanischen Ergüssen und Tuffen, die vor allem Ritten und Hafling bildet. Es sind also vier verschiedene Landschafts- und vor allem Bergformen, die geologisch die Vielgestaltigkeit dieser Gruppe bedingen. Diese vier ineinander übergehenden Formen einmal bei einer Wanderung durch diese Berge mit offenen Augen erlebt zu haben, ist schon für sich allein ein Erlebnis schönster Art. Wer aber darüber hinaus diese Berge mit den Augen des Bergsteigers, des wahren Freundes der Natur, betrachtet, dem können sie zur Bergheimat werden, die zwar keine weltberühmten Sehenswürdigkeiten, aber dafür alles andere einer noch natürlich gebliebenen Berglandschaft schenkt.

Die Sarntaler Alpen umschließen das Sarntal in Form eines gegen Süden geöffneten Hufeisens. An der engsten Stelle des Hufeisens tritt die Talfer, die das Tal durchströmt, in den Talkessel von Bozen. Wie bei vielen anderen Alpentälern ist auch hier der letzte

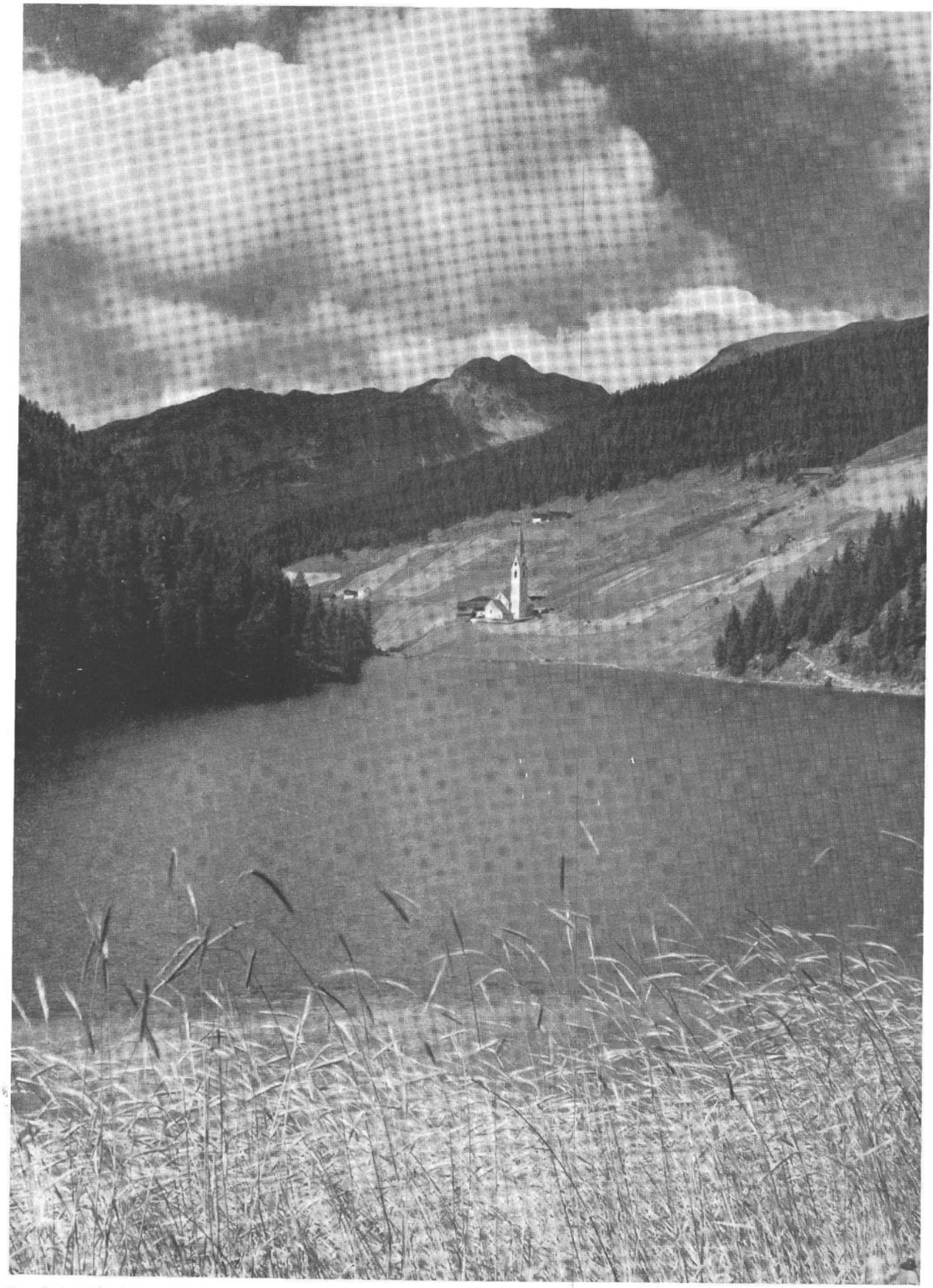
Talteil eng und schluchtenartig. Am Ende der Sarnerschlucht ragt auf einem Felsen Burg Runkelstein, bekannt durch die ältesten Wandmalereien rein weltlicher Themen und schon von Viktor von Scheffel besungen. Etwa in der Hälfte des Hufeisens sind die Bergkämme so weit auseinandergetreten, daß Platz für zwei Täler geworden ist; das Sarntal verzweigt sich ins Penser und ins Durnholzer Tal. Die beiden Hauptketten der Sarntaler Alpen, die die Seiten des Hufeisens bilden, haben meist nur kurze Seitenkämme, aus denen zwei durch größere Länge hervorragen: im Nordwesten der Grat der Jaufenspitze, der die Verbindung mit den Stubaier Alpen herstellt und im Nordosten der nach innen abzweigende Kamm, der Penser und Durnholzer Tal trennt. Die durchschnittlich höheren Gipfel trägt der westliche Kamm, er weist auch die wilderen und imposanteren Formen auf. Der östliche Kamm hat dafür reichere Gliederung mit mehr und längeren Seitenästen.

Die Sarntaler Alpen werden auf allen Seiten von wichtigen Verkehrswegen eingeschlossen, so daß es leicht zu verstehen ist, wenn ihre Gipfel auch von dort aus, vor allem aus dem Eisacktal, bestiegen werden. Das hat zur Folge, daß das Sarntal selbst nur sehr selten von Bergsteigern besucht wird. Das ist nicht nur deshalb schade, weil man die Eigenarten dieses Tales nicht kennenlernen kann, sondern zwingt außerdem den Bergsteiger zur Überwindung viel größerer Höhenunterschiede, denn das Sarntal liegt ja durchschnittlich weit höher als das Eisack-, Etsch- und Passeiertal. Dem Umstand, daß die Sarntaler Berge kaum von der Sarntaler Seite her angegangen werden, ist beim Bau von Alpenvereinshütten und Berggasthäusern in geradezu bestürzender Weise Rechnung getragen worden. Von 24 Alpenvereins- und privaten Unterkünften ist nur ein einziges Haus im Inneren des Hufeisens, die anderen 23 stehen auf der Seite der anderen Täler. Während die Alpenvereinshütten im östlichen Kamm eine günstige Verteilung aufweisen, treten die privaten Unterkünfte und auch die drei Alpenvereinshütten im westlichen Teil gehäuft auf und konzentrieren sich auf das Gebiet um Hafling und Salten (vor allem als Winterhütten). Aber auch in anderen Teilen gibt es einige Unterkünfte an leicht erreichbaren oder beliebten Stellen, wie an der Jaufenstraße oder am Ritten. Bei dieser Verteilung von Bergunterkünften ist es kein Wunder, wenn viele Bergwanderer vom Sarntal kaum etwas wissen und ihnen auch der Name der Gebirgsgruppe nicht geläufig ist. Ich habe eine kleine private Umfrage angestellt und bei meiner Meinungsforschung im Kreise durchwegs interessierter und auch mit alpiner und geographischer Allgemeinbildung gut bedachter Bergsteiger festgestellt, daß von zehn nur vier mit Sicherheit sagen konnten, in welcher Gebirgsgruppe der bekannte Ifinger steht. Aber alle wußten, daß man ihn von Meran sieht!

Eine sechstägige Wanderung

Wer als Bergsteiger diese Gebirgsgruppe einmal — vielleicht im Rahmen eines Urlaubs — kennenlernt, wird bei der relativ geringen Größe des Gebietes einen bedeutenden Teil seiner Schönheiten auf den Gipfeln und zwischen ihnen erleben können. Natürlich ist die schönste Art, eine Gebirgsgruppe kennenzulernen, sie von Hütte zu Hütte und von Gipfel zu Gipfel zu durchwandern. Nur so wird man das Wesentliche in sich aufnehmen.

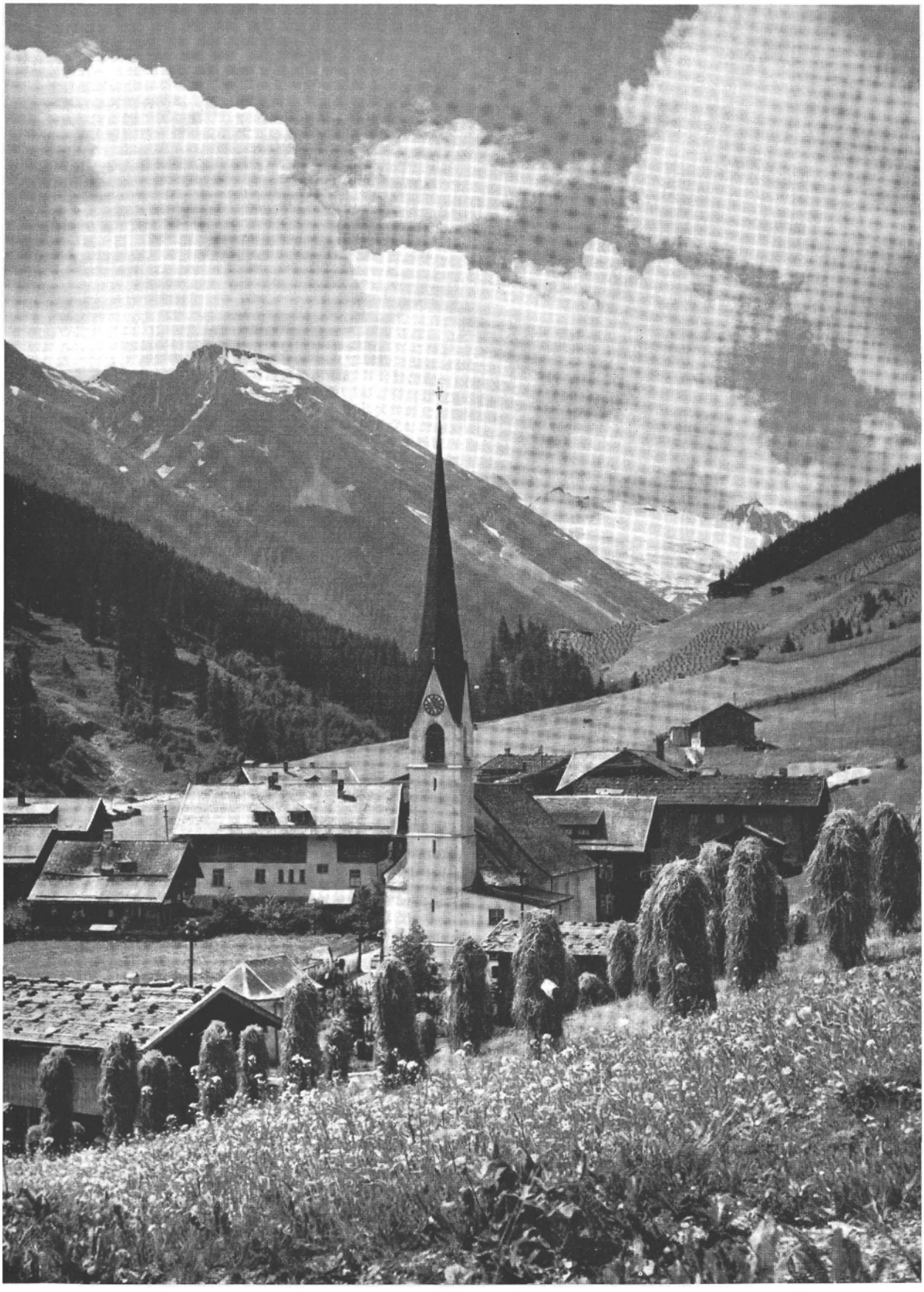
Jedenfalls ist der Weg über den ganzen Grat des Sarntaler Hufeisens ein einzigartiges Erlebnis und vor allem, er kostet nur sechs Tage Zeit. Im östlichen Ast der Gruppe ist dieser Höhenweg sogar markiert und vom Ritten an braucht man die Höhe von über 2000 m nicht mehr verlassen. Auch im westlichen Teil ist die Möglichkeit der Fortsetzung dieser Gratüberschreitung gegeben, freilich nur für Findige und Ausdauernde, weil im nördlichen Teil davon Wege und Markierungen fehlen, daß vielleicht doch ein kurzer Abstieg ins allerdings hochgelegene Penser Tal vorzuziehen ist. Im südlichen Teil der westlichen Kette führen auf beiden Seiten des Kammes verhältnismäßig gute Steige, während die Begehung des Grates dort Kletterern vorbehalten ist. Ein harmonischer



Durnholzer See in den Sarntaler Alpen

Aufn.: Ernst Höhne

TAFEL IX



Lanersbach im Tuxer Tal

Aufn.: Robert Löb

TAFEL X

Ausklang der Rundtour ist der letzte Teil des Weges über die Höhen um Hafling und Salten bis nach Bozen. Natürlich können Eilige schon vorher nach Meran oder Sarnthein absteigen, aber sie sollten bedenken, daß sie sich damit etwas entgehen lassen. Außerdem können die Skifahrer schon jetzt mit kundigen Augen das herrliche Gelände für einen etwaigen künftigen Skiurlaub begutachten.

Es ist ein besonderer Auftakt, wenn man aus der Schwüle des Talkessels von Bozen die frische Luft des Ritten erreicht hat. Beinahe mit jedem Meter aufwärts kann man freier atmen und bald umfängt den Ankommenden der Duft von Wiesen und Lärchen. Von der anderen Eisackseite grüßen Schlern und Rosengarten, und das Gefühl, jetzt einige Bergtage vor sich zu haben, läßt alles noch leuchtender erscheinen. Den Aufstieg zum Rittner Horn sollte man auf den Nachmittag legen, dann wird man das Wandern des Lichtes auf den Dolomiten, die Verschiebung der Farben, die wachsenden blauen Schatten über den Tälern noch am Weg erleben können. Wenn man nach drei oder vier Stunden das Rittner Hornhaus erreicht hat, wird vielleicht über die Täler schon die Nacht gesunken sein und die Berge gegenüber werden in der Pracht der letzten Sonnenstrahlen aufglühen; die Geislerspitzen, der Langkofel, der Schlern. Am nächsten Morgen scheint sich die glühende Pracht im Sonnenaufgang fortsetzen zu wollen. Nur liegt das Leuchten jetzt auf den gegen Norden immer felsiger werdenden Sarntaler Bergen, unseren Zielen. Aus den Tiefen des noch dunklen Sarntales ragt das eindrucksvolle Felsgebiet um Hirzer und Ifinger schon ins Licht. Die Dolomiten dagegen steigen jetzt meist als dunkle Silhouetten in den hellen Morgenhimmel.

Der zweite Tag führt über weite offene Almflächen zum nahen Gasteigersattel, dem besten Übergang von Klausen nach Sarnthein. Der Blick gegen Westen wird dort durch den 2500 m hohen Villanderer Berg versperrt, den man als kleinen lohnenden Abstecher nicht auslassen sollte. In einer guten Stunde kann man seinen höchsten Punkt erreichen. Die Aussicht von dort oben ist weit malerischer als vom Rittner Horn, dafür eben nicht so berühmt, dafür wird der Villanderer Berg auch an schönsten Sommertagen noch nicht von lautstarken menschlichen Stimmen aus seiner „Sarntaler Ruhe" geschreckt. Was dem Rittner Horn fehlt, das hat dieser Gipfel zu bieten, nämlich einen Tiefblick ins Tal: direkt zu Füßen liegt der Mittelteil des Sarntals als reizende wellige Grünfläche und von dunklem Wald gesäumt da. Über den winzigen Häusern von Sarnthein steigt still der Rauch empor und wie als Herrscher über das Tal ragt Schloß Reineck. Vom Weiterweg über die nur wenig geneigte Villanderer Alm muß man immer wieder begeistert zu den Zinnen des berühmteren Nachbarn schauen. Allerdings ist es in solchen Fällen ratsam, sich einen trockenen Fleck auszusuchen und stehenzubleiben, denn sonst ist man unversehens bis über die Knöchel oder noch weiter im dunklen moorigen Untergrund versunken. Die vier bis fünf Gehstunden bis zum Latzfonserkreuz bieten stets wechselnde Landschaftsbilder. Das Latzfonserkreuz ist eine uralte Wallfahrtsstätte in 2300 m Höhe am Fuße der Kassianspitze. Daneben ist ein Wirtshaus, das gute Unterkunft gewährt, sofern man nicht die 400 m tiefer liegende Klausener Hütte vorzieht. Wer freilich den Abend auf der nur 45 Minuten entfernten Kassianspitze erleben will, wird eher dem Wirtshaus den Vorzug geben. Die Kassianspitze ist ein ungemein lohnender Aussichtspunkt. Was schon am Weg und auf den beiden ersten Gipfeln auffallen mußte, kommt hier oben so recht zum Bewußtsein: die bevorzugte Lage dieser Berge. Weit und unbehindert gehen von hier die Blicke und der Horizont wird überall durch besondere Formen gebildet.

Von der Klausener Hütte zweigt ein Weg nach Osten zur Radlseehütte des Alpenvereins Südtirol ab. Diese neue guteingerichtete Hütte steht in prächtiger Lage am Ende eines Seitenkammes, hoch über dem Tal. Die nächste Umgebung der Hütte wird durch den stillen Radlsee verschönt, in dessen Wasser die vielgestaltige Reihe der Dolomiten sich spiegelt. Seit Jahrhunderten ist der See Mittelpunkt vieler Sagen und Märchen. Der Radlsee soll ein Wettersee sein, in dem Zauberer und Hexen die Gewitter zusammenbrauen, und allein das Läuten der Brixner Domglocken sei imstande, Gefahren zu bannen.

Nach der Überlieferung soll der See durch seine Flutwellen vor langer Zeit Brixen schon neunmal zerstört haben, was geographisch nicht möglich ist. Weiter sollen der Radlsee und der auf der Sarntaler Seite gelegene Durnholzer See miteinander in Verbindung stehen; einst wurde angeblich ein Wagenrad im Radlsee gefunden, das einem Bauern in den Durnholzer See gefallen war. Jedenfalls haben sich die Menschen seiner Umgebung intensiv mit ihm befaßt. Vielleicht hat er wirklich in lang zurückliegender Zeit Unheil angerichtet oder kultische Bedeutung besessen.

Der dritte Tag bringt zwar keine besonderen Schwierigkeiten, ist aber deshalb bergsteigerisch etwas besonderes, weil an einem Tag zehn selbständige Gipfel überschritten werden. Die Einsenkungen zwischen diesen Gipfeln bleiben allerdings alle über 2300 m, so daß dieser Tag nur etwa 1500 m Aufstieg verlangt. Von der Klausener Hütte oder vom Latzfonserkreuz geht es unter den Abstürzen der Kassianspitze zur Forzellscharte, 2305 m. Von dort oder schon vorher beginnt der Aufstieg aufs Plankenhorn, dem ersten Gipfel der beachtlichen Reihe. Wer es bequemer haben will, kann auch diesen und andere Gipfel rechts liegen lassen, und der Markierung folgend ihre Westflanken queren. Weit schöner ist natürlich die Überschreitung aller Gipfel. Es ist ein reizvolles Auf und Ab, umwoben vom Duft von Gräsern und Kräutern und den Tönen des Windes, der hier nie einzuschlafen scheint. Langsam kommt tausend Meter tiefer das blaue Auge des Durnholzer Sees zwischen dunklen Wäldern und lichten Wiesen hervor. Stetig scheinen die Zillertaler Eisriesen größer und mächtiger zu werden. Die Formen der Gipfel sind hier nicht wild und steil, sondern neigen zum Zerfallen und zur Ausbildung sanfterer Formen. Aus der Nähe betrachtet ist das Gestein ein plattiger grauer Schiefer mit oft starken grünen Tönen, dazwischen liegen dicke Schichten Quarz und viel Glimmer eingebettet, so daß verschiedene Beleuchtungen ein wahres Geflimmer aus dem sonst dunklen Fels locken können. Etwas wilder wirkt die Kassianspitze, die aus verschiedenen Gneisarten besteht. Die zerfallenen Schieferarten mit ihrer vielfältigen Zusammensetzung begünstigen den Pflanzenwuchs so sehr, daß diese Gratwanderung in 2300—2700 m Höhe stellenweise durch ein Blumenmeer führt. Nahezu alle Bergblumenarten dieser Höhen sind hier zu finden und lassen den Blumenfreund und Fotografen nicht allzuschnell vorwärtskommen. Als besonders reizvoll und großblütig sind mir die Bergastern und das geschnäbelte Läusekraut erschienen. Als Abschluß der langen Gipfelreihe kommt die Jakobspitze, der höchste Berg der östlichen Sarntaler Kette mit 2745 m. Dort sollte man das Sinken des Tages erwarten und dann hinuntersteigen zur Marburg-Siegener-Hütte, der heutigen Flaggerhütte, die man in einer halben Stunde erreichen kann.

Der vierte Tag bringt zwei gleich hohe, aber sonst sehr verschiedene Höhepunkte: am Anfang das Tagewaldhorn (2706 m) und am Ende das Weißhorn (2705 m). Dazwischen liegt eine ziemlich lange Gratwanderung, von der man aber überall bei Zeitnot ins Tal absteigen kann. Das Tagewaldhorn ist der letzte bedeutende Gipfel des östlichen Kammes, dann nehmen die Höhen zum Penserjoch hin ab, nur die Tatschspitze erhebt sich noch einmal über 2500 m. An diesem Tag sollte man früh aufstehen, nicht nur um den Sonnenaufgang am Tagwaldhorn zu erleben, wofür man viele Stunden Schlaf opfern dürfte, sondern auch, um den Tag für die weite Tour etwas zu verlängern. Vom Tagewaldhorn führt die Markierung zur Traminscharte und weiter nach Pens. Für unsere Gratwanderung hört sie jetzt auf, aber das ist kein Unglück, denn die nördlich der Scharte aufragende Sulzspitze ist schnell überstiegen oder umgangen, und schon auf der nächsten Graterhebung treffen wir wieder auf die Markierung, die uns weiter zur Tatschspitze führt. Bis hierher haben wir 3½ Stunden Gehzeit. Wieder einmal hat sich der Charakter der Umgebung geändert, das Gestein ist in den sogenannten Brixner Granit übergegangen, dem wir später noch einmal um den Ifinger begegnen werden. Hier ist das Blockwerk weniger verwittert und der grüne Bewuchs bedeutend schwächer. Von dem wild nach Osten abstürzenden Gipfel der Tatschspitze führt der Weg in bequemen zwei Stunden zum Penserjoch, wo jetzt wieder eine andere Gesteinsart, der Schiefergneis,

vorherrscht. Von der Paßhöhe führt die Kammwanderung über grüne abgerundete Höhen mit freundlichen Tiefblicken nach beiden Seiten, über einzelne weniger ausgeprägte Gipfel in südwestlicher Richtung auf das felsige Gröllerjoch. Von dort in die kleine Scharte, westlich darunter, und in unschwieriger Kletterei zum Gipfel des Weißhorns, zu dem man vom Pensersjoch 3 Stunden braucht. Völlig anders sind hier Tiefblick und Fernsicht als aus den östlichen Sarntaler Bergen. Jetzt beherrschen die Gipfel und Gletscher des Alpenhauptkammes, vor allem die Stubaier Alpen, die Schau, darunter die ebene Talweitung von Sterzing, während die Dolomiten in ihrem Eindruck zwar nicht gemindert, aber eben doch ferner gerückt sind. Im Süden schweift der Blick das Pensertal hinaus und darüber stehen die vielen Gipfel der westlichen Sarntaler Alpen; unsere Ziele für die nächsten beiden Tage. Der vom Weißhorn zuerst gegen Westen, später nach Süden weiterziehende Kamm, dessen Überschreitung sicher landschaftlich reizvoll, aber auch sehr mühsam sein dürfte, kann man sich vielleicht mit der Ausrede der fehlenden Nächtigungsmöglichkeit schenken und den lohnenderen Teil des Kammes wieder beim Hirzer betreten. So steigen wir vom Weißhorn auf markiertem Weg oder über die harmlosen Südwesthänge ins Obernbergtal und kommen bei Sonnenuntergang in Weißenbach im Pensertal an.

Nach diesem kleinen Talabstecher wird man am nächsten fünften Tag um so lieber den höchsten Gipfel der Sarntaler, den Hirzer, angehen. Dazu wandert man ein Stück talaus bis zu den braunen Holzhäusern von Aberstückl, wo der Aufstieg beginnt. 1400 Höhenmeter trennen Tal und Gipfel. Es wird selten einen so ansprechenden Aufstiegsweg geben. Nach 4 oder 5 bequemen Aufstiegsstunden lassen wir uns beglückt auf der Gipfelpyramide des Hirzers nieder. Es ist ein eigenes Gefühl, jetzt alle anderen Gipfel der Sarntaler Alpen unter sich zu haben. Hier oben kann man die Gedanken noch in Ruhe schweifen lassen, denn trotz seiner größeren Höhe wird er weit seltener besucht als sein berühmterer Nachbar, der Ifinger, von dem man an schönen Sommertagen fast meinen könnte, er unterstünde der Meraner Kurdirektion. So eindrucksvoll die Schau vom Hirzer nach allen Richtungen auch ist, nach Südwesten zieht es immer wieder die Blicke. Über Dunstschleiern stehen die spiegelnden Firne der Ortlerberge. Die Nacht kann man in der Hirzerhütte verbringen oder, wenn am Nachmittag noch Zeit ist, auch in der Ifinger Hütte, die auf einem aussichtsreichen Weg unter den felsigen Westabstürzen des Grates zwischen Hirzer und Ifinger zu erreichen ist.

Der sechste Sarntaler Tag hat begonnen. Frühzeitig sollten wir den Gipfel des Großen Ifingers erreicht haben, um Abschied zu nehmen. Tief unten liegt das breite Tal, von dem der Wind manchen Laut bis zu uns herauf trägt. Mit steigender Sonne nehmen die Geräusche auch am Gipfel zu, mit Spazierstöcken und modischen Seesäcken rückt man jetzt dem Ifinger zu Leibe.

Wer noch Zeit hat, sollte sich ein wenig in den Kletterfelsen um den Ifinger vergnügen. Und die lange Almwanderung bis in die Nähe von Bozen sollte auch nicht vergessen werden!

Gerade hier zu Füßen des mächtigen Ifingers und seiner Trabanten gibt es eine ganze Anzahl von Skilifts, was man, als von nördlich der Alpen kommend, staunend und ein wenig ungläubig zur Kenntnis nimmt. Gewiß, das Gelände ist sehr schön, stellenweise beinahe ideal, aber gibt es hier, sozusagen zwischen Meran und Bozen, auch genügend Schnee? Eigenartigerweise entspricht die Schneemenge des Hafling oder des Ritten ungefähr der der gleichen Höhen nördlich der Alpen. Die Schneedecke hat außerdem den großen Vorteil großer Gleichmäßigkeit. Das Fehlen von warmen Winden, von Nebeln, und die selteneren großen Wetterschwankungen setzen bei durchschnittlich höheren Temperaturen der Schneedecke viel weniger zu als der häufige Temperatur- und Wetterwechsel nördlich der Alpen. Die Parallelerscheinung unseres Föhns, der „Nordföhn", dringt nur bis zu den nördlichen Sarntaler Alpen, tritt also in diesem Gebiet nicht mehr in Erscheinung. So ist vor allem hier über Meran im Laufe der Zeit ein Skibetrieb entstanden, mit Skihütten, mit Gasthäusern und natürlich mit Skilifts, daß man sich stellen-

weise an den Spitzingsee oder das Grödental erinnert fühlen könnte. Gottseidank ist dieses Gebiet so groß, daß an den meisten Stellen auch jetzt noch die Ruhe vorherrscht. Wohl der schönste ausgesprochene Skiberg ist dort der Kesselberg über der Kirchsteigeralm, in der nächsten Nähe von Sarnthein, der aber meist nur von der Haslinger Seite bestiegen wird. In dem weiten Skigebiet zu Füßen des Granitriesen Ifinger können alle skifahrerischen Wünsche befriedigt werden. Damit sind die Skimöglichkeiten der Sarntaler Berge längst nicht erschöpft, man braucht sich nur die weiten Hänge um das Penserjoch oder die Klausener Hütte einmal im Winter vorstellen. Allerdings werden diese anderen Gebiete immer nur wenige Menschen anziehen, die es verstehen, sich mit längeren Aufstiegen und geringeren Ansprüchen zufriedenzugeben. Die Formen der Sarntaler Alpen begünstigen jedenfalls den Skifahrer überall dort, wo die Bewaldung zurücktritt.

So bekannt die Täler und Orte um das Hufeisen der Sarntaler Berge herum geworden sind, so still ist das Sarntal selbst geblieben. Nicht daß der moderne sogenannte Fortschritt am Taleingang steckengeblieben wäre oder die Bewohner des Tales sich bewußt dem eindringenden Zeitgeist entgegengestellt hätten. Nur fehlte für Fremde weitgehend der Anreiz, sich in diesem Tal niederzulassen, und das bewußte Beharren auf dem Überkommenen hat trotz der Nähe der Stadt Bozen die alten Sitten weitgehend bewahrt. Es ist nur ein kleiner Teil davon, wenn auch heute noch die alten Trachten sogar an Werktagen getragen werden. Seit Jahrhunderten hat also kaum eine Vermischung stattgefunden mit Menschen anderer Herkunft, so daß sich verschiedene übereinstimmende Merkmale herausgebildet haben. Die Form ihrer Lebensgemeinschaften ist heute wie seit Jahrhunderten bäuerlicher Natur. Für Handel und Gewerbe fehlen die Voraussetzungen und auch der Bergbau (Blei und Flußspat) hat nie größere Ausmaße erreicht. Auch der in vielen Gegenden so wichtige Fremdenverkehr hat bis jetzt nur geringe Bedeutung erlangt. Vielleicht bringt die möglicherweise schon jetzt anbrechende Zeit der Besinnung auf stillere Werte und bescheidenere Ziele eine Wendung fürs Sarntal. Es wäre den Sarntalern ebenso wie vielen Urlaubern zu wünschen. Freilich nur in einem Maß, das der Ursprünglichkeit dieses Menschenschlages und der Landschaft nicht zu sehr Abbruch tut.

Wenn die Sarntaler Alpen auch sehr viel Schönes zu bieten haben, so kann man sie doch nicht als Berge für jeden bezeichnen. Sie sind vor allem für solche Bergsteiger, die Freude daran finden im Gras einer Alm zu liegen, den Stimmen der Winde zu lauschen und den Duft des warmen Heues aufzunehmen, für solche, die nur für einen Sonnenaufgang gern einige Stunden Schlaf opfern, für solche, die einen Berg lieben, nicht nur wegen seiner Form, seiner Höhe, seines Schwierigkeitsgrades oder seiner Berühmtheit, sondern einfach weil er ein Berg ist, Gegenstand eigener Freude und Ausdruck der Natur.

Anschrift des Verfassers: Ernst Höhne, Kammerberg über Dachau, Obb.

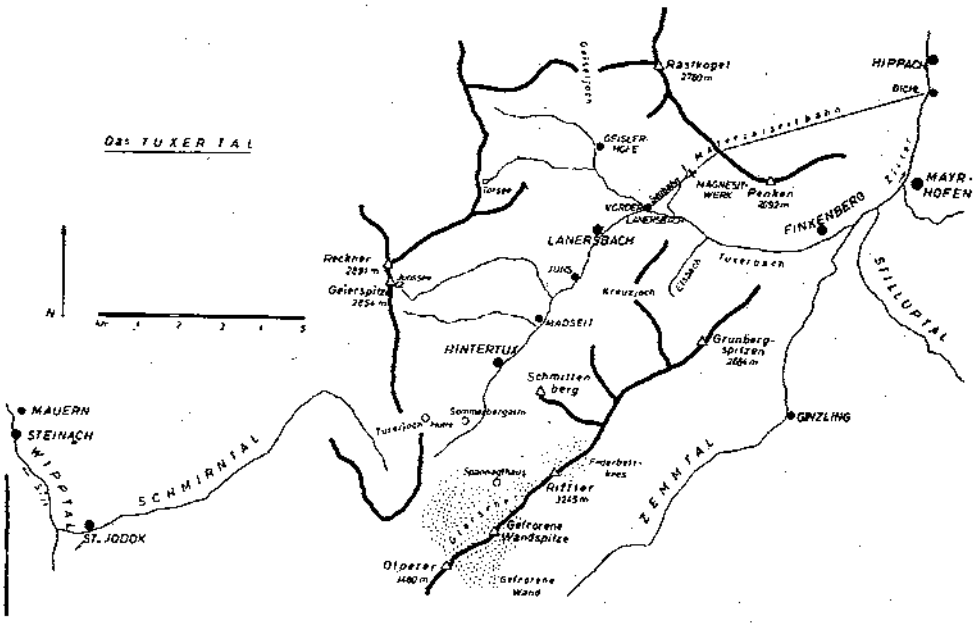
Das Tuxer Tal

Von Wolfgang Haberl

(Mit 1 Bild, Tafel X)

Kaiser Maximilian I. verglich Tirol, das ihm als „Herz und Schild des Reiches" galt, mit einem „guten Kittel, in dessen Falten man sich baß erwarmen mag". Eine dieser innersten und durch viele Jahrhunderte verborgenen Falten ist das Tuxer Tal. Ja, wer Tux oder gar Hintertux sagt, meint damit auch heute noch meist das „Ende der Welt", wird aber höchst überrascht sein, hier mehr „Welt" zu begegnen als oft anderswo.

Der Name Tux ist illyrischer Herkunft. Im 13. und 14. Jahrhundert heißt das Tal in den Urkunden noch Tuffes, Wildentuffes oder auch Wilden Dux.



Wer, wie man im Tal sagt, „ins Tux" fährt, kommt in der Regel aus dem Inntal, steigt in Jenbach in die Zillertalbahn um, eine Kleinbahn mit einer Spurweite von 760 mm, die in ihrer „Vorsintflutlichkeit" aber noch von der Achenseebahn übertroffen wird, und landet nach etwa eineinhalb Stunden, mehr oder weniger durchgeschüttelt, in Mayrhofen. Steile Bergwände umstehen hier wie Kulissen den Talgrund und vom Tuxer Tal ist noch lange nichts zu sehen. Und doch stehen Tuxer Vorboten schon in Jenbach: Es sind die mit Magnesit beladenen Güterwagen, deren Fracht aus dem Tuxer Tal stammt. Und in der Station Bichl kurz vor Mayrhofen sind nicht nur die Magnesitsilos zu sehen, sondern hier endet auch die Materialbahn, die das Magnesit aus dem Tuxer Werk ins Tal bringt. Und Tuxer Vorboten sind ja schließlich auch die Grünbergspitzen (2884 m), die äußersten Ausläufer des Tuxer Hauptkammes, deren Abstürze bis in den Talgrund von Mayrhofen reichen. Ganz anders ist das schon im Tuxer Autobus. Wer

da zu hören weiß, kann die Tuxer von den Zillertalern, ja auch von den Finkenbergern recht genau unterscheiden. Noch vor 50 Jahren kam man nur zu Fuß oder zu Pferd ins Tuxer Tal. Erst seit 1912 ist die Straße für den Verkehr freigegeben. Sie bewirkt auch, daß von den vier Hochtälern, die bei Mayrhofen in das Zillertal münden, das Tuxer Tal das am stärksten erschlossene ist. Wohl fährt auch nach Ginzling ein Autobus und es ist auch eine Straße über das Pfitscher Joch nach Südtirol geplant, aber vorerst sind Zemm-, Stillupp- und Zillergrund noch dem Bergsteiger und Hirten vorbehalten. Nur das Tuxer Tal bildet also eine Ausnahme. Die Straße, die trotz vieler neuer „Ausweichen" und Verbreiterungen dem Verkehr von heute oft kaum mehr gewachsen ist, überwindet, anfangs mit einigen Spitzkehren, von Mayrhofen (630 m) über Finkenberg (839 m), Vorderlanersbach (1256 m) und den Hauptort Lanersbach (1290 m) bis Hintertux (1494 m) einen Höhenunterschied von nahezu 900 m. Dabei wird die Gemeindegrenze gegen Finkenberg, der Elsbach, ganz unbemerkt überschritten. Bald danach aber ist die größte Steigung überwunden. Bei Vorderlanersbach öffnet sich, ja beginnt erst das Tal und bleibt so bis zur Schlucht durch den Burgschrofen hinter Lanersbach. Es ist freilich eine Breite, die man oft mit nur wenigen Schritten durchmessen kann. Etwas breiter ist der Talboden zwischen dem Burgschrofen und der letzten Steigung vor Hintertux mit den Weilern Juns und Madseit. Vor Hintertux verengt sich das Tal dann nochmals. Der Wald auf der Sonnseite reicht bis an die Schlucht und von der anderen Seite „kommt" der Schmittenberg in einer riesigen Schutthalde zu Tal. In einem beckenförmigen Grund, an dessen Nordende Hintertux liegt, endet das Tal. Zweimal bohrt sich der Tuxer Bach durch eine Klamm, die zugleich in ein etwas tieferes „Stockwerk" führt. Dieser Wechsel gibt dem Tal seine Dreigliederung.

Begrenzt wird das Tal, das man in gut drei Stunden durchwandern kann und sich von Südwesten nach Nordosten erstreckt, auf der Schattseite vom steil abfallenden Tuxer Hauptkamm mit Olperer (3480 m), Gefrorener Wandspitze (3291 m) und Riffler (3245 m), auf der Sonnseite von den sanfter gefalteten Tuxer Vorbergen mit Reckner (2891 m), Geierspitze (2854 m), Rastkogel (2760 m) und dem flachen Rücken des Penken (2092 m).

Mehrere Gesteinsbereiche sind am Aufbau beteiligt. Seine heutige Form verdankt das Tal aber wesentlich der eiszeitlichen Vergletscherung. Ein Geschenk dieser Zeit sind der Torsee (2400 m), am Weg in die Wattener Lizum, und der Junssee (2600 m), am Fuß der Geierspitze, einer der schönsten Punkte des ganzen Tales. Ein Rest der eiszeitlichen Vergletscherung sind vielleicht auch das zwischen Olperer und Gefrorene Wandspitze ausgebreitete Tuxer Kees, das Federbettkees unter dem Riffler und einige weiter ostwärts gelegene Firnflecken. Bestimmt seit über hundert Jahren „geht" das Tuxer Kees „zurück", in welchem Ausmaß aber läßt sich nicht sagen, da in den Zillertaler Alpen nur das Waxegg-, Horn- und Schwarzensteinkees regelmäßig „nachgemessen" werden. Um 1820 reichte der Gletscher jedenfalls bis an den heute längst begrünten und als Schneeflucht für das Hintertuxer Vieh dienenden Moränenhügel hinter der Sommerbergalm. Noch vor dem Ersten Weltkrieg konnte man in einer guten Stunde am Gletscher sein, wozu man heute mindestens zwei bis drei Stunden benötigt. Leider fallen dem Rückzug des Gletschers auch die bizarren Formen des Gletscherbruches zum Opfer.

Eine Besonderheit im Tal ist die meist nur als Naturschönheit beachtete kurze Schlucht durch den Burgschrofen bei Lanersbach. Dieser ist nicht anstehend, sondern Teil einer Bergsturzmasse, die von beiden Talseiten abgeglitten ist. Grund für den Bergsturz war die Versteilung des Hangfußes, die wiederum bedingt war durch steilstehende Störungen. Der Bach wurde jedenfalls gestaut und der Talgrund zugeschottert. Dann hat sich der Bach erneut eingeschnitten und die Talverschüttung wieder abgetragen. Insgesamt hat sich ein dreimaliger Wechsel von Aufschüttung und Abtragung feststellen lassen.

Klimatisch ist das Tuxer Tal recht begünstigt. Gegen Ost- und Nordwinde ist es geschützt. Die Jahresdurchschnittstemperatur beträgt 4° C, die durchschnittliche Niederschlagsmenge 917 mm. Das Gebiet um Lanersbach ist sogar eine Art „Trockeninsel".

Das Gemeindegebiet von Tux umfaßt heute eine Grundfläche von 111,11 km². In diesem klar gegliederten und eng umgrenzten Raum vollzieht sich die Geschichte seiner Bewohner. Wann erstmals ein Mensch das Tal betreten hat, bleibt verborgen. 1890 fand man zwar in einem Fuchsloch auf dem Tuxer Joch eine Bronzenadel, aber dieser einzige vorgeschichtliche Fund im ganzen Bereich des Zillertales erlaubt natürlich keinen Rückschluß auf eine erste Besiedlung. Die früheste urkundliche Nachricht stammt aus dem Jahre 1257, wo die Geislerhöfe als eine Schwaige des Stiftes Frauenchiemsee genannt werden, also als ein Hof, der im Jahr in der Regel etwa 300 Käslaibe, einige Schafe und graues Tuch oder Loden zinst. Vielleicht ist es nur reiner Zufall, daß gerade der heute noch höchstgelegene Hof im gesamten Zillertal (1630 m) als erster in einer Urkunde genannt wird. Vielleicht ist dieser Umstand aber doch eher ein Hinweis auf die Tatsache, daß die waldfreien Almgebiete sich zuerst für Dauersiedlungen anboten. — Die erste Nachricht über eine Dauersiedlung im Tal gibt das Urbar der Grafen von Tirol aus dem Jahre 1288. Es nennt vier Schwaigen in Hintertux mit den noch heute vorkommenden Namen Kreidl, Zeller, Erler und Traxl. In einer Fehde zwischen Tirol und Salzburg (1329) wurden diese vier Schwaigen eingeäschert, aber bald wieder aufgebaut und mit je sechs bis acht Rindern ausgestattet. Für Vorderlanersbach ist die Besiedlung durch Schwaighöfe seit 1314 nachgewiesen. — Für die Nassetux am Übergang über das Geiseljoch bestehen Lehensbriefe seit 1449, doch ist es fraglich, ob es sich hier um eine Dauersiedlung handelt. — Ein Teil der im Steuerkataster von 1779 genannten 19 Schwaighofnamen besteht auch heute noch. Teilweise sind diese Namen von der einstigen Hofbezeichnung auf die durch Hofteilung und Rodungen entstandenen Weilersiedlungen übergegangen.

Vermutlich haben sich im Tuxer Tal Siedlungsbewegungen aus dem Ziller-, Wipp- und Inntal getroffen. Aber auch verschiedene Grundherrschaften haben im Tal Fuß gefaßt. Wer heute durch das Tal wandert, ahnt wohl kaum, daß er dabei zwei dieser noch lange gültigen Grundherrschaftsgrenzen überschreitet. Die erste dieser einstigen Grenzen ist der durch Vorderlanersbach fließende Niklasbach. Er war die Grenze der Hofmark Lanersbach gegen Lämmerbichl und das Gericht Zell. Bis ins 15. Jahrhundert reichte hierher die Blutgerichtsbarkeit des Landgerichtes Rottenburg im Zillertal. — Die Hofmark Lanersbach war einstmals eine selbständige Gerichtsgemeinde mit eigenem Gerichtsdiener und Gerichtshaus. Noch im 18. Jahrhundert lautete der volle Titel des Pflegrichters von Zell am Ziller: „Pfleger der Herrschaft Kropfsberg und Propst zu Zell im Zillertal, auch Richter der Hofmark Lanersbach in Tux". — Die zweite einst durch das Tal verlaufende Grenze ist der Madseitbach. Als mittelalterliche Territorialgrenze zwischen der salzburgischen Hofmark Lanersbach und dem tirolischen Hintertux war er zugleich auch Mundartgrenze. Bis 1814 verlief hier die Westgrenze des Landes Salzburg gegen Tirol. Das aus Stein erbaute „Kardonistenhaus", das bis vor wenigen Jahren noch auffiel, weil in Madseit fast ausschließlich noch Holzbauten standen, war allerdings keine Unterkunft für Grenzbeamte. Die Zollstätten, die den Verkehr mit dem Tuxer Tal überwachten, lagen außerhalb des Talgebietes. — Bis 1919 war der Madseitbach Grenze der über das Tuxer Joch greifenden Gemeinde Schmirn und Gerichtsgrenze zwischen Steinach am Brenner und Zell am Ziller. — Hintertux gehörte grundherrlich, gerichtlich und kirchlich zu Matrei. Noch im 14. Jahrhundert waren die vier Hintertuxer Schwaigen von einer Getreidelieferung durch die Grundherrschaft abhängig. Im 17. Jahrhundert dagegen zinste Hintertux dem Mesner von Lanersbach Gerste. Erst 1348, laut Urkunde vom 25. April, verzichtete Viktor Trautson von Matrei zugunsten des Erzbistums Salzburg auf das „Gericht in der Wildenduz".

Vielfältig und einander oft überschneidend sind also die Fäden, an denen die geschichtliche Vergangenheit des Tuxer Tales aufgereiht ist. Erst seit 1926 gibt es eine geschlossene, verwaltungsmäßig mit dem Zillertal verbundene Gemeinde Tux. Das Tuxer Joch, über das einst Südtiroler Wein bzw. Tuxer Vieh gebracht wurde, ist heute eher eine Schranke.

Leben und Broterwerb der Tuxer folgen einem vorerst noch ungestörten Dreiklang: Landwirtschaft, Bergbau und Fremdenverkehr.

Die siebenundneunzig land- und forstwirtschaftlichen Betriebe gruppieren sich in 11 Zwergbetriebe (unter 2 ha), 9 kleinbäuerliche (2—5 ha), 69 mittelbäuerliche (17 mit je 5—10 ha, 26 mit je 10—20 ha und 26 mit je 20—50 ha), 4 großbäuerliche (50—100 ha) und 4 Großbetriebe mit je über 100 ha. Für die beiden letzten Gruppen bestimmt freilich der Alm- und Astenbesitz die Betriebsgröße. Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude stehen in der Regel, vor allem am Hang, getrennt. Den vom Wohngebäude gesondert aufgestellten Backofen und den offenen Herd gibt es im ganzen Tal nur noch jeweils einmal. Die ursprüngliche Form des zur Aufbewahrung von Getreide bestimmten Kastens ist so selten geworden, daß der noch in Hintertux neben dem Postamt stehende kürzlich unter „Denkmalschutz" gestellt werden mußte. Zu einer Seltenheit werden auch die noch mit Legschindeln gedeckten Häuser. Wer von der Schattseite hinunter auf Lanersbach blickt, wird nur mehr ganz wenige dieser alten Dächer erblicken. Das zum Abbruch bestimmte, etwa 300 Jahre alte kleine „Kellnerhäusl" in Lanersbach sollte daher als Zeuge der alten Tuxer Bauweise mit der alten Raumverteilung und Einrichtung als Talmuseum ausgestaltet werden.

In der Verteilung der Kulturfläche stehen die Almweiden mit fast 50% an erster Stelle. Oberhalb der Waldgrenze konnten sie noch vor der Zeit der Rodungen genutzt werden. Dies bezeugen noch die vielen vordeutschen Almnamen. Die Almen des Tuxer Tales umfassen ein Gebiet von 5450 ha. Das ist die größte Almfläche im gesamten Zillertal. Kalkphyllite und Kalkglimmerschiefer bilden hier, wie auch in Gerlos, die besten Böden. Bei den mehr als 20 Almen überwiegt die Zahl der Genossenschafts- und Interessentschaftsalmen. Hoch- und Niederleger sind heute vielfach mit einem kleinen Materialaufzug verbunden. — Das Vieh bleibt bisweilen so lang, daß man statt Sömmerung auch von „Winterung" sprechen könnte. Die längste Weidedauer mit 238 Tagen hat man am Penken festgestellt. — Die große Zahl von Voralmen oder Asten fiel schon vor mehr als hundert Jahren dem Tiroler Landeskundler Staffler auf, der dazu bemerkt: „Da auch in Dux die Almwirtschaft in Übung ist, so findet sich hier eine solche Menge von Ökonomiegebäuden (Ställen und Scheuern wohl gegen 1200 im Ganzen), daß der Fremde beim Eintritt in dieses Hochthal bedeutende Dörfer zu erblicken wähnt." Diese Feststellung gilt auch heute noch voll und ganz. So kommt es auch, daß mancher Bauer 20 und mehr Dächer instandzuhalten hat. — Das Vieh kommt nicht nur aus dem Tuxer Tal, sondern auch aus dem ganzen Zillertal, ja bis aus dem Inntal. Nur wird es heute nicht mehr über die Jöcher getrieben, sondern mit Lastwagen verfrachtet. Die Milch wird zu Butter und Graukäse verarbeitet, und der Tuxer Graukäse ist eine, wenn auch herbe, Spezialität. — Trotz Seilbahnen und Materialaufzügen wird das Heu auf den Almen auch heute noch auf den Schultern und Köpfen eingebracht. Ebenso wird auch der Dünger auf dem Rücken ausgetragen. — Von Aste zu Aste wandert das Vieh, ja man könnte fast sagen, es frißt sich von einem Stall zum anderen durch. Oft wird es Weihnachten, bis das Vieh wieder ins Tal kommt. — Der Wald mit einer Gesamtfläche von 2066 ha gehört den Bauern, bäuerlichen Interessentschaften und zu einem kleinen Teil, noch nicht einmal 100 ha, der Gemeinde. Die noch stehenden Zirben werden auch im Tuxer Tal zu einem immer mehr begehrten und hoch bezahlten Bauholz. — Die Freude am Wildern zwang nicht nur Kaiser Maximilian I. 1506 zur Bestellung eines Forstknechtes, der für einen gefangenen Wilderer 100 Gulden bekam, sondern ist auch heute noch aktuell. — Angebaut werden vor allem Gerste und Kartoffel. Die Gerste liefert einen Durchschnittsertrag von 15—25 dz/ha, die Kartoffel 150—250 dz/ha. — Ein Versuch, mit Saatgut aus einer Höhe von 1300 m im Jahre 1949 Weizen anzubauen, ist durch Schneefall im August gescheitert. — Die im Tuxer Tal übliche Flurform ist die Einöd- und Weilerblockflur mit Ausnahme der Gewannflur am Madseitbach. Hier verlaufen die Parzellen quer zum Bach, so daß der häufige Murschaden gleichmäßig auf die Anrainer verteilt ist. Die Neigung der Äcker ist stellenweise recht beachtlich, so etwa bei Kartoffeläckern in Süd-

auslage am Zunsberg bis zu 40°. — Stark zurückgegangen ist die Fläche der Bergmähder. Sie umfaßte im Zweiten Weltkrieg noch 700 ha, heute dagegen nur mehr etwa 200 ha. Die Heugewinnung oberhalb des Schleierfalles, am Weg durch das Weitental zum Tuxer Joch, wirkt nur mehr wie ein Rest. — Eine Besonderheit, vielleicht in den Ostalpen überhaupt, ist die sehr geschützte Gärtnerei oberhalb von Vorderlanersbach in einer Höhe von 1400 m. Der Blick von dieser Blütenpracht „hinüber" zum Gletscher gehört zum Bezauberndsten des ganzen Tales. — Bei den Rindern überwiegt wegen der guten Milchleistung die Zahl des Montafoner Braunviehs. Daneben wird auch das Simmentaler Fleckvieh und vereinzelt auch das Oberinntaler Grauvieh gehalten. — Drei Imker betreuen 15 Bienenstände mit über 220 Bienenvölkern. — Johannisbeeren werden noch in Hintertux gezogen, allerdings erst in der zweiten Augusthälfte geerntet. Wilde Johannisbeeren findet man in der Nassetux. Marillen, wenn auch gezählt, gab es an einem Spalier in Vorderlanersbach!

Alle diese Zahlen und Tatsachen können aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß auch die Bergbauern des Tuxer Tales hart um ihr Brot ringen müssen. Ein Schlaglicht auf diese Lage wirft die Tatsache, daß in den Geislerhöfen (1630 m) erst seit dem November 1959 das elektrische Licht brennt!

Wohl ist das Tuxer Tal ein Bauerntal, aber es wird auch noch von einem zweiten, heute in Tirol nahezu einzigen Wirtschaftszweig geprägt, dem Bergbau.

Schon im Mittelalter gab es im Zillertal Bergbau in Straß, Fügen, am Hainzenberg, in Brandberg und in Gerlos. Um 1750 wissen wir von einem Granatenbergwerk im Zemmgrund. 1435 wurden erstmals Kupfergruben in Hippach urkundlich erwähnt. Für das Tuxer Tal wurden in der Zeit von 1497 bis 1539 über 80 Bergwerksgerechtigkeiten verliehen. Zunächst dürfte man nach Gold, Silber, Eisen und Kupfer geschürft haben. Alte Tuxer Ortsbezeichnungen wie Knappenlöcher und Knappenmoos erinnern noch heute an diese ersten Bergwerksbetriebe. Doch verschwand mit dem allgemeinen Niedergang des Tiroler Bergbaues um die Mitte des 16. Jahrhunderts auch der Tuxer Bergbau. Umso überraschter war man, als 1910 der Innsbrucker Mineraloge Prof. Sander im Gebiet der Stockwiese und Wanglalm das Vorkommen von Magnesit nachwies. Da sich mehrere Lager mit verschiedener Mächtigkeit ergaben, wurde 1920 die erste Gesellschaft gegründet. 1923 konnte das erste Magnesit gefördert und mit Körben hinab ins Tal getragen werden. 1925 wurde in einer Länge von über 10 km eine Materialbahn über das Wangl zur Haltestelle Bichl der Zillertalbahn erstellt. Hier sollte auch die Brennanlage errichtet werden. Aber diese Absicht scheiterte und man baute das Hüttenwerk neben dem damaligen Hauptlager in 1700 m Höhe. 1927 wurde die Brennanlage eröffnet. Anfang der Dreißigerjahre kam das Werk in den Besitz der Firma Krupp, die es 1941 an die Deutsche Magnesit A. G. München bzw. Deutsche Heraklit A. G. Simbach verkaufte. Nach Kriegsende kam das Werk als deutsches Eigentum unter öffentliche Verwaltung. 1948 wurde es dann schließlich von der Österreichisch-Amerikanischen Magnesit A. G. Radenthein (Kärnten) übernommen. Das fast ausschließlich im Tagbau gewonnene Rohmaterial, das gerade hier besonders rein und eisenarm vorkommt, wird gebrochen, zerkleinert und in einem Drehofen bei einer Temperatur von 800° C kaustisch gebrannt, schließlich gemahlen und nach Bichl befördert. Hier brauchten früher vier Hilfsarbeiter eine Stunde, um 15 Tonnen in Papiersäcke zu verladen. Heute wird die gleiche Menge, ohne Verwendung von Säcken, in 20 Minuten mechanisch verladen. Dem Magnesittransport ist es wohl auch zu danken, daß die Zillertalbahn, die durch die verschiedenen Ermäßigungen 40% des Personenverkehrs unter den Selbstkosten abfertigt, noch nicht eingestellt wurde. — Seit einiger Zeit wird im Tuxer Magnesitwerk auch Scheelit gewonnen, das man zur Stahlveredelung benötigt. — Leider machen sich die Staub- und Gasschäden in der Umgebung des Werkes sehr stark bemerkbar. Am schlimmsten waren die Schäden während des Krieges, als man mit einem bis zu 6% schwefelhaltigem Steinkohlenteerpech brennen mußte und die Entstaubung vielfach gar nicht in Betrieb setzte. Der Schaden betraf eine Fläche von über 200 ha Wald und fast 200 ha Wiese und

Weide. Auch heute, wo sich die Verhältnisse schon etwas gebessert haben, gleicht die Umgebung des Werkes einer recht trostlosen Steppenlandschaft. Aber es überwiegen eben doch die Vorteile. Die Arbeiter der etwa 350 Mann starken Belegschaft stammen zum Teil aus dem Tuxer Tal, und mancher Bauernbursch, der im Tal nur schwer sein Brot verdienen könnte und vielleicht sogar das Tal verlassen würde, bleibt so dem angestammten Lebensraum erhalten. Auch gehört die Gemeinde Tux durch das Magnesitwerk zu den bestgestellten Gemeinden Tirols. — Neben dem Werk befindet sich eine eigene Siedlung mit Schule, Arzt, Bad, Kantine und Kino. — Der Patronin der Bergleute, St. Barbara, ist eine kleine Kapelle oberhalb der Siedlung geweiht. Ein wohl nur wenigen bekanntes Fresko von Max Weiler (Ankunftshalle des Innsbrucker Bahnhofes) veranschaulicht Fluch und Segen des Werks. Und je eindringlicher man dieses Bild betrachtet und überdenkt, um so verständlicher werden gar manche menschlichen und sozialen Spannungen unten im Tal. Halten sich doch die Zahlen der in der Landwirtschaft und der in Industrie und Gewerbe Beschäftigten heute schon fast die Waage.

Man rechnet noch mit einem Magnesitvorkommen für etwa 30 Jahre. Vielleicht erlischt dann der letzte bedeutende Bergbau Tirols. Aber dem Tuxer Tal verbleibt, abgesehen von der Landwirtschaft, sein dritter Wirtschaftszweig, der Fremdenverkehr. Dieser ist zwar abhängig von der allgemeinen Lage und erfordert mancherlei Aufwand und Umbauten, ist aber doch ein unvergleichlich leichterer Broterwerb als die Arbeit auf dem Feld oder im Stollen.

So richtig begann in Tux der Fremdenverkehr erst mit der Eröffnung der Zillertalbahn (1902) und der Freigabe der Tuxer Straße für den Verkehr (1912). Mehr als bescheiden wirken allerdings die Nächtigungsziffern der Dreißigerjahre, gemessen an den Zahlen nach dem Zweiten Weltkrieg. Der größte Anziehungspunkt war und ist das Thermalbad in Hintertux. Um 1600 wird dieses „Wildpad in Wildentux" erstmals erwähnt. Das erste Wirts- und Badehaus erbaute der Bäckermeister Jakob Platzer aus Zell im Jahre 1847. Seit fast einem Jahrhundert befindet sich das Bad nunmehr im Besitz der Familie Kirchler. 1926 wurde die Quelle neu gefaßt und auch ein Schwimmbad errichtet. Sieben der insgesamt 23 Quellen haben eine Ursprungstemperatur von 20,5 bis 22,2° C. Die Gesamtschüttung beträgt etwa 1200 Liter in der Minute, die größte Einzelschüttung weist die Quelle 4 mit 8,6 Liter in der Sekunde auf. Radium ist nur wenig vorhanden, dagegen ist das Vorkommen von Uran bemerkenswert. Das Wasser ist sehr klar, farb-, geruch- und geschmacklos. Schon vor hundert Jahren stellte Beda Weber fest, daß sich das Wasser „seifenartig" anfühle. Ein Gutachten aus dem Jahre 1849 zählt nicht weniger als 26 Krankheiten auf, denen man hier zu Leibe rücken kann, wobei so verschiedenartige Gebrechen wie überflüssiges Fett, Blindheit, Husten, Durchfall und Podagra genannt werden. So klein das lawinensicher in den Hang des Schmittenberges gebaute Bad auch ist, es erfreut sich doch größter Beliebtheit. Nach einer Tour oder von den Skiern unmittelbar ins Wasser zu springen — dafür genügt ein Stern im „Baedeker" nicht. — Der Unterbringung der Fremden stehen heute insgesamt etwa 800 Betten zur Verfügung. So konnte auch die Zahl der Übernachtungen von 10.736 im Sommer 1936 auf 46.229 im Sommer 1956, ja auf 57.967 im Sommer 1957 steigen und diese Zahlen steigen weiterhin in der Zeit des Massentourismus, der so häßlich ist wie dieses Wort und auch dem Tuxer Tal nicht immer nur Vorteile beschert. Obwohl das Tal eigentlich nur für wirkliche Skikönner geeignet ist und in Hintertux im Dezember die Sonne nicht einmal zwei Stunden scheint, kommt im Winter doch etwa die Hälfte der Zahl der Sommergäste. Am meisten aufgesucht werden das Tuxer Jochhaus (2308 m) und das schon 1908 erbaute Spannaglhaus (2533 m), die beide dem Österreichischen Touristenklub gehören. Daß sich an einem Hochsommertag auf dem Olperer hundert und mehr Menschen einfinden, hätte sich sein Erstbesteiger Grohmann (1865) wohl kaum träumen lassen. — So liegt Hintertux beileibe nicht am „Ende der Welt". Im Gegenteil, es wirbelt oft viel zu sehr von „Welt", deren Mittelpunkt dann allerdings der übervolle Parkplatz ist.

Die in eine Seitenmauer des erweiterten Badhotels eingefügte alte Lawinenmauer

wird heute wohl kaum mehr jemand bemerken. Wegen der Lawinengefahr ist Hintertux auch so eng zusammengebaut. Leider sind in den bislang unverbauten Talgrund schon einige Neubauten vorgedrungen.

Als 1835 Erzherzog Johann über das Tuxer Joch zog, glich das Tuxer Tal wohl dem heute noch viel schlichteren Schmirn und Kasern auf der „anderen Seite". Heute ist der Weg auf das Tuxer Joch während der Saison mehr eine Karawanenstraße. Es ist daher vielleicht doch zu begrüßen, daß es zum Bau der bereits geplanten Autostraße über das Tuxer Joch nicht gekommen ist. Die im Bau befindliche Seilbahn von Vorderlanersbach zum Magnesitwerk dürfte ohnedies, sobald sie auch dem Fremdenverkehr zur Verfügung steht, genügend Unruhe ins Tal bringen.

So ließe sich Max Weilers Fresko unter dem Vordach von St. Barbara auch auf den Fremdenverkehr übertragen. Aber Leben und Geschick des Tales gestaltet ja nicht die oft 50fache Übermacht der Gäste, sondern die etwa 3fache Bevölkerung des Jahres 1634, als man in Tux mit der Matrikelführung begann und 557 Bewohner zählte. Die Bevölkerungsdichte betrug damals 5,0, heute sind es 11,5. Die Geburtenziffer beträgt heute etwa 24,7‰, die Sterbeziffer 13,1‰. Die Zahl der unehelich Geborenen blieb auch trotz der Strafmaßnahmen Kaiser Josefs II. (1787) noch ziemlich hoch. — Von den Ehepartnern stammen heute in etwa 65% aller Ehen beide aus dem Tal selbst. Von den ortsfremden Partnern stammen etwa 40% aus der Nachbargemeinde Finkenberg. — Die Zahl von 1000 Bewohnern überschritt die Bevölkerung des Tuxer Tales schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Form und Ausmaß einer nun vielleicht einsetzenden Auswanderung lassen sich aber nicht nachweisen. Man weiß nur, allerdings aus früherer Zeit, von drei Tuxer Familien mit zusammen 15 Kindern, die nach längerem Aufenthalt in Schwaben im Jahre 1675 beim Pflegegericht Kropfsberg ihre Rückwanderung in die Heimat gemeldet haben. — Im Ersten Weltkrieg sind 47 Tuxer gefallen, der Zweite Weltkrieg forderte 51 Gefallene und Vermißte.

Wie aber steht es mit dem Menschenschlag? 1720 bezeichnete ein Jesuitenmissionar die Tuxer als „Wilde", und Staffler sagt von ihnen 1843, sie seien „kalt gegen den Luxus der großen Städte" und „höherer wissenschaftlicher Bildung abgeneigt".

Stafflers erste Beobachtung gilt heute nur mehr bedingt. Bergbau und Fremdenverkehr haben nicht nur zu einer Umschichtung der Bevölkerung geführt, sondern auch städtisches Gehabe mit sich gebracht. Schulkinder, die noch die Lodentasche mit den aufgestickten Anfangsbuchstaben ihres Namens tragen, sind fast schon eine Seltenheit geworden. Den grauen Tuxer Janker der Männer sieht man oft nur noch am Sonntag, und selbst die Frauen tragen ihre Tracht ganz selten im Jahr. — Stafflers zweite Feststellung dagegen gilt auch heute noch. Nur wenige Kinder können eine Mittelschule oder gar Universität besuchen, ja viele können nicht einmal täglich zur Hauptschule nach Mayrhofen fahren. Aber ungünstige Verkehrsverhältnisse oder fehlende Mittel dürften nicht die einzigen Ursachen sein. Es ist doch eigenartig, daß bis heute nur fünf Priester dem Tuxer Tal entstammen. — Volksschulen gibt es heute im Tal drei, in Hintertux (seit 1929/30), in Lanersbach und in der Siedlung des Magnesitwerkes (seit 1952). Nur mehr in Ausnahmefällen gilt, was Beda Weber vor hundert Jahren feststellte: „Viele Kinder kommen anderthalb Stunden weit her im Schnee und ziehen auf dem Eise dahin. ... Vor Tagesanbruch machen sie sich auf den Weg, ... und erst spät abends hungernd, frierend gelangen sie heim, und das alle Tage durch sechs volle Monate im sibirischen Klima." — Die Lehrkräfte stammten lange aus dem Tal selbst, ja die Familie Mariacher stellte durch fast ein Jahrhundert, von 1805 bis 1891, vier Lehrer.

Viel besucht ist der erst vor kurzem erbaute Kindergarten in Lanersbach. Er gehört zum „modernen Tux", ebenso wie die eng gebaute Siedlung. Sie bestimmt heute sehr stark das Ortsbild von Lanersbach. Jedem Siedler vermittelt die Raiffeisenkasse ein unentgeltliches Darlehen von 10.000.– Schilling. An dieser Aktion haben sich bisher schon nahezu 50 Bewerber beteiligt. Viele Neu-, Um- und Anbauten stehen im Tal,

zum Teil in nicht immer günstiger Lage wie etwa an der Straße am Ortsausgang gegen den Burgschrofen zu. Aber Wiesen und Ackergrund in der Talsohle sind kostbar und teuer. Wie lange die große Wiese vor der Kirche in Lanersbach noch „gerettet" werden kann, erscheint bei der regen Bautätigkeit recht fraglich. Fast alle Neubauten entstehen nach den Plänen der Baumeister Johann und Rudolf Stock in Vorderlanersbach und passen in ihrer Schlichtheit gut in die Landschaft und zu den bestehenden Altbauten, die in der Regel nicht älter als etwa hundert Jahre sind. Zum Tux von heute gehört auch die 1960 gegründete Sennereigenossenschaft und der Bau einer Emmentaler Käserei. Dieser neue Betrieb soll vier primitive Bergkäsereien ablösen.

Vom alten und vom neuen Tux aber künden nicht zuletzt seine Herrgottsstuben. Es ist das „Tux in seinen Tabernakeln". Die Pfarrkirche steht in Lanersbach und ist dem Apostel Thomas geweiht, dessen Martyrertod das Hochaltarbild eines Haller Malers aus dem Jahre 1740 darstellt. Schon 1471 wurde die erste Kirche geweiht. 1517 kam der erste ständige Priester. 1686 wurde die Kirche erweitert und 1739 barockisiert. Von all diesen geschichtlichen Wendepunkten erzählt eine kunstvoll gezeichnete Tafel neben dem rechten Beichtstuhl. Nicht störend wirken die neuen herben Kreuzwegstationen einer Künstlerin aus Matrei am Brenner. Der Friedhof im Schatten der Kirche ist ein echter Tiroler Bergfriedhof mit noch fast ausnahmslos schmiedeeisernen Grabkreuzen. Wer aufmerksam durch die Reihen geht, dem werden immer wieder die gleichen Namen auffallen. Es ist ein Stamm von seit dem 16. Jahrhundert gleichen 13 Sippennamen: Dengg, Erler, Fankhauser Geisler, Gredler, Kirchler, Klausner, Kreidl, Schneeberger, Stock, Tipotsch und Wechselberger. — Sehr ausdrucksvoll sind die Plastiken des Kirchenpatrons St. Thomas am Eingang zum Pfarrhaus und des als Tuxer gestalteten Christophorus auf dem Dorfbrunnen, beide geschaffen von Hans Stock aus Vorderlanersbach. — Am Niklasbach in Vorderlanersbach steht die im 19. Jahrhundert erbaute Filialkirche Mariahilf, die erst vor kurzem sehr gut erneuert wurde. Die vielen Votivtafeln an der Rückwand der Kirche bezeugen das große Vertrauen der Bevölkerung und die Erhörung ihrer Gebete. — Wohl in nahezu gleicher Höhe wie die schon genannte Barbarakapelle steht zwischen den beiden Geislerhöfen eine kleine Holzkapelle. An Maria Heimsuchung findet hier ein feierlicher Gottesdienst statt. — Im Talgrund von Hintertux stand schon 1732 eine Kapelle aus Holz, die 1853 durch einen Steinbau ersetzt wurde. 1937 stand im Dorfmittelpunkt neben der kleinen Kapelle eine neue Kirche im Rohbau, die aber 1940 wegen Verunstaltung des Dorfes und Landschaftsbildes auf Anordnung des Tiroler Gauleiters von der Technischen Nothilfe gesprengt werden mußte. Erst elf Jahre später, am 6. Juni 1951, konnte zum dritten Male der erste Spatenstich erfolgen. Am 22. Juli wurde dann der von Papst Pius XII. bei der Dogmaverkündigung „Maria in den Himmel aufgenommen" geweihte Grundstein, den der damalige Pfarrer eigens nach Rom mitgebracht hatte, durch den Abt des Klosters Fiecht (bei Schwaz) eingesetzt. Die Weihe der Kirche erfolgte dann am 15. August 1952 durch den Tiroler Landesbischof. Die ganze Gemeinde hat am Bau mitgeholfen, und ihr Pfarrer ist an manchem Abend mit blutigen Händen ins Widum heimgekommen. — Das schlichte Deckenfresko von Mariahilf, der „Englische Gruß", findet hier in der von Engeln emporgetragenen und vom Licht des Himmels umstrahlten Gottesmutter seine Krönung und Vollendung. Das ergreifendste und überzeugendste sakrale Kunstwerk des ganzen Tuxer Tales aber sind die von einem Südtiroler geschaffenen Hintertuxer Kreuzwegstationen. Sie dürften in Tirol kaum ihresgleichen finden. — Am Allerseelentag 1959 wurde vom Friedhof in Mauern oberhalb Steinach am Brenner ein bereits für das Alteisen bestimmtes Tuxer Kreuz nach Tux gebracht und hier in der Kriegerkapelle des Friedhofs aufgestellt. Es soll an die einstigen kirchlichen Beziehungen, hinweg über das Tuxer Joch, erinnern. — In späterer Zeit wurden die Toten zur Vikariatskirche in Hippach im Zillertal gebracht. An diese alten Bindungen erinnern noch die Totengasse bei Mauern, die Totenkasten in Hintertux und Schmirn, die Totenrast auf dem Waldweg am linken Zillerufer bei Mayrhofen, die Anerkennungsgebühren an die Pfarre Matrei und den Mesner von Hippach, der Taufwasserbezug von

Hippach, aber auch mancher böse Witz von den im Winter eingefrorenen Leichen, die in Hintertux auf die Schneeschmelze „warten", bis man wieder übers Joch gehen kann.

Wie wohl jede Tiroler Talschaft betrachten sich die Tuxer als etwas Eigenständiges und Besonderes, das schon allein dadurch zustande kam, daß sie durch die Natur lange Zeit abgesperrt und durch grundherrliche Grenzen eingeengt waren. — Eine Möglichkeit, für die größere Heimat Tirol einzustehen, brachte auch den Tuxern das Freiheitsjahr 1809. In der dritten Berg-Isel-Schlacht am 13. August kämpften die Tuxer Schützen bereits unter dem Kommando Speckbachers, obwohl der erste, volle politische Anschluß an Tirol erst am 25. September mit Andreas Hofer in der Innsbrucker Hofburg vereinbart wurde. Die Liebe für Tirol und Österreich wuchs besonders in der Zeit der bayrischen Zwischenregierung, als man etwa den Hintertuxern verbot, die Kirche in Lanersbach zu besuchen.

Kampf und Abwehr verlangt vor allem die Natur. Unwetter und Lawinen werden oft zu Katastrophen. So forderten die Lawinentage im Jänner 1951 zehn Menschenleben. Verheerungen durch Wildbäche drohen vor allem bei den Bächen, die aus den Tuxer Vorbergen kommen. So zerstörte der Röthner 1946 das Wohngebäude der Talstation des Magnesitwerkes und drückte mit seinem Geschiebe den Lauf des Tuxer Baches an den rechten Berghang. Dadurch wurde die Straße in einer Länge von mehr als 200 m weggeschwemmt. Heute nach der Beseitigung der Schäden ist der Verkehr zu beiden Seiten des Baches möglich. — 1936 setzte sich am Junsberg ein Bergrutsch im Ausmaß von 10 ha in Bewegung, wodurch noch in einem Kraftwerk bei Mayrhofen durch den im Wasser mitgeführten Sand Schaden entstand. Zur Verhütung weiterer Rutschungen errichtete man dann in 2000 m Höhe eine Geschiebestausperre mit vorgelagerter Betonmauer. — Durch viele Sperriegel und Uferbefestigungen, die sich, vom Kreuzjoch aus gesehen, wie ein Skelett ausnehmen, ist heute auch der Röthner verbaut.

Trotz aller Gefahren und harter Arbeit, die wortkarg und abwartend machen, sind dem Tuxer Aufgeschlossenheit, Gastfreundschaft, Fröhlichkeit und Lust zu Tanz, Musik und Gesang ins Herz geschrieben. Seine nicht gerade leicht verständliche Mundart aber ist heute selbst vielen Einheimischen nicht mehr in ihrer ganzen Fülle und Anschaulichkeit geläufig. Es ist daher nur zu begrüßen, wenn eine kürzlich in Wien angefertigte Dissertation das Tuxer Sprachgut sammelt und sichtet und in seinem Laut- und Formenreichtum auch auf Tonband festhält.

Mannigfach war und ist also das Leben im Tuxer Tal. Die Entwicklung seit dem Ende des letzten Krieges verändert das Tal nahezu von Tag zu Tag. Sie wissenschaftlich zu erfassen ist ein Gebot der Stunde. Wer aber den Zusammenhängen und Gegebenheiten aufmerksam folgt, wird nicht ein oberflächlicher Saisongast bleiben, sondern sich in dieser „Falte" des Tiroler „Kittel" auch „erwarmen" und einstimmen in einen Frontgruß, der im Zweiten Weltkrieg aus dem hohen Norden kam:

„O Heimattal, mein Tuxer Tal, ein Stückchen Paradies!"

Magnesit ist Magnesiumkarbonat ($MgCO_3$) und wird hauptsächlich zu hochfeuerfesten Ziegeln verarbeitet, die zur Ausfütterung z. B. von Hochöfen dienen.

Dieser Aufsatz verdankt viele Tatsachen und Hinweise einer kleinen, 1952 erschienenen Schrift von August Fischer, die aber über das Tal hinaus nur wenigen bekannt wurde, ferner folgenden Dissertationen aus dem Geographischen Institut der Universität Innsbruck:

Zernig, Ingeborg, Almgeographische Studien im Zemm- und Tuxer Grund, 1941.

Hensler, Emil, Die Landwirtschaft im Zillertal mit besonderer Berücksichtigung der Almwirtschaft (Schlern-Schriften, Bd. 116). Innsbruck 1953.

Troger, Ernest, Bevölkerungsgeographie des Zillertales (Schlern-Schriften, Bd. 123). Innsbruck 1954.

„Über Bergstürze bei Lanersbach" berichtet Alfred Fuchs in den Mitt. d. Geol. Ges. Wien, Bd. 48 (= Festschrift für R. v. Klebelsberg), Wien 1955, S. 29—32.

Eine wissenschaftliche Monographie des Tuxer Tales gibt es nicht. — Der Verfasser kennt das Tal seit 1940, besonders aber durch viele Begehungen und Befragungen in den Sommern seit 1955.

Anschrift des Verfassers: Wolfgang Haberl, Innsbruck, Innrain 64

Unbekannte Niedere Tauern

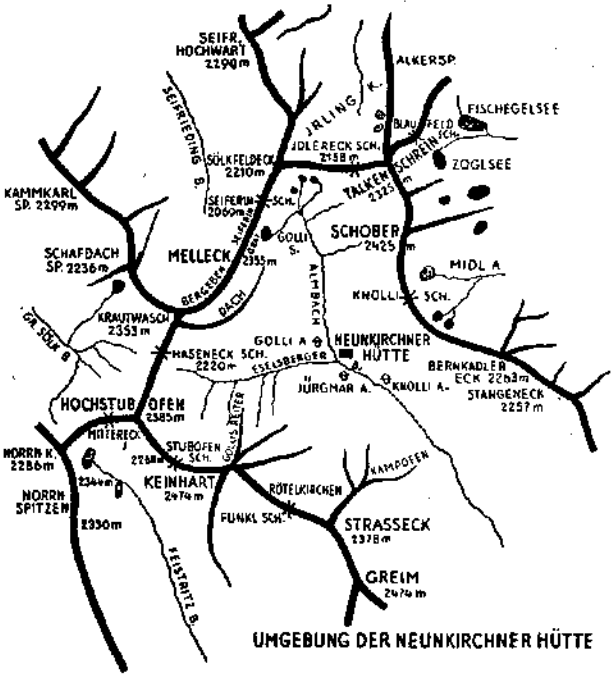
Aus dem Fahrtengebiet der Neunkirchner Hütte

Von Liselotte Buchenauer

(Mit 1 Bild, Tafel VIII unten)

Der Weg

Im Herbst 1946 zog eine kleine Schar unserer Jungmannschaft zur Neunkirchner Hütte in den Südlichen Wölzer Tauern. Die jungen Bergsteiger kamen nach einer Fahrtenwoche so begeistert zurück, daß sie von da an bei uns nur mehr „die Neunkirchner" hießen. Alles war großartig gewesen: die trauliche Hütte, die wilden Berge, und nicht zuletzt die Almkost (die Verpflegung spielte in jenen Hungerjahren ja eine Hauptrolle bei jeder



UMGEBUNG DER NEUNKIRCHNER HÜTTE

Bergfahrt!). Später zeigten sie uns Bilder von Bergen, die keiner von uns auch nur dem Namen nach kannte. Formschöne Berggestalten, hochgetürmte Felsgrate und stille Bergseen. Zuerst hatten wir fast ein wenig über die stürmische Begeisterung der „Neunkirchner" gelächelt. Hatte doch jeder von uns in jenem Sommer Ungewöhnliches in den Bergen erlebt. Das Jahr 1946 war ja eines der „fruchtbarsten" Bergsteigerjahre in der Geschichte des Alpinismus. Die Älteren wollten so schnell wie möglich nachholen, was sie im Kriege versäumt. Und auch in den jüngeren Alpinisten entluden sich gestauter

Freiheitsdrang und Erlebnishunger zu großen Taten. Im Fahrtenbericht unserer Jungmannschaft las man Namen von Klang: Pallavicini-Rinne, Dachl-Nordwand, Dachstein-Südwand. Die kleine Gesellschaft der „Neunkirchner" konnte da nicht mitreden. Und trotzdem fühlten wir anderen sogar etwas wie Neid. Sie hatten eine unbekannte Hütte entdeckt und unbekannte Berge erstiegen; sie hatten uns etwas voraus. Und wir nahmen uns vor, so bald wie möglich auch dorthin zu fahren.

Dreizehn Jahre hat es dann noch gedauert, bis ich wirklich zur Neunkirchner Hütte kam. Daran war nicht ich schuld; meine Bergkameraden waren es, die immer zu anderen Zielen strebten. Jedes Frühjahr setzte ich getreulich das lockende Wort „Unbekannte Wölzer Tauern" auf meinen Fahrten-Wunschzettel. Und jeden Herbst strich ich es — mit jährlich wachsendem Bedauern — wieder aus. In allen diesen Jahren erfuhr ich nur eines über Hütte und Gebiet: daß beide in Bergsteigerkreisen nach wie vor so gut wie unbekannt waren. „Neunkirchner Hütte? Nie gehört!" Das sagten fast alle der vielen, die ich befragte. Die übrigen verwechselten sie mit der Klosterneuburger Hütte auf der Tanzstatt, die auch in den Wölzer Tauern gelegen ist.

Mittlerweile war meine Sehnsucht zwingend geworden. Ich mußte diesen unbekannten Tauernwinkel kennen lernen! Nach einer Zeit harter Arbeit im Jahr 1959 wollte ich mir einmal selbst ein Geschenk machen, mir etwas „ganz Besonderes" vergönnen. Und ich beschenkte mich mit einer Fahrt zur Neunkirchner Hütte.

Was lange braucht, wird gut. An diesen alten, weisen Spruch dachte ich, als wir das uralte Städtchen Oberwölz — es gilt als kleinste Stadt Österreichs — mit seinen gotischen Bauten besichtigten. Es ist ein passender Talort für die wenig begangenen Tauernberge. Und das Hintereggentor, eines der erhalten gebliebenen alten Stadttore von Oberwölz, erschien mir wie die Pforte in ein gelobtes Land. Durch dieses Tor wanderten wir auf schmaler Bergstraße zur Knappsäge — es gibt dorthin auch planmäßigen Kraftwagenverkehr, aber uns erschien das Wandern stilvoller — und den Wald- und Wiesenweg hinauf nach Pöllau am Greim (1200 m).

Das Land

Es war Mitte September. Eiskalten Nächten folgten klare, sommerliche Tage. Wir badeten förmlich in wohliger Wärme beim Wandern. Denn Pöllau ist ein sonnengesegnetes Dorf! Es liegt in der „Sonnenstube" der Steiermark. Die Heilstätte Stolzalpe, wo die meisten jährlichen Sonnenstunden im Steirischen gemessen werden, ist kaum zehn Kilometer entfernt. Pöllau aber liegt wie auf einer Terrasse noch viel schöner und freier wie die waldige Stolzalpe. Man möchte sie eine kleine Ramsau oder Krakau nennen, diese Sonneninsel vor dem Greim, die sich nur in einem von jenen berühmten Urlaubslanden unterscheidet: sie ist noch nicht „entdeckt"! Wohl kommen Fremde auch dorthin; aber das laute Treiben modernen Fremdenverkehrs findet man nicht im Land vor dem Greim, der mit dem Ebenmaß seiner Linien, mit der Harmonie seiner Farben, in Ruhe und Ausgewogenheit die Täler beherrscht. Vielleicht ist etwas von dieser grünen Ruhe auf die Menschen übergegangen, die ihm zu Füßen wohnen; und auch auf die, welche alljährlich nur einige Wochen in seinem Bannkreis verbringen.

Der außergewöhnliche Zauber dieser Landschaft liegt in ihrer Ursprünglichkeit und Abgeschlossenheit. Nirgendwo anders in der Steiermark haben sich alte Bräuche so rein erhalten wie in diesen weltabgeschiednen Tauernbergen und Tälern zwischen Mur und Enns.

Das Land strotzt geradezu von Kunstschätzen. Wir begegnen ihnen auf Schritt und Tritt, nicht nur in Kirchen und Profanbauten, sondern auch in Denkmälern echter Volkskunst: in Kapellen, Bildstöcken und Marterln. Es ist das Land, in dem sogar die Heustadel künstlerisch gestaltet sind. Dort wäre noch vieles zu entdecken, was nicht im Baedeker und auch nicht im Dehio steht.

Im Aufwärtswandern hebt sich der Blick vom Tal zu den Bergen. Sie leuchten in dunklem Gold. Es ist das wahre, echte Tauerngold — nicht jenes Truggold, nach dem man in den Tauern so lange schürfte — das Goldbraun des herbstlichen Grases. Eine Farbe, die die Sehnsucht zu wandern ins fast Unerträgliche steigert. Wandern, wandern, dem sterbenden Jahr davonwandern, weit über die braunen Grate der Tauern, die wie zum Wandern geschaffen sind ...

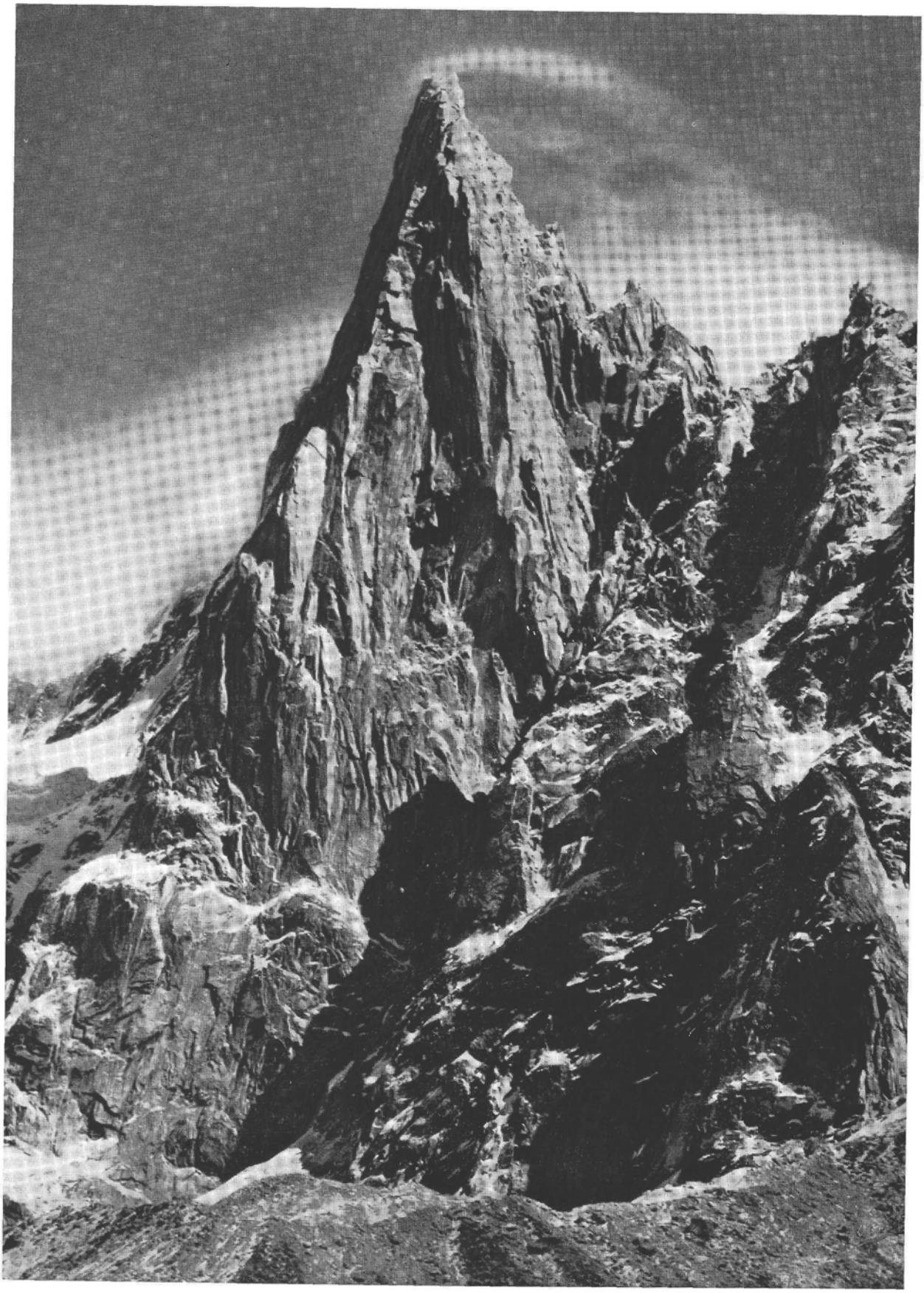
Wir wählen den Weg auf der Greimseite des Eselsberger Baches. In Kürze wird dort eine Fahrstraße vollendet sein. Dunkelrot, glänzend wie Lack leuchten die „Träuperln" der vollreifen Preiselbeeren aus dem Schwarzgrün der Blätter. Ohne spürbare Steigung führt der Weg an den Prieler Almhütten vorbei, die in einem heroischen Blockgewirr gebaut sind, talein. Am anderen Bachufer erkennen wir den zweiten Fahrweg zur Alm, der in Eselsberg seinen Ausgang nimmt. Beide Wege sind gleich schön und bequem. Wer den Hüttenschlüssel braucht (die Neunkirchner Hütte ist seit Jahren unbewirtschaftet), muß allerdings über Eselsberg wandern und beim Knolli-Bauern zukehren, der die „Schlüsselgewalt" hat. Nach Eselsberg und noch ein gutes Stück darüber hinaus kann man heutzutage von Winklern-Knappsäge schon auf schmaler Bergstraße mit Personenkraftwagen fahren. Wir konnten den „Knolli" rechts liegen lassen, weil wir wußten, daß der Schlüssel zur Almzeit (Mitte Juni bis Oktober) auf der Knolli-Alm bei der Neunkirchner Hütte verwahrt wird. Nach zwei Stunden angenehmsten Wanderns erreichen wir die Knolli-Alm. Dort treten die Grate und Felshänge, die das Tal beengen, auseinander. In einer Talweitung, die von klarem Fischwasser durchflossen wird, liegen einige Almen. Auf der Knolli-Almhütte erfahren wir, daß die Schutzhütte von Sektionsmitgliedern belegt ist; auch hören wir, daß man von dieser Alm Milch und vielerlei andere Verpflegung beziehen kann, so daß wir gar keinen Proviant hätten mitschleppen brauchen!

Die Hütte

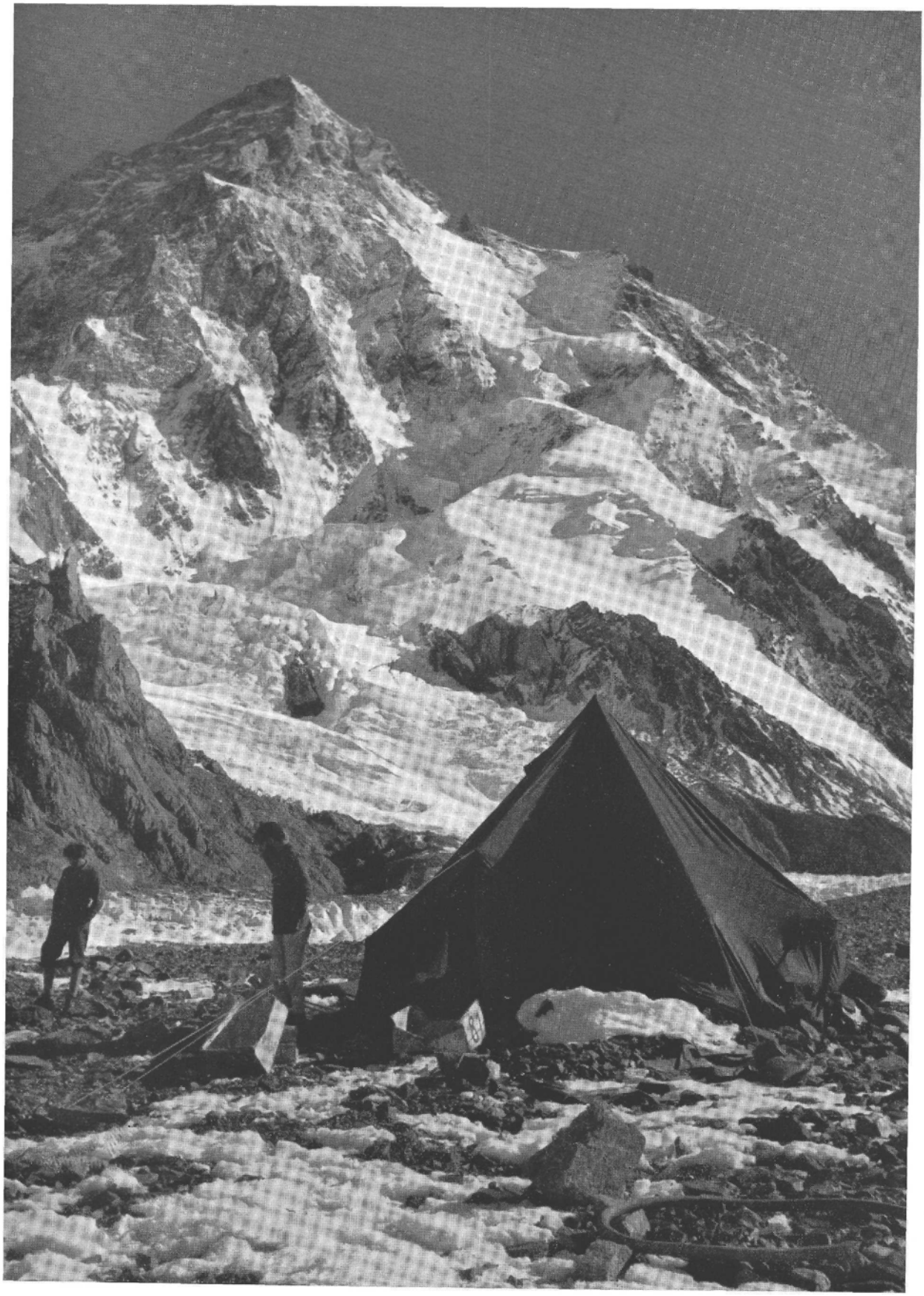
Gegen Abend schlenderten wir von der Alm die paar Minuten Weges durch nasse Wiesen zur Neunkirchner Hütte, die beherrschend auf einer Anhöhe steht (1525 m). Anheimelnd leuchtet dunkelbraun gebeiztes Holz unterm weißgrauen Eternitdach. Etwas besorgt um unsere Unterkunft näherten wir uns dem einladenden Bau. Hatten wir doch beim Besuch mancher unbewirtschafteten Hütte erlebt, daß die besitzende Sektion Mitglieder anderer Sektionen nur mit gemischten Gefühlen aufnimmt. Ein Standpunkt, der verständlich ist — das selbstgeschaffene Werk liegt einem eben sehr am Herzen. Und die Sektionen haben so ihre Erfahrungen mit Hüttenbenützern! Immer wieder kommt es vor, daß Selbstversorgerhütten verschmutzt zurückgelassen werden. Ja, ich habe nicht nur einmal Selbstversorger erwischt, die nicht wußten, daß man das Feuer im Herd ausmacht, bevor man die Hütte verläßt!

Als wir den Tagraum betraten, der von Menschen wimmelte, wurden wir fast verzagt. Aber wie freundlich wurden wir aufgenommen! Sofort machte man Sitzplätze frei, bot uns Getränk an, räumte einen Kochplatz am Herd. Während unserer Bergtouren hat ein freundliches Heinzelmännchen (besser -frauchen) sogar für uns mitgekocht! Am meisten Eindruck aber hat uns gemacht, daß man uns sogar das Sektionszimmer gab. Wir blieben einige Tage dort. Immer aber herrschte die gleiche, angenehme Stimmung innerhalb der geschlossenen Gruppe der „Hausherren", aber auch uns gegenüber, die wir als „Fremdlinge" so gastfreundlich behandelt wurden.

Von allen unbewirtschafteten Häusern, die ich auf meinen Bergfahrten bewohnte — es waren sehr viele — hat mir die Neunkirchner Hütte am besten gefallen. Nicht nur, daß sie äußerlich und innerlich ein wahres Schmuckkästchen ist (und hoffentlich immer so bleibt!). Nicht nur, daß sie zweckentsprechend und reichlich eingerichtet und erstklassig instandgehalten ist! Selbstversorgerhütten haben oft etwas Traurig-Unpersönliches. Wer wie ich des Glaubens ist, daß jedes Haus ein Wesen hat, wird mich schon verstehen. Die



Aiguille du Dru-Westwand



Der K 2 (8611 m) vom Basislager am Godwin-Austen-Gletscher. Rechts Schulter und Abruzzensporn

Aufn.: Ludwig Greißl

Neunkirchner Hütte hat Persönlichkeit, hat Seele. Dieses „Leben" haben ihr die Menschen gegeben, die sie betreuen.

Als diese Schutzhütte im Jahr 1925 von der Gruppe Neunkirchen der niederösterreichischen Sektion Österreichischer Gebirgsverein im DuÖAV erbaut wurde, übernahmen bergbegeisterte Mitglieder dieser Gruppe unter Leitung von Amtsrat Viktor Wedl und Anton Darrer ihre Betreuung. Und die gleichen Männer und Frauen — bis auf wenige, die inzwischen gestorben sind — betreuen auch heute noch, nach mehr als fünfunddreißig Jahren, ihre Hütte. Ich glaube, das ist ein in der Schutzhüttengeschichte des Alpenvereins wohl einmaliger Fall!

Schon zum nächsten Wochenende kam ich mit einem Berggefährten wieder auf die Neunkirchner Hütte. Ich hatte ihm so viel davon vorgeschwärmt, daß er dieses Paradies unbedingt sofort kennen lernen mußte. Am liebsten wäre er gleich mitten in der Woche losgefahren! Aber es langte nur für eine „verlängerte Wochenendfahrt", an der auch seine Eltern, die wir mit unserer Begeisterung angesteckt hatten, teilnahmen.

Nun erschien mir die Neunkirchner Hütte schon wie ein liebes, vertrautes Heim. Der Arbeitstrupp der Gruppe Neunkirchen, der jedes Jahr im Herbst vierzehn Tage lang die notwendig gewordenen Hüttenarbeiten besorgt, war noch dort. Genau so freundlich wie beim ersten Besuch wurden wir begrüßt. Wieder bot man uns das Sektionszimmer an, in dem die Eltern übernachteten. Wir Jungen krochen auf steiler Leiter unters Dach und schliefen in Betten, die als Matratzenlager gelten, fast ebenso gut wie im Zimmer.

Noch mehr als beim ersten Aufenthalt fiel mir die Harmonie unter den „Hausherren" und „Hausfrauen" auf. Vor 36 Jahren, als blutjunge Bergsteiger, hatten sie mit ihrer Betreuung begonnen. Was ist in diesen 36 Jahren nicht alles geschehen! Was muß das für eine Bindung an Hütte und Berge sein, daß sie heute noch, nach einem Menschenalter, mit gleicher Freude an der Arbeit sind? Sie können diese Hütte mit Fug und Recht als ein Lebenswerk betrachten.

Die Männer arbeiteten an der Wasserleitung, schnitten Holz, setzten die Räume instand; die Frauen besorgten die Reinigung und kochten. Auch Wanderungen kamen nicht zu kurz — dieselbe Gesellschaft hat ja seinerzeit die schneidigen Berge rundum erschlossen! Diese Gipfel waren, bevor man sie zum Arbeitsgebiet der ÖGV-Gruppe Neunkirchen erklärte, nicht einmal dem „Spezialisten" geläufig, also bildlich gesprochen gar nicht „da". Erst ihre Erschließer haben sie zu Bergen im alpinistischen Sinne gemacht.

Ich will noch sehr oft zur Neunkirchner Hütte wandern. Immer dann, wenn ich mich mit etwas Besonderem beschenken will.

Die liebe Hütte, die kaum begangenen Berge dort, die große Einsamkeit haben es mir angetan. Aber wenn ich an die Südlichen Wölzer Tauern denke, so stehen einmal nicht die Berge im Vordergrund. Das erste, große Erlebnis dort, das den Ausschlag gab, ging für mich nicht von den Bergen, sondern von der Hütte und den Menschen aus.

Die Berge

Als ich mich noch theoretisch mit der Neunkirchner Hütte beschäftigte, studierte ich öfters den „Ski- und Wanderführer durch die Südlichen Wölzer Tauern" von Karl Haas und Prof. Dr. Ernst Herrmann. Den bergsteigerisch bedeutsamsten Teil des großen Gebietes der Wölzer Tauern, eben das Fahrtengebiet der Neunkirchner Hütte, bearbeiteten die schon früher genannten Bergsteiger Viktor Wedl und Anton Darrer. Diesem Büchlein entnahm ich die wichtigen Angaben:

„Die Neunkirchner Hütte ... ist nicht nur ein Stützpunkt für eine Reihe lohnender Bergfahrten verschiedener Schwierigkeitsgrade, sondern auch günstig gelegen als Rast- und Nächtigungsstätte für Übergänge ins Ennstal, zur Planner- und zur Rudolf-Schober-Hütte. Eine Reihe von Gipfeln, teils im Hauptkamm der Niederen Tauern, teils in den den Eselsberger Graben flankierenden Seitenkämmen gelegen, sind von der Neun-

kirchner Hütte auf teils bezeichneten, teils unbezeichneten Wegen zu besteigen und vermögen vielfach auch dem Bergsteiger strengerer Richtung und dem Winterbergsteiger manch genußreiche Stunde zu bieten. Die Besteigung sämtlicher Gipfel, auch auf den gewöhnlichen Anstiegen, erfordert Bergvertrautheit. — Der Besuch des Hüttengebietes ist auch im Winter zu empfehlen. Die Abfahrten sind hindernislos. Die Lawinengefahr ist bei Vorsicht sehr gering."

Dieser einladenden Beschreibung kann ich nun aus eigenem Erleben vieles hinzufügen. Der Bergkranz um die Neunkirchner Hütte, genau genommen die Südlichen Wölzer Tauern vom Hohenwart an müßten von Rechts wegen schon zu den Schladminger Tauern gerechnet werden. Denn sie tragen ganz unverkennbar den hochalpinen Charakter dieser wildschönen Tauerngruppe. Auf jeden Fall hat dieser Teil der Wölzer Tauern mit seinem gleichnamigen Nachbargebiet im Osten und Norden kaum mehr etwas gemein. Weder die außergewöhnlich sanft abgedachten, langgezogenen Bergrücken wie um das Lachtalhaus („Langalm", der Name ist bezeichnend!), noch die ähnlich gestalteten, endlos erscheinenden Kämme oder die zahmen Gipfelbildungen wie in der Mörsbach und im Plannerkessel. Dafür finden wir aber um die Neunkirchner Hütte schon alles, was das Gesicht (und den Zauber) der Schladminger Tauern ausmacht: die Steige, richtige Schladminger-Tauern-Höhenpfade mit meterhohen Grasstufen, regelrechte „Knieschnaggler", die man seufzend begeht und die dennoch dazugehören; das dichte Berggras, die „senkrecht aufgestellten Wiesen", wie einer meiner Kletterkameraden, der reinen Klettergartenfels liebt, einmal abfällig bemerkte; die öden Kare, darin die Gemsen äsen und die Murmeln pfeifen; die lebendigen Tauernwasser, die hohen Fallbäche und die breiten Grabenbäche und die Märchenaugen der Bergseen; die hohen Scharten, so verblüffend unwegsam und ausgesetzt trotz der Markierungen — ja, so steile Schartenwege wie in die Schober- oder die Rotkscharte habe ich in den ganzen Schladminger Tauern nicht erlebt! Und darüber die dunklen Felsen, von Flechten rauh, die Zackengrate und Plattenschneiden und glattgeschliffenen Mauern — echter, wilder Tauernfels!

Die ernsten Tauerntäler, die Kare und einzelne Grasberge dieses Gebietes werden auch den geübten Bergwanderer erfreuen. Die übrigen Gipfel sind dem trittsicheren Bergsteiger vorbehalten. Der Durchschnitts-Höhenunterschied von der Hütte zu den Gipfeln beträgt 800 Meter, so daß die Bergfahrten nicht allzu anstrengend sind. Viel zu wenig bekannt ist die Bergumrahmung der Neunkirchner Hütte als Kletterland — Schober-Nordgrat, Hochstubofen-Nordgrat und Ödereck bieten prächtige Fahrten im Kristallingestein bis zum Schwierigkeitsgrad III. Ganz besonders geeignet erscheinen mir Hütte und Berge für Jugendgruppen, die unter Leitung eines erfahrenen Bergsteigers erstmalig in hochalpinem Gelände geschult werden sollen.

Zum Kapitel „Skifahrten" wäre zu sagen, daß es um die Neunkirchner Hütte sehr schönes, alpines und hochalpines Skiland gibt. Von den günstigen Hütten-Übungshängen angefangen zu den herrlichen Karen um Seebühel und Seifrieding, übers langgezogene Almbachkar zum Talkenschrein, der bis zum Gipfel mit Skiern befahrbar ist, bis zum Schober und Hochstubofen, die nur sehr geübten Tourenfahrern anzuraten sind. Es ist in erster Linie ein Frühjahrs-Skigebiet. Ein Lawinenabgang von der Funklscharte, dem vor einigen Jahren ein Einheimischer zum Opfer fiel, hat gezeigt, daß man nicht vorsichtig genug sein kann. In früheren Jahren kamen die Winterbesucher zu den naturgegebenen günstigsten Zeiten ins Gebirge: harmlose Hänge befuhren sie im Hochwinter, gefährdete erst zu einer Zeit, wenn die Lawinen schon abgegangen waren. Heutzutage aber gibt es nicht etwa mehr Lawinen als früher — nein! Es sterben nur mehr Menschen den Lawinentod, weil die „Skisaison" über das ganze Winterhalbjahr ausgedehnt wurde und Menschen von der Piste ins Hochgebirge kommen, die nicht genug von den Gefahren des Winters wissen.

Wie in den Schladminger Tauern, wären auch im Gebiet der Neunkirchner Hütte noch eine ganze Menge „erste Winterbegehungen" fällig. Die steilen Grashänge und

ausgesetzten „Leiten", die bei Vereisung sehr unangenehm werden können, sind ein natürlicher „Schutz" gegen solchen Winterbesuch, der auch nur erstklassigen Winterbergsteigern empfohlen werden kann.

Greim (2474 m)

Der Greim, auch Greimberg genannt, ist nicht der schönste oder bedeutendste Gipfel der Gruppe. Er ist aber der Höchste überhaupt im ganzen Reich der Wölzer Tauern, so daß es ihm gebührt, hier an erster Stelle zu stehen. Und er ist ein so lieber, freundlicher alter Herr! Der Greim — sein Name allein schon hat einen Zauber. Ich stellte mir immer einen uralten Riesen darunter vor, mit Rauschebart und gütigem Gesicht. Und so ähnlich sieht der Riesenberg der Wölzer Tauern auch aus! Nach Norden, zum Straßeck (2378 m) weist er ein altes Felsenhaupt, nach Süden die freundlich-glatten Wiesen und bärtigen Wälder. Weithin sichtbar beherrscht der Große, Uralte die Wölzer Täler bis hinaus zur Mur. Mit seinem breiten Rücken schützt er aber auch das fruchtbare Obermurtaler Sonnenland.

Als ich noch ein „Bergsäugling" war, fragte ich einmal einen älteren Kameraden, der die ganze Steiermark kennt, nach dem schönsten Aussichtsberg des Landes. Der Kamerad dachte nach und meinte dann: „Wir Steirer haben nicht einen, sondern zwei schönste Aussichtsberge. Wenn Du das kleine Vorgebirge sehen willst, dann geh auf den Gleinalpen-Speikkogel; willst Du unser großes Hochgebirge sehen, dann steig auf den Greim. Von ihm übersiehst Du nicht nur die ganzen Niederen Tauern, sondern auch das Tote Gebirge und die Ennstaler Berge; und noch die Hohen Tauern bis zum Glockner. Der Greim trägt seinen Übernamen ‚Steirischer Rigi' zu Recht."

Natürlich muß ein Bergsäugling solche Angaben überprüfen! Ich habe es im Schnee getan, an einem klirrenden Hochwintertag. Von dem freundlichen St. Peter am Kammersberg, das seit alters beliebte Sommerfrische ist, stiegen wir in mehreren Stunden durch unberührten Schnee zum Gipfel. Wären wir von Pöllau aufgestiegen, hätten wir etwa eine Stunde erspart. Lang und anstrengend war die Tour, doch die Abfahrt hat alle Mühen gelohnt. Nur im Traume noch gibt es Skiberge mit so ideal geneigten Hängen. Ja, wenn ich von Skiland träume, so sind es immer die Obermurtaler Berge — und unter ihnen der Greim. Die Aussicht habe ich genau geprüft und konnte sie noch ergänzen. Mir gefiel auch der Nahblick in den weltfernen Feistritzgraben, der förmlich Einsamkeit zu atmen schien. Und über dem Kärntner Land gingen die Kalkberge des Südens auf in einem gelben, unwirklichen Licht: die Steiner Alpen, die Karawanken, die Julier und die ferne Carnia ....

Der einzige Nachteil, den der Greim im Winter hat, ist seine südseitige Lage. Viel Sonne verdirbt den Schnee; zur rechten Zeit aber findet man doch wieder herrlichen Firn! Das haben jetzt auch die Obermurtaler Sportler erkannt. Da gibt es die Greimrinne, im Volksmund „Woazgwah" (Weizenwächte) genannt, weil sich der Schnee so lange in ihr hält, bis im Tal der Weizen geschnitten wird. Der Riesentorlauf durch die Greimrinne, alljährlich im Mai oder Juni veranstaltet, ist jedesmal eine der größten Skisportveranstaltungen der Steiermark.

Gar im Sommer aber hat der Greim nur Vorzüge! Von der Neunkirchner Hütte auf gut bezeichnetem Pfad in abwechslungsreichem Wandern in vier Stunden ersteiglich, ist er besonders schön als „Abschiedsberg"! Im Aufstieg zur Funkscharte überschaut man noch einmal die Berge, die einem lieb geworden sind. Dann wandert man lange auf schmalem Kamme dahin und blickt hinaus in neue Täler, auf neue Grate, die Erlebnis versprechen. Und dann, zum Abstieg, die Greimwiesen! Bunt und strotzend von Leben und Saft, von Gräsern und Blüten im Frühling und Sommer, goldbraun im Herbst, fleckenlos weiß im Winter! So üppig und saftig, so berühmt und weithin bekannt sind diese Hochmähder, daß sie sogar auf der Landkarte mit dem Namen „Greimwiesen" eigens erwähnt werden! Auf der Greimwiesenalm gibt es ein Almquartier für Touristen.

Es hat dort seine Berechtigung; die Trennung von diesen Almmatten, von diesem Ausblick fällt jedem Bergsteiger schwer und wer Zeit hat, genieße die Greinwiesen, so lange als möglich!

Schober (2423 m)

Er war der erste Berg, den ich von der Neunkirchner Hütte aus erstieg. Ein Berg der Überraschungen! Zuerst der gut geführte Weg durch Hänge, rot von Preiselbeeren. Der Kampf, den die Bergsteigerin in mir mit der Hausfrau führte, war hart, aber kurz und bald entschieden. Welche Frau könnte auch an solcher Pracht vorübergehen! Gut, daß das Wetter hält — eine Stunde Beerenbrocken kann eine ganze Bergfahrt in Frage stellen! Dann die kleine, warme Lacke im Schoberkar, die ich unbedingt „verkosten" mußte. Und, als größere Überraschung: der steile Aufstieg durch die Grasleiten zur Schoberscharte, der angedeutete Pfad, oft nur aus Tritten bestehend! Bei feuchtem Wetter möchte ich hier nicht unbedingt hinuntersteigen. Dann, in der Scharte, eine neue kleine Anregung: der Blick hinüber zum „Kirchendach" des Schobergipfels! Nein, auf eine solche „Schärfe" dieser Berge war ich nicht vorbereitet! Da soll es hinübergehen? Wirklich, die roten Marken sind deutlich zu sehen. Und der Pfad führt tatsächlich, gut angelegt, mitten durch die kirchdachsteilen Grashänge der Südflanke zum Gipfel. So schlimm, wie er in der Draufsicht aussah, ist er nicht, wenn man ihn einmal unter den Füßen hat.

Vom Schober blick ich hinab und hinüber in „neues Land": den Hintereggengraben, der von Winklern aus bis weit hinein befahrbar ist. Trotzdem gehört er zu den unbekanntesten Teilen der Steiermark. Seit einigen Jahren gibt es dort auf einer Almhütte, ebenfalls „Knolli-Hütte" genannt, eine Unterkunft für Bergsteiger, die auch von der Gruppe Neunkirchen betreut wird. Von der Neunkirchner Hütte führt ein bezeichneter Übergang über die Knollischarte hinüber und hinunter zu dieser Alm. Von dort aus könnte man den Fischegelsee besuchen, einen der größten Bergseen des Gebietes; oder über die Blaufeldscharte nach Donnersbach wandern; oder den Hochweber (2370 m) erklimmen, einen Gipfel, der in einem behüteten Jagdrevier liegt, dem Schober sehr ähnlich, aber noch weniger begangen und nur auf Jagdsteigen zugänglich ist.

Das suchende Auge durchforscht die Kare, verweilt auf den breiten Böden zwischen Kegeleck und Gigel, auf den gewellten Buckeln um den Fischegelsee, und im weiten Kar über der Midlalm. Ja, dies ist unbekanntes Bergland, das man noch erforschen kann, das man nicht mit vielen anderen teilen muß! Wie schön müßte hier eine Frühlingsskifahrt sein! Und das Auge verweilt länger auf einem der dunkelblauen Seen, die wohltuende Ruhepunkte sind in einem Gewirr von Berg und Stein. Dieser See da unten, namenlos im namenlosen Kar — in einem überlaufenen Gebirge wäre er vielgenannt und vielbesucht. Glückliches Steirerland, das noch so viel „ungenutzte" Schönheit sein eigen nennt!

Der namenlose See im namenlosen Kar hat mich noch oft gelockt, wenn ich von den Wölzer Tauern träumte. Von dort kommt man zum Schoberweg; denn auch der Südgrat, der mir einmal entgangen war, spielte eine Rolle in meinen Wachträumen. Die geplante Herbstfahrt zur Neunkirchner Hütte mußte ich — diesmal zähneknirschend — streichen, weil ich eine wichtige Arbeit rechtzeitig fertigstellen mußte. Aber eines Samstags abends brach ich aus meinem „Arbeitsgehege" aus, gewann einen „motorisierten" Bergkameraden und in einer wilden Nachtfahrt stürmten wir den Hintereggengraben, warfen das Auto förmlich von uns, verirrten uns im Morgengrauen im steilen Wald, erreichten aber dann doch den namenlosen See und hasteten zur Schoberscharte und zum Südgrat hinauf. Auch er ist überraschend: er beginnt mit hochgetürmtem, gleichsam zusammengeballtem Blockgrat, der Kampf verheißt. Und beim Zugreifen löst sich alles in einzelne, leichte Kletterstellen auf. Ach, dieses dunkle Gestein, sonnengewärmt, duftend nach Erde, Steinbrech und Flechten! Der rauhe Fels, der einem die Hände wund scheuert

und der einem zur Rast dennoch weicher erscheint als die sanftesten Daunen! Die Hitze des hastigen Aufstiegs, knirschender Fels unterm Schuh, lärmendes Blut in den Pulsen, die Jagd des Abstiegs — und dann die stundenlange, stille, wunschlose Ruhe am kühlen, dunkelblauen, namenlosen See, der nicht einmal in der Landkarte eingezeichnet ist. So lange blieben wir dort, bis uns die Lider schwer wurden vom Tau der herbstlichen Nacht. Dann stolperten wir im Dunkeln den Knollischarten-Steig, den wir glücklich noch gefunden hatten, hinab. Die Heimfahrt glich mit ihrem Gejage der Anfahrt, und im Morgengrauen waren wir wieder in Graz, todmüde; jeder von uns hatte einen schweren Arbeitstag vor sich, dem lange Monate, fern von den Bergen, folgen sollten. Aber diese Gewalttour, so anstrengend, fast verrückt sie gewesen war, hat uns doch Kraft gegeben, den Alltag leichter zu ertragen.

Seifrieding (2150 m), Idlereck (2210 m), Talkenschrein (2300 m)

Als gemütlicher Familienbummel war die Tour gedacht — und eine anregende Kletterei wurde daraus. Ich hatte mit meiner Mutter das sanft geneigte Almbachkar durchwandert. An Wasserfällen und Quellen vorbei waren wir zum Seebühel und zum „Meerauge" aufgestiegen und waren dann die weite, grüne Bucht zur Seifrieding (auch Seifering genannt) hinauf geschlendert. Dieser breite Sattel ist ein bezeichneter Übergang nach Mößna und in die Sölktäler. Er trägt nicht nur einen friedvollen Namen. Es ist auch ein ruhiges, wunderbar besänftigendes Stück Landschaft. Meine Mutter fand es sogar einschläfernd und hielt auf dem Sattel ihren Mittagsschlaf. Mich aber ließ die nur wenig höhere Schneide des Idlerecks (Sölkfeldeck der Karte) nicht ruhen. Über Blöcke und üppig bewachsene Grasgrate stieg ich bis auf eine Erhebung, auf der ich zu meiner Freude ein Steinmanndl bemerkte. Damit war ich vorläufig zufrieden. Der Hohe Knallstein (2600 m), der durch den Höhenunterschied aus dem Sölktal (1100 m) so gewaltig erscheint, fesselte meinen Blick. Dann beobachtete ich wieder ein Gamsrudel, das in den Platten des Idlereck-Nordabsturzes herumstieg.

Bald aber erkannte ich einen noch höheren Gipfel am Idlereck! Und weiter ging die Turnerei über schmalschneidige Scharten und unvermutet scharfe Kanten. Immer wieder tauchte eine neue Erhebung auf, die ich für den Gipfel hielt. Endlich aber hatte ich doch über graphitdunkle Blöcke — mir erschienen sie auch so glatt wie Graphit — den Hauptgipfel (2210 m) erklommen. Gerne wäre ich den Grat, der nicht mehr leicht zu nennen ist, wieder zurückgeturnt. Aber meine Mutter konnte jeden Augenblick aufwachen und wehe, wenn sie mich klettern gesehen hätte! So stieg ich über steiles Gras am Südhang wieder zurück zur Seifrieding, wo ich meiner eben erwachten Mutter mit Kinderblick versicherte, was ich dort oben für eine schöne Almwanderung gemacht hätte.

Wir stiegen zum grün bezeichneten Weg ab und hinauf zur Idlereckscharte. Über sie kommt man zu den Hochschwarzahütten und ins Donnersbachtal zur Glattjochstraße oder zum Plannerkessel. Wir aber gingen über Blockhalden und Rasenhänge auf den Talkenschrein (2300 m), der mit „Talk" nichts zu tun hat, sondern ein Dalkenschrein ist (Dalken = eine Art Pfannkuchen. „Schrein" heißen einige Berge dieser Gegend im Volksmund, nach ihrer Form: das „Schreinl" im Plannerkessel, oder der trapezförmige „Schrein", ein Vorgipfel des Süßleiteck).

Wir kuschelten uns in die Grasnester des Gipfels, neben den riesenhaften Steinmann, und schauten weit hinaus ins Land: über die einförmigen Almkämme der Mörsbach bis ins weißfelsige Tote Gebirge. Ein Adler zog seine Kreise über uns. Beim Abstieg trafen wir Jäger und erfuhren, daß das Gebiet der Neunkirchner Hütte „Bauernjagd" ist; die „Jagdsperren", die dem Bergsteiger so unangenehm sind, gibt es dort nicht.

Ein Erlebnis eigener Art stand uns noch bevor: die Schafherden. Schon unsere Jungmannen hatten 1946 davon erzählt. Damals waren es noch an die siebenhundert Stück, die die Kare bevölkerten. Heute, mit dem Rückgang der Almwirtschaft, ist es kaum die Hälfte mehr. Immerhin waren es noch an die dreihundert Tiere, die wir im Kar unter

der Idlereckscharte zählten. Was für ein beruhigender Anblick! Ist es nicht herrlich, einmal so viel Zeit zu haben, daß man stundenlang einer Schafherde zusehen kann?

Hochstubofen (2385 m)

Hochstubofen! Ein anheimelnder Name für einen sehr schönen Berg. Das Wort „Ofen" sagt aus, daß wir es mit einem arg felsigen Ding zu tun haben. „Ofen" nennt der Volksmund die oft haushoch übereinandergetürmten Felsgruppen von Findlingsblöcken auf den Kuppen der steirischen Almen. Wir hören diese eigenartige, treffende Bezeichnung von der Koralm im Südsteirischen bis hinauf ins Ennstal, aber nur im Urgebirge (Kristallingestein). Die „Hohe Stube" ist eine Terrasse im Ostabsturz des Berges, die wirklich so geräumig und umschlossen wie eine Stube erscheint. Auch Kisten und Kasten fehlen nicht darin — riesige Blöcke, die die „Stube" verrammeln.

Aber so gemütlich wie sein Name — man denkt dabei unwillkürlich an einen großen Kachelofen in warmer Bauernstube — ist dieser Berg nicht. Im Gegenteil! Dieser „Hüttenberg" der Neunkirchner Hütte zeigt eine der eigenartigsten Berggestalten der Niederen Tauern, unverkennbar und — mit keinem anderen Berg zu vergleichen. Das sichert ihm schon von vornherein die Zuneigung der Bergsteiger. Er ist der begehrteste Hochgipfel in der Bergumrahmung der Neunkirchner Hütte.

Eiskalt und sternklar ist die Nacht im späten September. So still ist es um die Hütte, daß wir meinen, den Tau vom Himmel fallen zu hören. Am anderen Morgen überzieht eine dünne Eisschicht den Brunnentrog. Und der erste Reif hat die Wiesen verbrannt.

Dann wird es doch ein sehr heißer Tag, zumal wir schon beim Aufstieg zum Hochstubofen eine „Fleißaufgabe" machen. Schuld daran ist der große Stier, der damals im Talschluß stand und vor dem man uns gewarnt hatte. Auf der Hütte hatten wir noch gelacht, weil ein Bergkamerad verkündete, er wolle den Stier am Nasenring auf den Hochstubofen führen. Mir verging das Lachen schon, als ich die etwas unheimlichen weißen Köpfe der Rinder sah, die ein Rassenmerkmal des alpenländischen Fleckviehs sind. Und dann erst, als wir das Riesentrumm Stier selbst sahen und ihn grummeln hörten — da wichen wir wortlos vom Weg ab und kletterten ein ausgetrocknetes Bachbett hinan.

Höher oben queren wir zum Pfad, der zur Hasenecksscharte führt (Übergang nach St. Nikolai und zum Sölkerpaß). O dieser Tauernsteig! Eine ausgewaschene Sandrinne, in der man bis zu den Hüften verschwindet. Erst in der „Stube" wirds besser. Grashänge führen zur Rotkscharte. Und wieder staune ich über den steilen Schartenweg. Der bezeichnete Südgrat hat hohe, aber leicht begehbare Blockstufen. Hie und da braucht man die Hände zur Hilfe — ein nicht mehr ganz „leichter" Berg, kein Allerweltsgipfel, sondern ein richtiger Bergsteigerberg!

Auf dem Gipfel liegen wir im stacheligen Berggras und lassen nur mehr unsere Augen wandern. Über dem grünfelsigen Melleck kreist wieder ein Adler. Vom Salzburger Land blitzt ein Gletscher herein. An den flachen Rockbergen vorbei geht der Blick ungehemmt über Kärnten hinaus zu den weißen Bergen im Süden. So schön ist dieser Felsensaum der Julier, daß wir fast die nahen Schladminger Tauern vergessen. Aber dann sehen wir wieder hinein in die unsagbar öden und doch so verlockenden Kare und Grate und sind dieser unserer Welt von Herzen froh.

Von weiteren Zielen

Ich habe hier nur von den wichtigsten Gipfeln im Hüttenbereich erzählt. Viel Schönes gibt es dort noch, das zu erkunden wäre: die einsame, kaum genannte Rötelkirchspitze, ebenso hoch wie der Greim! Der breite Bau des Krautwasch (2353 m) mit dem Melleck (2365 m), von der Hasenecksscharte unschwer zugänglich, mit ihrem Klettergrat hinüber zur Seifrieding — einem echten, grünbehangenen, turmreichen Tauerngrat! Der Schober-Nordgrat mit seinen Sägezacken, der Hochstubofen-Nordgrat, der fast leichter aussieht

als der Südgrat mit dem Normalweg, aber doch schwieriger ist. Auf diesen drei Graten braucht man schon das Seil. Und dann die wieder leichteren, aber entlegenen Gipfel: Alkerspitze und Laubtaleck hinter der Idlereckscharte; Bernkadlereck, Stangeneck und Langhauseck, lauter „Ecken" im Schober-Südkamm, über die ein geübter Bergsteiger, der den Talweg vermeiden will, von der Knollischarte nach Eselsberg wandern kann. Im Nordgrat des Krautwasch sind Kammkarl- und Unholdingspitze (2300 m) zwei Gipfel für einen Hochalpinisten mit Forscherdrang, der Berge sucht, die nur alle paar Jahrzehnte einmal ein Mensch betritt. Vom Mittereckjoch beim Hochstubofen wären die Nornspitzen (2330 m) zu erforschen, ein „Fund" für Einsamkeitssucher, die mit dem felsgespickten, abschüssigen Tauerngelände vertraut sind.

Und schließlich scheint es mir noch erwähnenswert, daß die Neunkirchner Hütte und ihre Berge zwischen zwei Tauernpässen liegen, von denen in den letzten Jahren in steirischen Landen sehr viel die Rede war: Sölkerpaß (1790 m) und Glattjoch (1987 m). Beide Pässe würden ideale, geradlinige Verbindungen von Deutschland übers Salzkammergut nach Süden sein und den weiten Umweg über den Radstädter oder den Triebener Tauern ersparen — wenn ihre Paßstraßen einmal ausgebaut sind. Mit solcher Erschließung wären auch die jetzt noch fast unberührten, ursprünglichen Sölktäler und das ebenso einsame Donnersbachtal mit dem Schöttlgraben dem internationalen Fremdenverkehr „angeschlossen". In den obersteirischen Gemeinden gab es eine Zeit lang ein Tauziehen „hie Glattjoch — hie Sölkerpaß". Ist der eine Übergang um 200 Meter niedriger, so war der andere schon besser erschlossen. Nun, im vergangenen Jahr endete der Kampf mit einem vorläufigen Sieg der Sölkerpaß-Anhänger. Die Paßstraße (Erzherzog-Johann-Straße) ist fertiggestellt und befahrbar, allerdings nur bei trockenem Wetter empfehlenswert. Gewiß aber wird das Glattjoch, wenn die wirtschaftliche Hochblüte weiter anhält, auch noch ausgebaut werden.

Dann wird die Neunkirchner Hütte als einzige Schutzhütte in diesem Gebiet noch mehr an Bedeutung gewinnen. Die Hasenecksscharte (2260 m) ist schon jetzt ein lohnender Übergang zur Hütte, von der Sölkerpaßstraße abzweigend. Vielleicht wird auch einmal von der Glattjochstraße ein solcher Übergang — der landschaftlich herrlich sein müßte — zur Hütte führen.

Ich überlege immer lange, bevor ich von unbekannten Bergen erzähle. Ist es zu wünschen, daß die liebe Neunkirchner Hütte und ihr stilles Bergland „entdeckt" werden? Aber was man selbst liebt, will man auch von anderen geliebt wissen. Von anderen, die einem nahestehen — das ist für mich auch der Kreis, der das Alpenvereins-Jahrbuch liest. Ich bin gewiß, daß mein Bericht keine Überflutung auslösen wird. Er ist für die bestimmt, die stille Berge zu würdigen wissen.

Er soll auch ein Dank sein. Dank an die kleine Sektionsgruppe Neunkirchen, die im heurigen Jahr den vierzigsten „Geburtstag" feiert. Es ist jene Gemeinschaft, die mir einmal geschrieben hat:

„Wir glauben, daß echter Bergsteigergeist nichts anderes kennen darf als Kameradschaft, Verständnis und Einfühlung."

Karten und Literatur

Freytag-Berndt-Touristenkarten 1:100.000, Bl. 20, Schladminger Tauern (Neuauflage). Bl. 21, Seetaler Alpen, Murtal. — Ski- und Wanderführer durch die Südlichen Wölzer Tauern, von Karl Haas und Prof. Dr. Ernst Herrmann, Verlag „Allgemeine Bergsteiger-Zeitung", Wien VII. Erschienen 1935/36, jetzt noch im Buchhandel erhältlich.

Kleine Aufsätze und Fahrtenberichte im „Gebirgsfreund" und in der „Österreichischen Alpenzeitung", insbesondere in den Jahren 1933—1936.

Anschrift der Verfasserin: Liselotte Buchenauer, Graz, Theodor-Körner-Straße 47/I/7

Aiguilles du Dru

(Südwestpfeiler)

Von Fridl Purtscheller

(Mit 1 Bild, Tafel XI)

Früher war Montenvers wohl ein kleines Gasthaus oben am Ausgang des Mer de Glace. In einer kleinen alten Kapelle sind hier einige Marmortafeln eingelassen, voll von Namen berühmter Leute, die hier, teils mit ehrfürchtigem Staunen, teils mit ehrlichem Grausen den Blick auf die abgelegene Einöde der Natur gerichtet hatten. Es sind alles klangvolle Namen, solche von Fürsten und Königen, von Gelehrten und Dichtern aus aller Herren Länder. Sie waren alle hier in einer Zeit, in der der Durchschnittsmensch das eigentliche wilde Hochgebirge nur mit äußerstem Entsetzen betrachtet hat.

Heute bringt die Zahnradbahn alle 10 Minuten eine Unmenge Touristen nach Montenvers. Die meisten kommen daher, wie man eben im Urlaub aus dem Auto oder aus der Bahn steigt, mit kurzen Hosen, mit Stöckelschuhen, bunt und lebhaft gekleidet, wie es dem durchschnittlichen Urlauber zukommt. Für diese Menschen scheint es gar nicht wichtig, die gewaltige Umgebung zu bewundern, sie sind von der eisgepanzerten N-Wand des Jorasses genauso wenig beeindruckt wie von dem 1000 m hohen gotischen Turmbau der Dru drüben auf der anderen Seite des Mer de Glace. Fast alle diese Touristen haben nur ein Ziel, die Grotte unten am Mer de Glace. Kluge Leute haben hier unten ins Eis des Gletschers eine unterirdische Wohnung gehackt, mit Betten aus Eis, mit Badewannen aus Eis, mit Tischen aus Eis usw. Dieses Wunder muß man gesehen haben und darum strömen die Massen nach Montenvers, egal ob die Sonne scheint, oder der Nebel die ganze Aussicht verdeckt, die Grotte ist ja da und die ist elektrisch beleuchtet.

Dazwischen sind aber auch andere, die bleiben, kaum, daß sie die Sperre der Bahn hinter sich haben, stehen und schauen und schauen — dann erst schultern sie ihre Rucksäcke und ziehen den Steig hinein aufs Mer de Glace und auf irgendeine Hütte. Unter diesen Menschen gibt es wieder eine Abart, die ziehen in die entgegengesetzte Richtung talaus gegen das Hotel Montenvers hin; vor dem vornehmen Hotel biegen sie links ab, steigen ein wenig an und schon sind sie da — im Zeltlager von Montenvers. Auf jedem kleinen ebenen Fleck stehen hier die Zelte, nicht große Hauszelte wie unten auf den Campingplätzen, sondern kleine armselige Bergzelte. Zur Hauptsaison haben wir 27 Zelte gezählt, Franzosen, Engländer, Italiener, Deutsche, Schweizer und Österreicher, alles Leute mit viel Zeit, wenig Geld und einer großen Begeisterung zum Klettern.

Aber wir schreiben 1960 und es regnet und schneit den ganzen Sommer hindurch. Und wenn einmal für ein paar Stunden oder gar für einen Tag die Sonne durchkommt und ein paar übereifrige Neuankömmlinge ihre Rucksäcke zu großer Fahrt packen, dann deuten die alten erfahrenen Lagerbewohner nur nach Westen hinüber zum Zug der Aiguilles Rouge, weisen auf die hohen Wolkenfetzen, die dort vorbeiziehen und prophezeien: „Schaut's den Westwind an, morgen regnet es sowieso."

Wenn uns dann der Regen gar zu arg wird und wir es in unseren durchfeuchteten Zelten gar nicht mehr aushalten, dann ziehen wir hinunter in den Touristenraum des Hotels. Dann sitzen wir beisammen, erzählen von großen Fahrten, die wir schon gemacht, träumen von Wänden und Graten, die wir noch gehen wollen, wir debattieren über Politik und träumen von manchen Dingen.

Alles schön und gut, aber nun sind wir schon drei Wochen hier. Walter, mein Kamerad, hat wenigstens schon die Grepon-E-Wand gemacht, ich selber war bisher überhaupt noch auf keinem Gipfel. Endlich ist es soweit. Das Wetter ist zwar auch nicht viel besser als bisher, aber das wird es wohl im ganzen Sommer nicht werden und Walter muß bald heimfahren. Die Routenbeschreibung des Bonattipfeilers an der Dru kennen wir sowieso schon auswendig, den Weg hinauf zum Biwak am Fuße der Dru-W-Wand haben uns die Freunde auch gezeigt, es kann also nichts mehr schiefgehen. Bis wir mit dem Zusammenpacken unserer Ausrüstung fertig sind, regnet es schon wieder; aber jetzt ist uns schon alles egal, wenn es heute regnet, dann ist es morgen zum Einsteigen vielleicht schön. So ziehen wir los, bepackt wie die Tragesel und wanken den Steig hinunter zur Grotte am Mer du Glace. Man muß sich förmlich durchwinden durch all die Männlein und Weiblein und all die himmlischen Wohlgerüche der französischen Kosmetikindustrie; es gibt da manch schönen Nahblick und ich weiß nicht, ob wir der Einladung mancher dieser Schönen widerstanden hätten. Jedenfalls hat keine etwas gesagt, ein halb verächtlicher, ein halb mitleidiger Blick war alles, was man für uns bärtige, ungehobelte Gesellen übrig hatte.

Aiguille du Dru-Südwestpfeiler
Zeichnung: Fritz Schmitt

Bald haben wir den aperen, schuttbedeckten Gletscherstrom des Mer de Glace überquert und plagen uns pfadlos die steile Ufermoräne hinauf. Oben finden wir Steigspuren, die uns hinaufleiten zur Ufermoräne des Drugletschers.

Die Vegetation wird immer armseliger, niedriger und schütterer und als wir endlich das Rognon, einen kleinen Felssporn, von dem die Moräne ihren Anfang nimmt, erreichen, ist nichts mehr um uns als Stein und Eis und Schnee. Unsere Welt ist zusammengeschrumpft auf unsere unmittelbare Umgebung. Hier am Rognon ist ein beliebter Biwakplatz für die Partien, die die schwierigen N- und W-Anstiege der Aiguille Verte und der Aiguille du Dru angehen wollen. Im Schutze eines weit überdachenden Blocks machen wir es uns bequem. Für uns Ostalpenbergsteiger ist es völlig neu, daß man schon vor der Tour ein Biwak beziehen muß. Aber diese Fahrt auf die Dru sollte noch ganz andere Überraschungen für uns Westalpenneulinge bereithalten!

Vorläufig fühlen wir uns hier ganz wohl und Walter erklärt mir wieder einmal: „Also, eigentlich sind es drei Touren, die im Dru-Pfeiler vereinigt sind. Erstens die felsdurchsetzte 500 m hohe Eisrinne hinauf zum eigentlichen Einstieg, als nächstes der 750 m hohe, äußerst schwere eigentliche Felspfeiler und dann der Abstieg von der Dru hinunter zur Charpoua-Hütte". Aber es hat bisher immer irgendwie geklappt, also wird es auch diesmal gehen und schließlich waren die Kletterer, die vor uns durch sind, ja auch keine Übermenschen und haben ja auch nur 10 Finger zum Anhalten gehabt wie wir. Inzwischen regnet es wieder stärker und wir in unseren Schlafsäcken schauen über das schräge Dach des Blockes hinauf in den eintönig grauen Nebel und beobachten die Wasseradern, die sich über die Kante des Daches schlängeln und dann in großen Tropfen herunterfallen;

erst fallen die Tropfen ganz außen, aber allmählich kommen die Wasseradern immer näher an uns heran und wir flüchten uns immer weiter zurück, bis wir schließlich ganz eng an den Block gedrückt liegen und jeder seinen eigenen Gedanken nachgeht. Ich denke daran, wie ich vor etlichen Jahren auf einer Schihütte das Buch von G. Magnione über die Erstbegehung der W-Wand der Dru in die Finger gekriegt habe und wie ich es Seite für Seite verschlang, und ich erinnere mich, in einer Illustrierten ein Bild des Südwestpfeilers der Dru gesehen zu haben, in dem die Route des verwegenen Alleingängers Walter Bonatti eingezeichnet war, mitten durch abweisende Platten und unmöglich aussehende Dächer hindurch..

Und jetzt sitze ich selbst am Einstieg zu der Wand, das hätte ich mir selbst in meinen kühnsten Träumen nicht vorgestellt. Ich bin furchtbar neugierig, wie das alles nun wirklich ist und vor allem, ob ich selbst imstande bin, eine der ganz großen schweren Westalpenwände zu machen.

Um ½5 Uhr morgens stecke ich den Kopf aus dem Schlafsack: Verdammt, das Wetter ist zwar nicht überwältigend schön, aber immerhin annehmbar, also nichts wie los. Bald sind wir fertig, schultern unsere Rucksäcke und sind in wenigen Minuten drüben am kleinen Drugletscher und steigen über harten, steilen Firn hinauf gegen den Ausgang der Fels- und Eisrinne, die von den Flammes de Pierre herunterzieht und den eigentlichen Turmbau der Dru von dem nach SW abzweigenden Grat lostrennt. Wie ein gotischer Dom baut sich die Dru über uns auf, eine senkrechte Flucht von glatten Platten, engen Rissen und Verschneidungen, immer wieder gekrönt von weit vorragenden Dächern; im fahlen Licht des Morgens erscheint uns dies alles furchtbar grau und abweisend. Im Firnkegel, der zur Rinne hinaufzieht, stecken immer wieder große Gesteinsbrocken, die von einem eigenartigen Schneewall umgeben sind, so daß sie aussehen wie kleine Mondkrater und wir uns lebhaft vorstellen können, mit welchem Schwung sie vor kurzem noch durch die Rinne heruntergedonnert sind, durch die wir nun hinauf müssen. Am Beginn des Couloires seilen wir uns an, hängen uns ein paar Haken und Karabiner in die Brustschlinge und dann gehts auf.

Zuerst geht es ein paar Seillängen ganz leicht über gut gestuften Fels hinauf. Aber schon hier wird uns eine weitere Eigenart einer großen Westalpenfahrt klar: die schweren Rucksäcke sind für den Kletterer und vor allem für den Führenden alles andere als angenehm. Bald werden die Felsen steiler, wir queren hinaus in die eigentliche Eisrinne und kommen da mit unseren Zwölfzackern schnell höher bis zu einer fast senkrechten eisüberzogenen Wandstufe. In der Mitte zieht zwar eine gut gestufte Rinne hindurch, sie ist aber vollkommen vereist und außerdem rinnt da ein herrlicher Bach herunter. Aber es hilft nichts, bald sind die Füße und Hände in dem eiskalten Wasser völlig gefühllos und vollkommen durchnäßt, bis wir uns endlich über steile Platten nach links aus dem Schlund herausschwindeln können. Nach einer kurzen Felsstufe, bei der es sich gar nicht lohnt, die Steigeisen auszuziehen, sind wir am Einstieg der Westwand. Unser Einstieg ist aber erst weiter oben, also geht es in der Rinne weiter, bis sie von einer etwa 20 m hohen senkrechten Wand gesperrt wird. Zum ersten Male ziehen wir hier unseren Führer zu Rate, in dem wir über den Weiterweg allerdings nur die lakonische Angabe finden: „Über eine senkrechte, meist eisdurchsetzte, Wand hinauf". Es stimmt schon, der Fels ist hier blank poliert und überdies von einer ganz feinen glasigen Eisschicht überzogen. Aber in der Mitte der Wand zieht ein etwa 1 m breiter dickerer Eisstreifen hinauf bis in das darüberliegende Eisfeld. Über diesen Eisstreifen versuche ich nun hinaufzukommen. Nur ganz vorsichtig darf ich mit dem Pickel Griffe und Tritte ins spröde Eis hauen, das stellenweise nur als eine 10 cm dünne Glasur auf dem Fels aufliegt, ganz vorsichtig muß ich höher steigen, denn sonst fällt der ganze Eisschild, und ich mit ihm hinunter. Nach 10 m endlich bringe ich einen guten Haken in den Fels, es folgen noch ein paar heikle Meter, weil das Eis jetzt so dünn wird, daß die Spitzen der Steigeisen durch das dünne Eis hindurch am blanken Fels kratzen und dann bin ich endlich drüber. Über steile Eisfelder, schräg links aufwärts querend, erreichen wir 5 Stunden nach Beginn der Kletterei den

eigentlichen Einstieg in den Felspfeiler. Jetzt vollziehen wir rasch die Umwandlung vom Eis- zum Felskletterer, wir verstauen Steigeisen und Pickel in den Rucksack und holen dafür Trittschlingen, Karabiner und Haken heraus und dann verschwindet Walter ums Eck und steigt in die erste Verschneidung ein. Ich kann Walter nicht sehen, aber die Kletterei scheint nicht leicht zu sein, denn das Seil läuft ziemlich langsam durch meine Hände und nicht selten dringt ein saftiger Fluch wie „blödes Eis" oder dgl. zu mir herunter. Ich merke bald, was los ist, jeder Riß ist innen leicht vereist und auf jedem Griff und Tritt liegt darüber hinaus noch ein kleines nettes Schneepolster, es ist ganz wenig Eis und ganz wenig Schnee, aber es genügt, um die Griffe und Tritte rutschig zu machen. In unserer westalpinen Unerfahrenheit trösten wir uns damit, daß weiter oben der Fels viel steiler wird und daher die Vereisung wohl abnehmen würde. Irgendwie hatten wir ja recht, es wurde steiler, aber das Eis ...!

Als es dann wirklich ernst wird und wir an die erste Seillänge mit Schwierigkeitsgrad V und A_1 kommen, erleben wir eine neue Überraschung. Die Bezeichnung A_1, A_2, A_3 kennzeichnen die hakentechnische Schwierigkeit einer Kletterstelle. Wenn also steht, daß eine Stelle den Schwierigkeitsgrad V und A_2 aufweist, so heißt das ungefähr, daß sie nur unter Verwendung vieler Haken, die noch dazu schwierig anzubringen sind, in mehr oder weniger künstlicher Kletterei zu überwinden ist. Nun sind für uns Wände mit Schwierigkeit A_2 und A_3 nichts vollkommen Neues. Im Kaiser, im Wetterstein und vor allem in den Dolomiten haben wir mit dieser Art von Kletterei schon ausgiebig Bekanntschaft geschlossen. Abgesehen von Erstbegehungen waren wir aber gewöhnt, so ziemlich alle benötigten Haken bereits vorzufinden; hier ist es anders, hier heißt die Bezeichnung A_2 nur, daß man viele Haken braucht, aber fast keine vorhanden sind. Unsere Ausrüstung ist auch entsprechend mager, wir haben nur drei Holzkeile und etwa 15 Haken mit, von denen noch dazu die Hälfte für Granitrisse nicht recht geeignet sind. Verbissen nagelt sich Walter eine vollkommen glatte, senkrechte Verschneidung hinauf; als er endlich oben ist, hat er so ziemlich sein ganzes Eisenzeug verbraucht. Ich habe jetzt das zweifelhafte Vergnügen, alle Haken, die Walter geschlagen hat, wieder herauszuhauen. Besonders angenehm sind dabei die U-Haken, das sind lange breite Felshaken mit einem u-förmigen Querschnitt. In den breiten Granitrissen sind das die besten Haken, da sie so ziemlich in jeden Riß hineingehen und meist bombenfest sitzen. Ich freue mich jedesmal, wenn ich zu so einem Haken komme, hänge mich in eine Trittschlinge und beginne den Haken mit wütend wuchtigen Hammerschlägen zu bearbeiten, bis der Haken sich ganz leicht mit der Hand hin- und herbewegen läßt. Dann ziehe ich mit aller Kraft — ja, dann geht der Haken ein Stück heraus, verklemmt sich aber und sitzt bald wieder fest — wieder fische ich den Hammer aus der Hosentasche, ein paar wütende Schläge, so lange bis der Arm müde wird und der Haken locker sitzt — und dann wiederholt sich das Spiel, bis ich endlich den verbogenen Eisenstift in der Hand halte. Das hat mit Klettern nichts mehr zu tun, das artet ja schon fast in Arbeit aus; daneben kosten diese Manöver furchtbar viel Kraft und Zeit, beides Dinge, womit wir haushalten müssen. Aber wir kommen höher, Seillänge um Seillänge; manche Stellen müssen erst durch Holzkeile und Haken gangbar gemacht werden, manche Seillängen wieder geht es in vollkommen freier Kletterei äußerst schwierig hinauf. In der Hitze des Gefechtes haben wir gar nicht auf das Wetter geachtet. Jetzt treibt ein eisiger Wind nasse Nebelfetzen um unsere Kante, und unsere Welt schrumpft zusammen auf die nächsten paar Meter abweisend glatten Granit, auf das Seil, auf den Kameraden, der sich irgendwo mit klammen Fingern weiterkämpft und auf uns selbst; wir haben es selbst so gewollt, wir haben selbst den harten Kampf gesucht, nun haben wir ihn eben und müssen sehen, wie wir weiterkommen.

Über unserem Standplatz durchzieht ein 10 cm breiter Riß eine senkrechte Platte, geht nach etlichen Metern in eine schräg nach links führende Rampe über, die sich oben im Nebel verliert. Gerade als Walter die Rampe erreicht hat, beginnt es leicht zu schneien; hier ist keine Hakenleiter vorhanden, man kann auch keine bauen, da es keine Möglichkeit zum Hakenschlagen gibt. Hier heißt es nur die Hände möglichst tief im Riß zu verkeilen, die

Hände, die vor Kälte schon fast gefühllos sind, in einen Riß zu klemmen, der innen leicht mit Eis überzogen ist. Hier heißt es mit den Gummisohlen an glatter, verglaster Platte etwas Reibung zu suchen und mit brutaler Kraftanstrengung sich selbst und das Gewicht des Rucksackes hochzuziehen, sich festzuhalten, auch wenn die Armmuskeln matt und kraftlos werden und die Hände immer wieder von den vereisten runden Griffen zu rutschen drohen. Um 6 Uhr abends erreichen wir eine geräumige Terrasse in der Höhe des Flammes de Pierre; hier befindet sich der zweite Biwakplatz der Zweitbegeher und auch wir haben für heute genug. Wenn wir am ersten Tag auch nicht besonders weit gekommen sind, so hoffen wir doch, morgen zumindest über die Hauptschwierigkeiten hinweg, wenn nicht gar auf den Gipfel selbst zu kommen, zumal das Wetter doch etwas besser geworden ist und es aufgehört hat zu schneien. Unser Abendessen ist ziemlich mager, denn wir haben, um Gewicht zu sparen, ziemlich wenig Verpflegung mitgenommen. Aber was tut es, der Biwakplatz ist groß und geräumig, ein halber Fußballplatz, so daß wir uns bequem hinlegen können, den Biwaksack über den Kopf ziehen und dem Morgen entgegendämmern. In der Früh ist das Wetter zwar nicht viel besser, aber dennoch redet keiner von uns von Umkehr; es ist bitter kalt und da wir noch steif und unbeweglich sind, ist die erste Seillänge gerade kein Kinderspiel.

Und so geht es weiter, Seillänge um Seillänge; wir schlagen Haken hinein und hauen sie wieder heraus, wir rampfen uns durch glatte Risse und pendeln in Trittschlingen, dann bricht mir plötzlich ein Haken, in dem ich gerade hänge, ganz heraus und ich baumle am Seil in der Luft herum. Der Himmel hat sich inzwischen auch wieder bezogen und es ist unheimlich kalt geworden, so daß wir nur sehr langsam vorwärts kommen. Um 15.30 Uhr erreichen wir einen schönen Standplatz am Fuß einer überhängenden Verschneidung. Bis hierher war die Schwierigkeit V und A_2, die nächsten Seillängen sind in unserer Routenbeschreibung mit V und A_3 gekennzeichnet und daneben steht noch die schöne Ergänzung: „Äußerst anstrengend, vielleicht die schwierigste Stelle im ganzen Mont-Blanc-Gebiet". Na, das kann ja heiter werden, denn für mich war es bisher anstrengend genug; jedenfalls kommen wir bei unserem heutigen Schneckentempo bis vor Einbruch der Nacht nie mehr über die Hauptschwierigkeiten in leichteres Gelände, sondern laufen höchstens Gefahr mitten auf dem steilsten Abschnitt des Dru-Pfeilers in Trittschlingen hängend biwakieren zu müssen, wozu wir nicht die geringste Lust haben. Obwohl es noch relativ früh ist, richten wir uns hier zum Biwak ein.

Wir reden nicht mehr sehr viel miteinander; wir wissen beide, was uns noch erwartet, bis wir aus dieser Wand draußen sind. Diese Wand füllt unser ganzes Sinnen und Trachten aus, diese vereisten, erbarmungslos glatten Platten sind unsere Welt; was hier geschieht, ist wichtig und sonst nichts, wichtig ist, ob hier die Sonne scheint oder nicht, ob die Risse vereist oder trocken sind, ob wir genug Haken und Kraft haben, um uns hier herauszuhauen oder nicht, das alles ist viel viel wichtiger als alle Dinge, die uns sonst im normalen Leben bewegen. Als wir am nächsten Morgen unsere Köpfe aus dem Biwaksack stecken, blicken wir in eine Winterlandschaft. Über Nacht sind 30 cm Schnee gefallen, jede kleinste ebene Fläche ist voll Schnee und selbst die senkrechten Platten, ja die Unterseite der Dächer unter uns hängen voll Rauhreifkristalle; Schnee rieselt über die Wand herunter, Schnee fällt in feinen Flocken vom Himmel und selbst aus der Tiefe wirft uns der Wind Fahnen von Eis- und Schneekristallen ins Gesicht. Walter und ich schauen uns an, beide denken wir an die durch ähnliche Wetterstürze verursachten Unglücksfälle in anderen großen Wänden, beide überlegen wir unsere Chancen: Umkehren? Über den eigentlichen Pfeiler würden wir schon hinunterkommen, aber unten die Eisrinne bei diesem Neuschnee — unmöglich, die nächste Lawine würde uns unweigerlich hinunterspülen. Hinausqueren? 200 m weiter drüben ist der Grat, den der Normalweg auf die Dru benützt — aber die Platten dazwischen sind absolut ungangbar. Es bleibt uns also nichts übrig, wir müssen weiter! Bei solchen Verhältnissen zu klettern scheint uns beiden nicht möglich, aber es muß sein. In der Situation findet Walter das erlösende Wort: „Ja mei, brauchen wir halt noch zwei Tage länger!"

Und es geht! Meter um Meter arbeitet sich Walter in der Verschneidung höher und verschwindet über dem abschließenden Überhang. Und dann bin ich dran. Einen Vorteil hat so ein Sauwetter, man braucht die Biwakkleidung nicht auszuziehen, dadurch wird der Rucksack etwas leichter und ins Schwitzen kommt man bei der Kälte ohnedies nie. Schwierig zu entscheiden ist nur die Frage, ob man mit oder ohne Handschuhe klettern soll. Mit Handschuhen kann man sich nun einmal an kleinen Griffen nicht recht festhalten und anderseits ist es wieder so kalt, daß der Stahl der Haken und Karabiner an bloßen Fingern kleben bleibt. Man klettert also einen Meter ohne Handschuhe, so lange bis man es vor Kälte einfach nicht mehr aushält, dann zieht man die Handschuhe an, so lange bis man damit nicht mehr weiter kommt usw. Und erstaunlicherweise kommt man doch weiter, zwar nur unendlich langsam, aber doch, und mit einem Male ist aller Zweifel verflogen: „Mag es noch so schneien und stürmen, wir werden schon durchkommen!"

Etwas Optimismus ist auch nötig, wenn wir uns die nächsten beiden Seillängen betrachten. Ein fingerbreiter Riß durchzieht eine etwa 80 m hohe, vollkommen glatte Platte, die in der Mitte durch ein ansehnliches Dach unterbrochen wird: durch diesen Riß führt eine Variante unseres Anstieges. Der Originalweg geht weiter rechts, dort ist die Wand zwar niedriger, aber in der Mitte von einem gut 4 bis 5 m vorkragenden Dach gesperrt. Ein ganzer Wald meterlanger Eiszapfen hängt von dem Dach herunter, zu dem eine Verschneidung hinaufführt, in der wie ein erstarrter Bach spiegelndes Wassereis klebt. Dort wäre ein Durchkommen heute ausgeschlossen.

Etliche Stunden harter Arbeit kosten uns dann die nächsten zwei Seillängen. Vor allem die zweite Länge vom Dach weg volle 35 m hinauf bis zum Ende des Risses ist unheimlich eindrucksvoll. Wenn ich, in Trittschlingen hängend, über die vollkommen glatte Platte hinaufschaue, sehe ich von Walter oben am Standplatz nicht viel mehr als die Schuhsohlen und ein paar Seilschlingen, die von oben herabhängen und ab und zu beugt er sich etwas heraus und muntert mich auf: „Komm, beeil dich, dann kommen wir heute noch durch!" „Ja, aber wenn ich die Haken herausschlagen soll, dann geht es nicht schneller!" „Dann laß sie eben stecken, es wird ja jetzt sowieso leichter." Also laß ich die Haken stecken und da geht es gleich viel leichter und vor allem schneller. Jetzt wird die Kletterei fast wieder schön, mitten drinhängend in der Riesenplatte. Ohne die leidliche Arbeit des Hakenherausschlagens bin ich bald oben bei Walter. Der Riß, dem wir bisher gefolgt sind, ist nun endgültig zu Ende und über uns ist eine geschlossene, trittlose Platte; etwa 10 m rechts vor uns aber zieht eine ausgeprägte Verschneidung nach oben und wenn wir da weiter hinaufschauen, stellen wir mit ziemlicher Erleichterung fest, daß sich die Wand nun doch etwas zurücklegt und wir anscheinend das Schlimmste hinter uns haben. Der kurze Quergang in die Verschneidung hinein ist noch äußerst schwer, aber was dann kommt, ist nicht mehr so tragisch. In größtenteils freier Kletterei geht es nun relativ flott ein paar Seillängen hinauf. Bei schönem warmen Wetter und trockenem Fels müßte es eine herrliche Kletterei sein, so aber sind wir froh, wenigstens weiter zu kommen.

Und dann wird es wieder einmal Nacht. Für uns die dritte Nacht am Pfeiler! Eine enge Nische haben wir von Eis und Schnee gesäubert, so eng, daß wir uns kaum hineinzwängen können, aber dafür sind wir wenigstens etwas vor dem eisigen Wind geschützt. Am nächsten Morgen pfeift zwar noch ein eisiger Wind um unseren Pfeiler, aber endlich ist der Himmel einmal strahlend blau und wolkenlos und wir können erkennen, an welch luftiger Warte wir kleben. Über 1000 m unter unseren Füßen liegt der kleine Dru-Gletscher, wo wir vor einer halben Ewigkeit unser Seil angelegt hatten und noch viel viel tiefer unten der Eisstrom des Mer de Glace, der hinaufleitet zu Seiner Majestät, dem Montblanc; links drüben steht die Riesenmauer des Grandes Jorasses und daneben der kecke Felszahn des Dent du Geant, und im Vordergrund das Gewirr der Aiguilles von Chamonix und Montenvers mit seinen vielen Zelten und den Kameraden, die jetzt wohl verschlafen aus den warmen Schlafsäcken kriechen. Alles ist getaucht in ein Meer von Licht und Farbe und ist so schön, wie wir es in den Tagen, an denen wir im Nebel an der Kante steckten, nicht mehr für möglich gehalten hatten. Es ist wohl noch recht kalt

hier heroben, aber bei so einem Wetter wird der Auftrieb gleich viel größer und so geht es die nächsten paar Seillängen recht schwer, aber in freier Kletterei hinauf zu einem Band. Leichteres Gelände bringt uns an die Südseite des Gipfelaufbaues zu den letzten drei schweren (VA_2) Seillängen. Dieses letzte Stück macht uns noch ganz schön zu schaffen, nach drei Biwaks ist man nicht mehr so frisch wie am ersten Tag, aber wir beißen die Zähne zusammen und raufen uns die nächsten Meter hinauf, der letzte Haken fährt in den Fels, der letzte Karabiner schnappt ein und dann sind wir endgültig oben. Inzwischen stecken wir natürlich wieder im Nebel, es ist wohl nur die Nebelkappe, die auch bei schönem Wetter oft an der Südseite der Dru hängt, weiter nicht schlimm, für uns nur deshalb unangenehm, weil uns der Nebel die Orientierung für den ohnehin schwer zu findenden Abstieg erschwert. Eine Zeitlang plagen wir uns noch, um direkt über den Grat auf den Gipfel zu kommen, bis wir aber eine Möglichkeit gefunden haben, sind schon wieder zwei Stunden vergangen. Wir lassen also Gipfel Gipfel sein und schauen lieber, daß wir den Abstieg finden, denn der ist noch lang genug.

Auf gut Glück queren wir schräg rechts über Bänder und Schneefelder in die Südflanke hinein, tasten uns suchend durch Rinnen und Kamine, bis wir einen Abseilhaken finden, seilen uns ab und suchen wieder weiter, bis wir den nächsten Haken haben. Manchmal klettern wir ein Stück eine falsche Rinne hinab, bis wir es merken, wieder zurückklettern, die nächste Rinne versuchen und so fort, bis wir endlich nach langem hin und her aus dem Nebel herauskommen und den Grat erreichen, der nach SW von der Dru abzweigt. Das letzte Mal hängen wir die Seile ein und werfen sie hinunter auf das Schneefeld, das in die breite und unschwierige Rinne übergeht, die zum Ausstieg auf den Charpoua-Gletscher hinabführt. Schon wollen wir uns abseilen, da reißen auch im W die Nebel auseinander und im Gegenlicht der untergehenden Sonne baut sich der Bonatti-Pfeiler noch einmal in seiner ganzen Höhe vor uns auf. Wie gebannt starren wir hinüber auf diese Folge von senkrechten Granitplatten, die wie die Schuppen eines riesigen urzeitlichen Reptils dachziegelförmig übereinander liegen. Greifbar nahe, genau in unserer Höhe liegt drüben unser zweiter Biwakplatz und darüber können wir in der einheitlichen Platte den schmalen Riß erkennen, der uns hinaufgeführt hat in die leichteren Verschneidungen des oberen Wandteils. Aber genug damit, wir wollen so schnell als möglich hinunter und heute noch die Hütte erreichen.

Es beginnt ein Wettlauf mit der Finsternis, wie die Irren klettern wir die Rinne hinunter, aber alles nützt nichts. Es wird dunkler und dunkler und bald ist es wieder einmal Nacht um uns. Wir kennen den Abstieg nicht und um uns nicht zu verhauen, richten wir uns eben wieder einmal zum Biwak ein. Inzwischen haben wir uns ja eigentlich ans Biwakieren gewöhnt, aber wir sind doch froh, als endlich drüben über der Grandes Jorasses ein heller Saum erscheint, breiter und breiter wird und der Montblanc langsam Farben und Formen annimmt, so daß wir endlich unseren Abstieg vollenden können.

Ein paar Tage später fährt Walter wieder heim, mein Zelt aber steht noch ein Monat lang in Montenvers. Rund herum werden der Zelte immer weniger und Seilschaft um Seilschaft verschwindet vom Montenvers. Auch ich kann nicht ewig hierbleiben, ich muß weiter in andere Gletscherbecken und andere Berge des Montblanc-Gebietes. Aber immer wieder komme ich hierher zum Zelt zurück, von dem wir vor einem Monat zum großen Abenteuer ausgezogen sind.

Vielleicht sind wir anders geworden in den paar Tagen da oben! Wir haben schon oft schwere Kletterfahrten unternommen, aber noch nie haben wir tagelang so hart kämpfen müssen wie an diesem Berg. Und noch nie haben wir die Grenzen so sehr gespürt, die uns gesetzt sind, wie in diesen gnadenlosen Granitplatten.

Anschrift des Verfassers: Fridl Purtscheller, Zirl, Auergasse 2

K 2 – Der König des Karakorum

Von Ludwig Greißl

(Mit 2 Bildern, Tafel XII, XIII)

Wenn diese Bezeichnung auch nicht gebräuchlich ist, es widerstrebt mir, diesen Berg nur einfach K 2 zu nennen. Auch wenn er nicht mit 8611 m der Zweithöchste der Erde wäre — für mich besteht kein Zweifel, daß er der König unter den Bergen des Karakorum ist. Chogori nennen ihn die Eingeborenen, den „Großen Berg". Frei und unmittelbar, wie die Konstruktion eines genialen Baumeisters, steht er unbeschreiblich schön, und trotz seiner wuchtigen Mächtigkeit elegant geformt, über dem Godwin-Austen-Gletscher. Welch ein Ziel für einen Bergsteiger!

Zur Ersteigungsgeschichte

Die weite Entfernung des K 2 vom Saum des Gebirges und die für Expeditionen um die Jahrhundertwende noch recht ungünstige Lage des Ausgangsortes Skardu waren die Gründe, warum seine bergsteigerische Geschichte erst relativ spät begann.

Nach der Forschungsreise des Engländers Lord Conway, der als erster 1892 den K 2 vom oberen Baltoro aus erblickte, war es die Expedition von Oscar Eckenstein, ebenfalls einem Engländer, welche 1902 den ersten Ersteigungsversuch unternahm. Es war eine wahrhaft internationale Bergsteigergruppe. Österreicher, Engländer, Schweizer und ein Ire steckten sich das hohe Ziel, das jedoch für die damalige Zeit noch nicht reif genug war. Unter großen Schwierigkeiten erreichten am 10. Juli der Österreicher Dr. Wessely und der Schweizer Jacot-Guillarmod eine Höhe von 6600 m am NE-Sporn des Berges. In der Folge erkrankte der Österreicher Pfannl lebensgefährlich und man mußte sich entschließen, die Expedition abzubrechen. Dennoch brachte das Unternehmen einige wertvolle Ergebnisse nach Hause. So z. B. die Erkundung des oberen Godwin-Austen-Gletschers und die erstmalige Ersteigung des Skyang La, des „Sattels der Winde" (6233 m). Der von der Schulter des K 2 gegen den Godwin-Austen-Gletscher abfallende SE-Sporn wurde als der günstigste Anstieg bezeichnet. Tatsächlich stellte sich dies in den folgenden Jahren und Jahrzehnten als richtig heraus.

1909 kam eine italienische Expedition, ebenfalls mit dem Hauptziel K 2, in den Karakorum. Unter der vorbildlichen Leitung von Luigi Amedeo von Savoyen, dem Herzog der Abruzzen, wurden unter den damaligen Verhältnissen hervorragende Leistungen erzielt. Die wunderbare photographische Ausbeute von Vittorio Sella, einem der Mitglieder dieser Expedition, gilt auch heute noch als eine der besten, die je vom Baltoro-Gebiet entstanden ist. Am 26. Juni war die Expedition im Basislager angelangt. Man erkundete den Savoya-Gletscher und die Aufstiegsmöglichkeiten über die Westwand des K 2. Eine weitere Gruppe stieß über den Godwin-Austen-Gletscher zur Ostseite des Berges vor. Schließlich einigte man sich über einen Angriff über den SE-Sporn, der seither Abruzzensporn genannt wird. Welche Höhe genau erreicht wurde, scheint fraglich. Auf alle Fälle lag der höchste Punkt unterhalb einer markanten Felsgruppe in 6750 m, an deren Fuß die nachfolgenden Expeditionen ihr Lager 4 hatten. Etwa auf 6000 m war man gekommen. Doch nicht nur am K 2 war diese Expedition tätig. Am Skyang Kangri (7544 m) stieg man bis auf eine Höhe von 6600 m. Die Chogolisa (7654 m) wäre beinahe bezwungen worden, man kam bis 150 m unter den Gipfel. Wenn man die Zeit bedenkt — eine vorzügliche Leistung!

In den folgenden Jahren reisten hauptsächlich wissenschaftliche Expeditionen in den Karakorum. Auch einige hohe Gipfel wurden dabei erstiegen. Den K 2 ließ man in Ruhe. Vielleicht, weil man erkannt hatte, daß es sich hier um einen der wirklich schweren Berge handelt, um einen der schwersten 8000er überhaupt.

Erst 1938 fand der dritte Ersteigungsversuch statt. Man verlor sehr viel Zeit mit einer weiteren Erkundung rund um den Berg. Man dachte, eine bessere Aufstiegsmöglichkeit zu finden, als es jene über den Abruzzensporn darstellt. „Himmelsleiter" nannte Dr. Charles Houston, der Leiter dieser nordamerikanischen Expedition, den Grat. Erst am 1. Juli begann man den Anstieg — über den Abruzzensporn, der sich wieder einmal als die beste Möglichkeit anbot. Ungeheuer schnell wurden die Lager vorgetrieben. Schon zwanzig Tage später war Lager 7 auf der Schulter des Riesen eingerichtet. Trotz des guten Wetters, trotz der guten Verfassung glaubten nun die Bergsteiger, den Gipfel nicht mehr erreichen zu können. Man wollte nur noch so hoch als möglich kommen, den günstigsten Platz für ein Lager 8 erkunden. Es war bravourös, wie die Mannschaft den Anstieg bewältigte. So bleibt jener Entschluß unbegreiflich, der damals ziemlich sicher den Gipfel kostete. Bei geradezu idealem Wetter kehrte man in etwa 8000 m Höhe um.

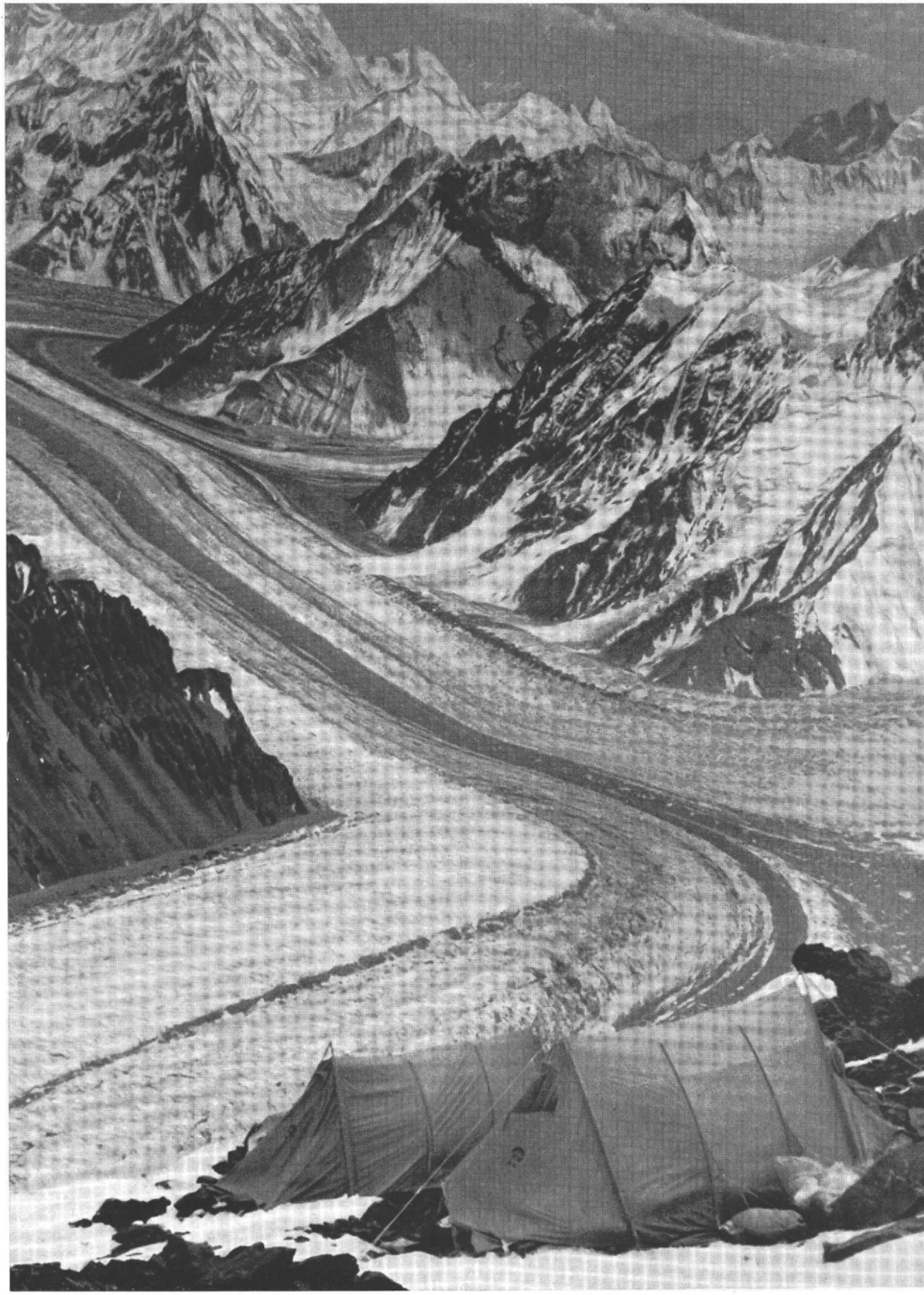
Ein Jahr später (1939) kommt wieder eine amerikanische Expedition. Diesmal unter der Leitung des gebürtigen Dresdners Fritz Wießner. Seine Mannschaft ist nicht homogen genug in ihrer Leistungsfähigkeit. Der Expeditionsverlauf ist dramatisch und führt letzten Endes zu einer Katastrophe! Mit ausgezeichneten Sherpas und dem besten Mann der Gruppe, Dudley Wolfe, baut Wießner die Lager auf. Der ebenfalls sehr starke Amerikaner Durrance fällt in Lager 6 aus und muß hinunter ins Basislager. Am 14. Juli erreichen Wießner und Wolfe mit drei Sherpas Lager 8 in 7712 m Höhe. Doch sie ahnen nicht, daß der Abruzzensporn unter ihnen nicht mehr besetzt und der Nachschub nicht ausreichend gesichert ist! Dazu wird Wolfe krank und muß in Lager 8 zurückbleiben.

Wießner und sein Sherpa Pasang Lama errichten Lager 9 und brechen am 18. Juli zum Gipfel auf. Um 18 Uhr 30 hat man die letzten Schwierigkeiten hinter sich, das Wetter ist warm und windstill. Sie sind 8385 m hoch. Wießner will an diesem Tag noch zum Gipfel gehen. Pasang Lama besteht jedoch auf die Rückkehr nach Lager 9. Beim Abstieg verliert er die Steigeisen. Der nächste Tag wird benutzt, um auszuruhen. Dann brechen sie erneut zum Gipfel auf. Infolge der verlorenen Steigeisen vergeht durch Stufenschlagen wertvolle Zeit, und sie kehren schließlich wieder um, diesmal nach Lager 8, um neue Lebensmittel heranzuschaffen. Dort finden sie Wolfe vor, der immer noch krank ist. Weiterer Nachschub war nicht eingetroffen.

Um die oberen Lager wieder ausreichend zu versorgen, steigen sie alle zusammen gleich weiter nach Lager 7 ab. Zu ihrer Verwunderung finden sie es leer, nur ein Zelt und wenig Proviant ist vorhanden. Zu dritt haben sie nur einen Schlafsack und verbringen eine schlechte Nacht. Wolfe muß wieder zurückbleiben, während die beiden anderen versuchen, von Lager 6 Nachschub zu bringen. Zu ihrem Entsetzen finden sie dieses ebenfalls völlig leer! Sie müssen weiter hinunter, finden alle Lager abgeräumt und übernachten verzweifelt in Lager 2, nur mit einer Zeltplane zugedeckt. In fürchterlicher Verfassung, unfähig zu sprechen, treffen sie am 24. Juli im Basislager ein. Was führte zu dieser verhängnisvollen Situation?

Vier Sherpas gingen vor Tagen nach Lager 7, um dort oben im Notfall helfen zu können. Lange hatten sie gerufen und keine Antwort erhalten. Sie glaubten an den Tod der Gipfelgruppe und kehrten um, nicht ohne jedes Hochlager auszuräumen. Die unteren Lager waren schon früher abgebaut worden, in der Annahme, daß die Gipfelmannschaft ihre eigenen Ausrüstungsgegenstände beim Rückzug mitbringen würde. So bahnte sich die Katastrophe an!

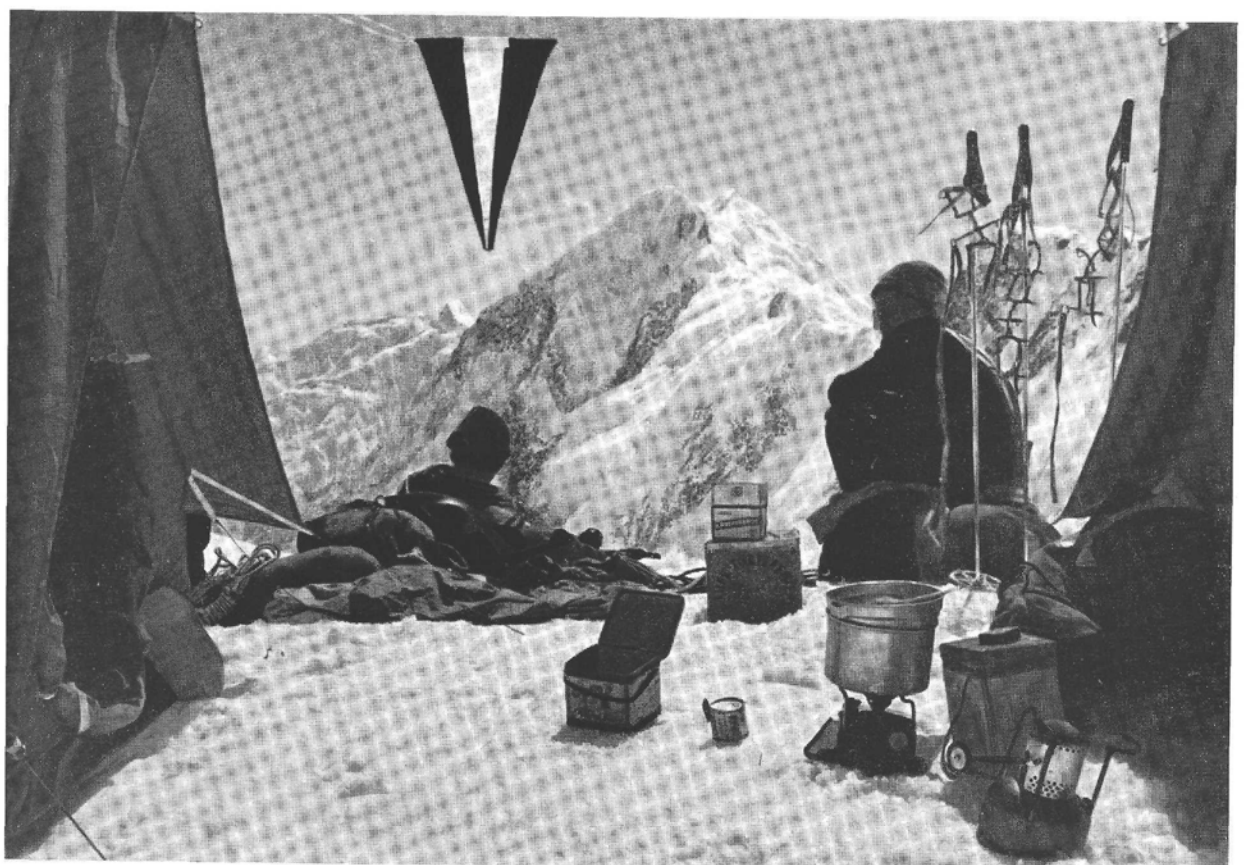
Nach einigen Schlechtwettertagen bricht Durrance mit drei Sherpas auf, um Wolfe Hilfe zu bringen. In Lager 4 kann er vor Erschöpfung nicht mehr weiter und kehrt um. Darauf gehen zwei weitere Sherpas am nächsten Tag in einem Zug vom Basislager bis



Lager 5 (6678 m) am Abruzzensporn des K 2. Etwa 2000 m tiefer der Godwin-Austen-Gletscher _ Aufn.: Ludwig Greißl

Distaghil Sar (7885 m) vom Basislager, Aufstiegsroute und Hochlager: 1 = 5740 m, 2 = 6500 m, 3 = 7010 m

Aufn.: Wolfgang Stefan



Rast im Lager 2 am Distaghil Sar

Aufn.: Wolfgang Stefan

TAFEL XIV

zu Lager 6, eine in der Geschichte der Expeditionen einmalige Tat! Am darauffolgenden Tag finden sie, zusammen mit den beiden anderen, Wolfe in Lager 7. Er ist noch am Leben, aber unfähig abzusteigen. Die Träger verlassen ihn und wollen am nächsten Tag wieder kommen. Am 4. August kommt einer der vier Träger ins Basislager und berichtet vom Absturz seiner Kameraden und vom Tod Dudley Wolfes. Der K 2 bleibt unbezwungen, jungfräulich ragt sein Gipfel über den Bergen des Karakorum ...

1953, vierzehn Jahre später, führt wieder Dr. Houston eine Mannschaft zum K 2. Es ist eine Mannschaft langjähriger Freunde, alle sind ausgezeichnete Alpinisten. Sie treffen am 19. Juni im Basislager ein und errichten alle acht gemeinsam am 1. August Lager 8 in einer Höhe von 7740 m. Hier wird das Wetter plötzlich schlecht. Das ausgeschlagene Glück von 1938 kommt nicht wieder! Art Gilkey, einer der Kameraden, erkrankt schwer. Am 10. August kehrt man um. Furchtbar peitscht der Sturm über die Flanken und Grate. Langsam wühlen sie sich durch grundlosen Neuschnee, unendlich vorsichtig transportieren sie die Tragbahre von Gilkey. Sie stürzen an einem gefährlichen Eishang. Wie durch ein Wunder kann ein Mann fünf andere halten. Wohl niemand der Mannschaft wäre zurückgekehrt! Endlich ist Lager 7 erreicht. Sie stellen ein Zelt auf. Da geht ganz in ihrer Nähe eine Lawine ab und nimmt den kranken Freund mit in die Tiefe. Er ist das fünfte Opfer des Berges. Trotz des mit unverminderter Stärke tobenden Sturmes kommen die anderen hinunter, eine ausgezeichnete psychische Leistung!

Nun ist die Expedition am Zuge, die zum Berg geht, nicht um ihn zu versuchen, sondern um ihn zu ersteigen! Es ist die italienische Expedition 1954 unter der Leitung von Prof. Ardito Desio.

Elf der besten Bergsteiger Italiens und eine Reihe ausgezeichneter Hunzas führen eine Materialschlacht ohnegleichen. Und sie siegen! Sie siegen unter schlechtesten Wetterbedingungen. Einer ihrer Kameraden stirbt in Lager 2 an einer Lungenentzündung. Doch alles ist bei dieser Expedition auf den Gipfel ausgerichtet. Hätte man ihn vor der eigentlichen Schlechtwetterperiode nicht erreicht, waren alle Vorkehrungen getroffen, einen zweiten Angriff im Herbst zu unternehmen. Der Aufstieg erfolgt auf der nunmehr schon „klassischen" Route über den Abruzzensporn. Dennoch beugt sich der Berg nur unter größtem persönlichen Einsatz. Wäre die Willenskraft der Bergsteiger und vor allem ihr Mannschaftsgeist nicht gewesen — alles Material hätte nichts genützt.

Am 31. Juli 1954 erreichen Lino Lacedelli und Achilli Compagnoni den Gipfel: ...„der Grat wird immer schmäler und verflacht sich immer mehr. Dann ist er ganz eben. Wir blicken uns um und können es fast nicht glauben: nach monatelanger Anstrengung ist plötzlich kein Höhersteigen mehr möglich, über uns ist nichts mehr als der Himmel ...!"

Damit ist die Geschichte des Berges aber nicht zu Ende. Als die nächsten Bergsteiger kamen 1960 wir.

Unsere amerikanisch-deutsche Expedition 1960 zum K 2

Die Vorgeschichte

Während der langen, unvermeidlichen Vorbereitungsarbeiten schien zunächst alles normal und nach Wunsch zu laufen. Seit 1958 hatte Major W. D. Hackett, ab Herbst 1959 in Bad Tölz bei München stationiert, seine Pläne, eine Expedition zur zweiten Ersteigung des K 2 zu unternehmen, mit großer Sorgfalt und unverwüstlicher Energie vorangetrieben. Er wollte den Berg genau nach dem Ersteigungsplan der erfolgreichen italienischen Expedition über den Abruzzensporn angreifen, allerdings mit einer kleineren, aber um so schlagkräftigeren Bergsteigergruppe. Und dies weniger in einer „Materialschlacht", als vielmehr in Form eines einfachen bergsteigerischen Unternehmens.

Schon im Winter 1959/60 traf die Einreisegenehmigung aus Pakistan für insgesamt sieben Bergsteiger ein. Zum Gipfelaufstieg sollten dann lediglich noch vier Hochträger

im Lande eingestellt werden. Versorgungsplan und Besetzung der einzelnen Hochlager lagen theoretisch fest. Die dafür notwendige Ausrüstung und Verpflegung standen zum großen Teil schon abrufbereit.

Doch dann, im Spätwinter 1959/60, sagten plötzlich die drei vorgesehenen Schweizer und wenig später auch zwei der aus USA erwarteten Bergsteiger aus beruflichen Gründen ab. In seiner Not wandte sich Hackett an einen seiner Freunde in München, um mit einer deutschen Bergsteigergruppe in Kontakt zu kommen. So wurde es schließlich Anfang März, ehe die Mannschaft dann endgültig stand. Durch die Unterstützung des Deutschen Alpenvereins war die Teilnahme von vier deutschen Bergsteigern doch noch möglich geworden. Von deutscher Seite nahmen außer dem Verfasser noch Dr. Wolfgang Deubzer, als Expeditionsarzt, sowie Günter Jahr (†) und Herbert Wünsche teil. Als Landsleute unseres Expeditionsleiters, W. D. Hackett, stießen noch Davis Bohn und Lynn Pease aus Amerika zu uns.

Mit vereinter Kraft gingen wir nun in München an die „letzten" Vorbereitungsarbeiten. Die praktische Verwirklichung unserer kühnen Träume forderte von allen noch einige aufreibende Wochen, in denen wir manche Nacht durcharbeiteten. Ohne die unermüdliche Hilfe unserer Münchner Freunde hätten wir es aber wohl nie geschafft!

Erbosten Hauseinwohnern, welche namentlich während der Zeit des nächtlichen „Kistennagelns" kaum zur Ruhe kamen, bot unser unverwüstlicher Doktor-Sahib galant einige Schlaftabletten aus seiner Medizinkiste an. Endlich waren Gepäck und zwei Kameraden mit dem Schiff auf dem Wege nach Karachi, und am 14. Mai flog der Rest der Mannschaft dorthin nach.

In Pakistan stießen sodann noch der obligate Verbindungsoffizier, Captain Sharif Ghafur, sowie Hajat Ali Shah zu uns, letzterer als Gast unserer Expedition. Später konnten wir immer wieder erfreut feststellen, daß er nicht unerheblich zur guten Zusammenarbeit der Expedition beitrug. Leistete er doch nicht nur wertvolle Hilfe durch seine ausgezeichneten Kenntnisse von Land und Leuten, sondern auch beim Lastentransport und Ausbau der Hochlager.

Bis Rawalpindi, der letzten Eisenbahnstation am Rande des Himalaya lief alles programmgemäß ab. Dann gab es eine Stockung auf unserem weiten Weg zum Fuße des Berges.

Die Flugstrecke Rawalpindi—Skardu gilt als eine der schwierigsten überhaupt; sie kann deshalb nur bei absolut gutem Wetter geflogen werden. Wertvolle Tage vergingen, bis die Expedition, getrennt in zwei Gruppen auf gutes Wetter wartend, am 30. Mai endlich in Skardu wieder zusammen war. 185 Träger und 4 Hochträger standen dort schon seit einigen Tagen für den Abmarsch bereit. Am Abend fand ein Empfang beim Political Agent statt, wo wir mit ausgesuchter Freundlichkeit aufgenommen wurden. Von den besten Wünschen begleitet, starteten wir am nächsten Morgen jenseits des Indus in Richtung K 2.

Zum Baltoro-Becken

Furchtbar anstrengend werden für uns zunächst die ersten drei Tagesmärsche von Skardu über Shigar, Kushamul nach Dassu. Wir merken, daß uns die schnelle Anreise nach den Mühen der Vorbereitung viel Kräfte gekostet hat. So stolpern wir müde durch den manchmal knöcheltiefen Sand und möchten unsere 40pfündigen Rucksäcke am liebsten wegwerfen. Wir bewundern die Träger, welche die sperrigen Lasten, teilweise gut 65 Pfund schwer, mit nur ganz dünnen Schnüren unermüdlich schleppen. Sie gehen in einem eigenartigen, für uns völlig ungewohnten Rhythmus. Später, als wir in guter Form waren, wollten wir so manchen Tag noch viel weiter voran als die Träger. Doch daran denkt zum jetzigen Zeitpunkt niemand. Heiß brennt die Sonne, kein bißchen Wind bewegt die Luft. In einigen schönen Weihern zu baden, wird uns verwehrt. Es gäbe in diesen Gewässern eine Algenart, welche sich in die Poren der menschlichen Haut grabe und schwere Krankheiten verursache.

Herrlich ist die Landschaft im Shigartal! Saftige Oasen, weitgedehnte Aprikosenhaine, kilometerlange Sandflächen, tiefblaue Gewässer und reißende Bäche wechseln miteinander, umgeben von herrlichen Bergketten. Geradezu lieblich ist die Gegend zu nennen. Später geht es von Dassu hinauf nach Askole, dem letzten Dorf auf dem Weg zum Baltoro. Nun ist die Landschaft romantisch wild. Tief hat sich der Braldu in das Tal eingegraben und wild brodeln seine Wassermassen. Die Seilbrücken, von denen uns eine etwas später einige Schauer den Rücken herunterjagt, sind hier weggerissen. Oft müssen wir den Weg hoch an Bergflanken entlang nehmen.

Am Mittag des 5. Juli treffen wir in Askole ein und gönnen uns einen halben Rasttag. Überall werden wir mit großer Freundlichkeit und Gastlichkeit willkommen geheißen. Unserem Doktor-Sahib Wolfgang dürfte sich der Magen umgedreht haben, als er beobachten kann, wie die Leute ihre Kranken noch kränker machen! Wenn z. B. jemand Bauchweh hat, wird der Abstand vom Bauchnabel zuerst von der rechten und dann von der linken Brustwarze genau gemessen. Wehe dem Kranken, wenn sich dabei Differenzen herausstellen! Sie sind zweifelsohne die Ursache der Krankheit und mit aller Kraft, mit Füßen und Fäusten wird versucht, den Körper wieder „symmetrisch" zu machen. Eines Abends verlangt ein Träger Schlaftabletten und Wolfgang, der sich immer bemüht, jeden individuell zu betreuen, gibt dem Mann etwas Evipan. Am nächsten Morgen wankt dieser müde des Weges — er hatte die Tabletten zum Frühstück genommen!

Weiter geht nun der Anmarsch über die Zunge des Biafo-Gletschers, durch die Dumordo-Furt hinauf nach Paiju, dem letzten Lagerplatz vor dem Betreten des Baltoro-Gletschers, einem der größten außerarktischen Gletscher der Erde. Mühsam ist der Weg auf dem locker liegenden Schutt des Eises, eindrucksvoll der Gesang der Träger vor dem Betreten des Gletschers. Tief muß in diesen Völkern ein Rest des Urglaubens existieren, wonach die Gottheit in den Bergen wohnt.

Urdokas wird erreicht, eines der schönsten Fleckchen, die man sich denken kann. Es ist ein uraltes Bergsturzgebiet inmitten von Bergen sinneverwirrender Pracht. Allmählich tauchen auch die Riesen des Karakorum vor uns auf. Der stolze Masherbrum (7821 m), der Mustagh-Turm (7273 m), ganz hinten am Talende das wunderbar ebenmäßige Trapez des Gasherbrum IV (7980 m) und neben ihm die wuchtige Gestalt des Broad-Peak (8047 m). Ich vermag es nicht zu schildern, wie groß unsere Begeisterung ist und wie tief die Freude, dies schauen zu dürfen.

Ohne wesentliche Schwierigkeiten mit den Trägern kommen wir weiter. Wir haben Glück! In Urdokas tritt nämlich jede Expedition in eine kritische Phase. Hier ist man 4 Tage vom letzten Dorf entfernt und weitere 4 Tage von den Basislagern am Fuße der 8000er. Hier ist der Träger nicht mehr vom Sahib, sondern umgekehrt der Sahib vom Träger abhängig. Doch dank des Verhandlungsgeschickes unseres Sharifs wird ein drohender Trägerstreik schnell abgewendet.

Nach zwei Tagen sind wir in „Concordia", jenem wunderschönen Ort am Zusammenfluß von Baltoro und Godwin-Austen-Gletscher. Nicht weniger als vier 8000er stehen sich hier gegenüber, hohe 7000er schließen den Kranz um diesen Platz. Es ist eine herrliche Kulisse.

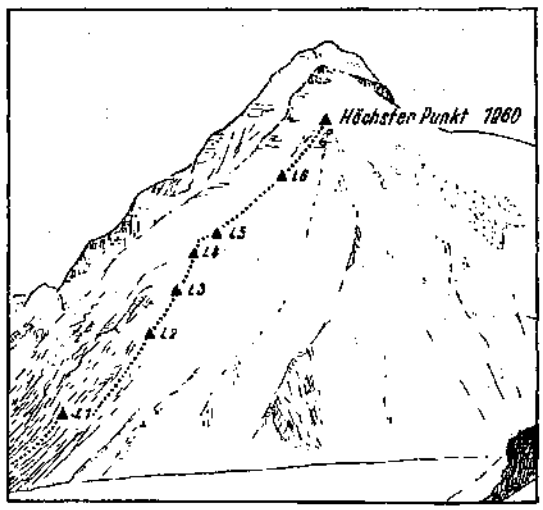
Der Aufstieg

Um die Mittagszeit des 14. Juni steht endlich unser Basislager am Fuß der Südabstürze des K 2, fast genau am Zusammenfluß von Savoya- und Godwin-Austen-Gletscher in etwa 5000 m Höhe. Die Lastenträger wurden entlassen, zum ersten Male seit vielen Tagen sind wir allein. Fast „militärisch" wirkt der Anblick der sorgsam aufgereihten Gepäckstücke, die für den Weitertransport über den Abruzzensporn vorbereitet sind.

Schon am nächsten Tag brechen Wolfgang und Davis mit den Hochträgern auf, um Lager 1 zu errichten. Wir anderen beschäftigen uns mit dem Ausbau des Basislagers. Der Empfang der eigens für uns gesendeten Wetterberichte klappt ausgezeichnet, ebenfalls die Verständigung untereinander mittels kleiner Sprechfunkgeräte. Lager 1

konnte an diesem Tag nicht ganz erreicht werden, denn viel Zeit erforderte eine sichere Routenlegung durch den Eisbruch des Godwin-Austen-Gletschers, der direkt unter dem Sporn ansetzt.

Am nächsten Tag bleiben nur Davis und Sharif im Basislager, alle anderen gehen mit schweren Lasten, um Lager 1 zu errichten. Gegen 16 Uhr sind wir oben, bauen einige Zelte auf und kehren dann alle wieder zurück. Das Wetter ist etwas schlechter geworden, leichter Schneefall setzt ein. In dieser Höhe ist dies jedoch nicht weiter schlimm. So beziehen Davis und ich am 17. Juni planmäßig Lager 1 in 5580 m Höhe.



Am folgenden Tag leeren wir das Depot auf der Randmoräne, das am ersten Tag entstanden war. Der Rest der Mannschaft trägt weitere Lasten vom Basislager herauf. Am Abend dieses Tages wird das Wetter ganz klar, Lager 1 ist um diese Zeit fertig errichtet. Nur noch einmal gehen die Kameraden hinunter, damit auch der Rest der Ausrüstung nach oben kommt.

Mit Davis und Taqi, einem der Hochträger, steige ich inzwischen in Richtung Lager 2, das bisher auf einer kleinen Plattform in einer Höhe von 6095 m errichtet worden war. Wir verlassen uns auf den Balti, der angibt, den genauen Aufstieg zu kennen. Einige Stunden geht es ein enges Coloir hinauf, das manchmal eine Neigung bis zu 55 Grad aufweist. Dann erreichen wir den Felsgrat und müssen feststellen, daß der eingeschlagene Weg falsch war. Wir hätten schon von ganz unten in den Felsen gehen müssen. Einige Seillängen unter dem Lagerplatz legen wir unsere Lasten ab und kehren zurück nach 1. Am nächsten Tag gehen wir in zwei Gruppen den richtigen Weg. Die erste Gruppe besteht aus Wolfgang, Günter und Herbert und hat die Aufgabe, die Route mit fixen Seilen zu versichern. Die zweite Gruppe folgt mit den Lasten nach. Am Nachmittag dieses Tages ist Lager 2 aufgebaut. Wir finden ein völlig zerrissenes Zelt, einige Konservendosen und zwei Primuskocher, die noch ausgezeichnet funktionieren. Von hier oben ist zum ersten Male der Tiefblick zum Gletscher frei. Das Panorama beherrscht der gegenüberliegende Broad Peak mit seinen imposanten Eisflanken. Nur Bill und ich bleiben in dieser Nacht oben, die anderen sollen Nachschub heran schaffen. Der nächste Tag bringt Sturm und Neuschnee, und wir warten auf die Freunde, denen das Wetter an den fixen Seilen nichts anhaben kann. Leider ist Davis, der nun bei uns bleibt, in der Folgezeit in schlechter Verfassung. So beschließen wir, die Mannschaft von Lager 2 zu wechseln.

Günter und Herbert errichten am 24. Juni Lager 3 (6378 m), wir anderen bauen inzwischen Lager 2 vollends aus. Technisch recht schwierig ist der Weg zwischen Lager 2 und 3. Plattiger, vereister Fels bietet wenig Standmöglichkeiten. Wir sind froh, beim Schleppen der Lasten die fixen Seile zu haben. Unsere Hanfseile haben einen Durchmesser von 6 mm. An nicht vom Steinschlag getroffenen Stellen können wir die dort unversehrt gebliebenen 10-mm-Perlonseile der Italiener verwenden.

Nach einigen Sturmtagen, die sehr viel Neuschnee brachten, gehen Günter und ich am 28. Juni nach Lager 4 (6560 m). Zwei dort vorgefundene Gaskocher arbeiten noch einwandfrei, sie sind wahrscheinlich von den Italienern zurückgelassen worden. Eine

senkrechte, 80 m hohe Felswand über Lager 4 scheint den Weiterweg zu versperren. Houje, ein Mitglied der Houston-Expedition von 1938, fand damals einen Kamin, der durch diese Wandstufe zieht und nach ihm benannt wurde. Am oberen Ende hatten die Italiener einen Seilaufzug montiert, den wir wieder notdürftig instandsetzen. Er wird uns helfen, die Lasten zu transportieren, mit denen durch den Kamin zu klettern sehr schwierig wäre.

So ist schon am 6. Juli auch Lager 5 (6678 m) völlig versorgt. Dieses Lager 5 dient als Basislager zur Bezwingung der Schulter. Das Wetter hält sich ausgezeichnet. Doch gerade in dieser entscheidenden Phase wird unsere Schlagkraft durch den endgültigen Ausfall von Davis und Lynn empfindlich geschwächt. Wir verlieren wertvolle Zeit, in der nun die Gipfelgruppe alle Lasten tragen muß. Zudem sind zwei unserer Hochträger ebenfalls nicht einsatzfähig. Trotzdem gelingt es Herbert und Hajat, am 9. Juli Lager 6 (6970 m) zu errichten, das wir in der Folgezeit ausreichend versorgen können. Wir haben Brennstoff und Nahrungsmittel für gut 14 Tage hier oben. Herbert und Wolfgang bringen mit den Hochträgern die Sauerstoffausrüstung und noch einige Zelte. Hajat und Bill tragen schwere Lasten mit weiterer Verpflegung, Günter und ich räumen Lager 3 und bringen dessen Ausrüstung ebenfalls hinauf. So sind alle Voraussetzungen für die Bezwingung der Schulter geschaffen. Der Abruzzensporn mit seinen fast ununterbrochenen technischen Schwierigkeiten dürfte nun bald unter uns liegen.

Am Abend des 10. Juli sitzen Günter und ich in dem kleinen Zelt von Lager 6 und denken nur noch an den Gipfel. Diese Gedanken sind sehr kühn, denn wir wissen, daß das schwerste Stück des Abruzzensporns, die „schwarze Pyramide", noch vor uns liegt, ehe das leichtere Gelände der Schulter beginnt. Hier müssen wir noch zwei Lager errichten, ehe wir zum letzten Angriff starten können. Dies ist jedoch einzig und allein eine Frage des Wetters. Unsere Kondition und die der Kameraden in Lager 5 ist so gut, daß wir fest an einen Erfolg glauben. Alle Lasten für die restlichen Lager liegen bereits hier oben in Lager 6. Morgen wollen wir auf der Schulter sein! Doch daraus wird nichts.

Zwei Tage tobt ein heftiger Schneesturm, auch am 13. Juli ist die Wetterlage noch nicht sicher. Da wir keine Sprechverbindung mit dem Basislager herstellen können, erfahren wir auch nichts über die neuesten Wettermeldungen.

Um 10 Uhr vormittags entschließen wir uns zu gehen. Allmählich legt sich der Sturm. Es ist ein wunderbares Steigen in den Felsplatten der „Pyramide". Von Zeit zu Zeit reißt der Nebel auf und gibt einen phantastischen Tiefblick frei. Von hier oben sehen die Gletscher völlig glatt und eben aus, breiten Straßen gleich ziehen sie hinaus in die Täler. Nur noch wenige Gipfel in der Runde sind über uns. In geübter Zusammenarbeit fixieren wir Seil um Seil in den Felsen und nach knapp vier Stunden stehen wir am ersten Eisfeld der Schulter in etwa 7260 m Höhe. Vor uns liegt die verhältnismäßig sanft geneigte Schulter und die daran ansetzende, letzte Gipfelpyramide unseres Berges. Greifbar nahe scheint der höchste Punkt! Wir haben jedoch heute keine Lagerausrüstung bei uns und kehren voll innerer Zufriedenheit zurück nach Lager 6. Das letzte Stück des Sporns ist jetzt jedenfalls zum Tragen von Lasten fertig hergerichtet. Freudig begrüßen uns die inzwischen eingetroffenen Kameraden. Herbert bleibt in der folgenden Nacht bei uns. Unser Plan ist es, nunmehr zu dritt am nächsten Tag Lager 7 zu errichten und gleich oben zu bleiben, während der Rest der Mannschaft nach 6 zieht. Am darauffolgenden Tag wollen wir dann Lager 8 vortreiben, die Freunde sollen Lasten nach 7 tragen. Wir hoffen so, in vier Tagen zum Gipfelangriff übergehen zu können.

Maßlos ist die Enttäuschung, als in der folgenden Nacht der Sturm erneut einsetzt und sich allmählich zum Orkan steigert. Nur gut, daß das Zelt fest verankert ist. Manchmal rüttelt der Sturm so gewaltig an den Planen, daß wir mit den Händen stützen müssen. Wir wissen um die Kostbarkeit der Lebensmittel hier oben und versuchen mehrmals, in den folgenden Tagen abzusteigen, sehen jedoch immer die Unmöglichkeit eines solchen

Versuches ein, sobald wir das Zelt auch nur öffnen. Volle zehn Sturmtage sind wir in Lager 6 eingeschlossen und von der Welt abgeschnitten. Dann endlich können wir hinunter. Ein Hinauf wäre sinnlos, denn die Lebensmittel waren knapp geworden, vor allem aber der kostbare Brennstoff.

Die Situation in Lager 5 ist die gleiche. Auch hier konnten Bill, Hajat und die Hochträger 10 Tage nicht aus den Zelten oder gar absteigen, weshalb auch hier der Proviant knapp ist. So gehen Günter, ein Hochträger und ich am frühen Nachmittag des 23. Juli, nach einer kurzen Rast in Lager 5, hinunter ins Basislager, um erneut Lebensmittel heraufzubringen. Die anderen holen Benzin von Lager 4 und schaffen dieses und den Rest der Lebensmittel von 5 hinauf nach 6. Wir wollen es nochmals versuchen, das Wetter ist wieder gut geworden.

Am 25. Juli sind wir mit neuen Lebensmitteln wieder in Lager 5, die Kameraden planmäßig in 6. Doch in der Nacht beginnen die Zeltwände wieder in bekannter Weise zu flattern. Der Wetterbericht ist auch schlecht. So müssen wir uns schweren Herzens entschließen, die Expedition abzubrechen. Günter versucht nach 6 zu gehen, um den Freunden dort beim Abtransport zu helfen, ich wühle mich mit einem Hochträger zurück ins Basislager. Unser Plan ist, das Gepäck die Eiswand rechts des Spornes herunterzuwerfen. Wir nennen das Ganze „Snowslope-Aktion"! Doch bis zum 2. August müssen die Freunde noch warten, bis das Wetter den Abbau der Hochlager erlaubt. Wie ich später erfahre, haben Herbert und Hajat am Tag meines Abstieges versucht, nochmals die Schulter zu erreichen, um wenigstens die von Sturm und Steinschlag arg in Mitleidenschaft gezogenen Seile wieder herzurichten. Sie kämpften sich an diesem Tage fast bis zum höchsten Punkt vom 13. Juli durch. Doch alles hatte keinen Sinn mehr, die Verpflegung in den höchsten Lagern war aufgebraucht. Einen ausreichenden Nachschub in die oberen Lager zu bringen, hätte den Einsatz der vollen Mannschaft erfordert. Lynn und Davis waren jedoch inzwischen nach Askole zurückgekehrt, um die Träger zu organisieren.

Die „Snowslope-Aktion" war ein voller Erfolg! Wenn auch von der Mitte des Eishanges ab alles einzeln angeschossen kam, konnten wir doch bis auf wenige Kleinigkeiten alles bergen. Der Rückzug wurde so ohne jede Gefährdung der Leute durchgeführt. Sprechfunk, Feldstecher und eine gut aufgestellte Postenkette haben es verhindert, daß wertvolle Ausrüstung verloren ging.

Am 10. August kommen die Träger. Über den Skoro La, einem Paß (5100 m) bei Askole, gehen wir nach Skardu. An so manchem Lagerfeuer denken wir zurück an den Berg, der uns zwar nicht das Letzte, aber doch soviel gewährt hat.

Literaturnachweis:

G. O. Dyhrenfurth, „Zum dritten Pol", Nymphenburger Verlag, München 1952.
G. O. Dyhrenfurth, „Der dritte Pol", Nymphenburger Verlag, München 1960.
A. Desio, „K 2 — Zweiter Berg der Erde", Nymphenburger Verlag, München 1956.
H. Lechenperg, „Himmel, Hölle Himalaya", Copreß-Verlag, München 1958.

In diesen Büchern weitere Schriftenhinweise.

Anschrift des Verfassers: Ing. Ludwig Greißl, München 59, Waldschulstraße 45

Österreichische Karakorum-Expedition 1960

Von Wolfgang Stefan

(Mit 2 Bildern, Tafel XIV)

Regenschwere Wolken hängen über den grauen Häusern der Stadt, als unser Zug Wien in Richtung Tarvis verläßt. Götz Mayr, Herbert Raditschnig, Günther Stärker und Diether Marchart bilden mit mir die kleine Gruppe, die einem der höchsten noch unerstiegenen Karakorum-Gipfel, dem 7885 m hohen Distaghil Sar, entgegenzieht. — Ein letztes Abschiedswinken unserer Angehörigen und Kameraden, die mit den Gedanken bei uns sein werden, wenn wir in der Einsamkeit der Bergwildnis des Karakorum Tag für Tag höher steigen, wenn wir im Schneesturm in den Zelten liegen oder wenn wir Lager für Lager weiter hinauftragen werden. Mit diesen Gedanken lassen wir uns erschöpft auf den weichen Sitzen unseres Abteiles nieder. Die letzten Tage der Vorbereitung waren sehr anstrengend und ließen uns kaum Zeit zu schlafen.

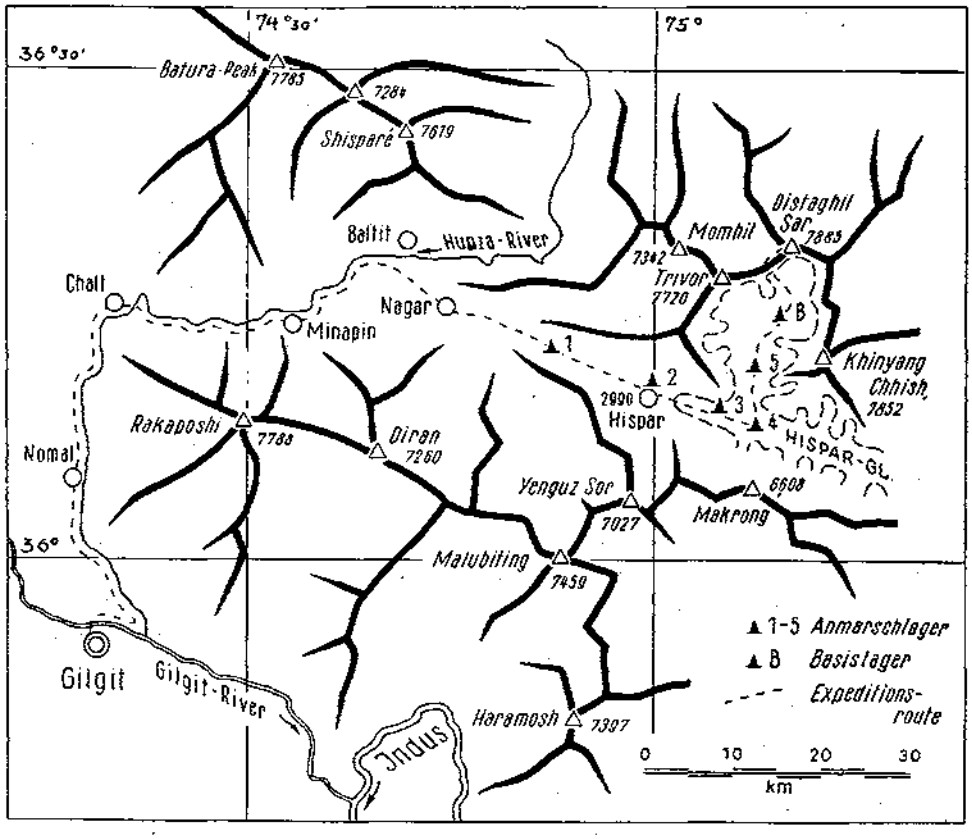
Anreise

In Genua schiffen wir uns mit unserem gesamten Expeditionsgepäck ein und erreichen an Bord der Viktoria in 13tägiger Fahrt Karachi, welches uns mit glühender Hitze empfängt. Unsere Sehnsucht, das Gebirge zu erreichen, wird immer größer, und wir sind froh, nach vier Tagen nach Rawalpindi abfahren zu können. Ein herrlicher Flug bringt uns über eine Unzahl verschneiter Gipfel vorbei an dem gewaltigen Massiv des Nanga Parbat zu unserem eigentlichen Ausgangspunkt, nach Gilgit. Aber anscheinend sind wir ein bißchen zu früh eingetroffen, da auch die niederen Kämme noch tief verschneit vor uns liegen. Jedoch sollte sich mein Grundsatz, lieber zwei Wochen zu früh als eine zu spät, tatsächlich als großer Vorteil erweisen. Freilich ist der Monsuneinfluß im Karakorum und vor allem im nördlichen Teil bei weitem nicht so stark, wie in vielen anderen Gebieten des Himalaya, da das schlechte Wetter schon von den vorgelagerten Bergen abgefangen wird.

Eine besondere Attraktion von Gilgit bilden die Polospiele, von deren Schwung wir sehr begeistert sind. Die bunten Reiter, die mit ihren sehnigen Pferden wie verwachsen scheinen, verstehen mit unheimlicher Geschicklichkeit ihre Poloschläger zu schwingen. Die Musikkapelle spielt in angepaßtem Rhythmus dazu, und hinter dem wild belebten Spielfeld ragen weiße Berge auf.

Auch in Gilgit verrinnen die Tage wie im Flug. Mit dem Political Agent und dem Mir von Nagar, dem Fürsten des nordwärts anschließenden Gebietes, treffen wir Vereinbarungen bezüglich der Träger und der Jeepfahrt nach dem 85 km entfernten Minapin. Nach langem Hin und Her kommen wir zu dem Entschluß, noch eine Woche in Gilgit zu bleiben, da wir dank des guten Flugwetters frühzeitig angekommen sind. Außerdem besteht später vielleicht die Möglichkeit, mit dem Jeep direkt nach Nagar zu fahren. Die Zeit in Gilgit wissen wir gut auszufüllen, wir spielen Basketball und reiten. Herbert und Diether befahren mit Luftmatratzen die kleinen Stromschnellen des Gilgitflusses, der knapp neben dem Chenar Garten, wo unser Haus steht, vorbeifließt. Unsere Verpflegung haben wir schon ganz auf die örtlichen Nahrungsmittel abgestimmt. Tschabati, das sind auf heißen Steinen oder Stahlplatten ausgebackene Brotfladen, Dall, eine Art Linsen, sowie Reis und getrocknete Marillen bilden unsere Mahlzeiten.

Den nettesten Abend erleben wir in Gemeinschaft mit einer pakistanischen Bergsteigergruppe. Fast wie auf einer heimatlichen Hütte kommen wir uns vor in einem Kreis Gleichgesinnter, und alle unsere Gedanken spielen um das Zauberwort „Berg". Auf einmal rückt im Gespräch unser Ziel wieder in den Mittelpunkt, der Distaghil, der gewaltige Gipfel, der seine Grate gleich Riesenfingern nach allen Seiten ausstreckt[1].



Schon zwei Expeditionen gingen den Berg von Süden an, doch mußten beide in ungefähr 7000 m Höhe umkehren. 1957 versuchten die Engländer unter der Führung von Alfred Gregory einen Aufstieg direkt durch die steile Südflanke, während die Schweizer, unter Führung von Raymond Lambert, 1959 über den mehrere Kilometer langen Südostgrat vordrangen.

Wie viele Wochen wird es noch dauern, bis unser Hauptlager unter der „eisgepanzerten Riesenhand" steht?

Der Firn auf den umliegenden Bergen gleißt in der Sonne, und die Schneegrenze rückt von Tag zu Tag höher hinauf. So entschließen wir uns, einen kleinen Ausflug

[1] Der Name Distaghil (oder auch Dastoghil) beruht wahrscheinlich auf einigen der üblichen sprachlichen Irrtümer oder Hörfehler. In der vorliegenden Form kommt das Wort weder in Urdu, noch im Persischen oder Türkischen, noch in einer der örtlichen Sprachen vor. Denkbar wäre als Urform sis dagi (= türkisch „Nebelberg"). Durch Hörfehler wurde vermutlich eine persische Deutung hineingelegt: Dast = „Hand" und kil = „Lehm". Andererseits ist nicht ausgeschlossen, daß der türkische Wortstamm agil – „Schafstall" zugrundeliegt. Sar = persisch „Kopf". (Red.)

in die Umgebung zu unternehmen, damit wir nicht ganz einrosten. Unsere Wahl fällt auf einen weißen Gipfel 15 km südöstlich von Gilgit, dessen Höhe auf unserer Karte mit 4775 m vermerkt ist.

Am 30. April verlassen wir Chenar Garten nach Monora, einer kleinen Ortschaft am Fuße unseres namenlosen Gipfels. Zum Glück treffen wir einen Mann mit zwei Pferden, mit denen wir unsere gewichtigen Rucksäcke befördern können. Der Sand auf der Straße glüht in der Hitze, und die Luft flimmert vor unseren Augen. Froh sind wir, als wir Monora erreicht haben und im Schatten riesiger Bäume bei einem schönen Bach Rast halten. Am Nachmittag steigen wir auf einem Almweg durch grobes Blockwerk. Es ist furchtbar heiß, und vergebens halten wir nach Wasser Ausschau. Aman, wie wir unseren Begleitoffizier nennen, scheint uns schon fast zu verdursten. Als wir in 2100 m Höhe einige verfallene Häuser und terrassenartig angelegte Felder erreichen, entdecken wir eine Quelle. Meine Kameraden sind von diesem grünen Flecken, der von einer weitausladenden alten Weide beschattet wird, einfach nicht mehr wegzubringen, so daß wir dort unsere Zelte aufstellen und uns vornehmen, morgen ganz zeitig aufzubrechen. Um drei Uhr früh steigen wir schon über einen mit dürftigem Gesträuch bewachsenen Hang aufwärts. Der Baumwuchs beginnt hier erst in größerer Höhe, da er nur dort genügend Feuchtigkeit von den darüberliegenden Schneefeldern bekommt. In 3000 m Höhe halten wir inmitten des schütteren Waldes eine kurze Rast. Aman ist zu müde, um weiterzugehen, so daß sich Götz entschließt, mit ihm wieder zum Zelt abzusteigen. Durch einen Birkenwald erreichen wir höher oben einen Rücken. Überall liegt noch sehr viel Schnee, und an manchen Stellen brechen wir sehr tief ein. Am Vormittag erreichen wir den Gipfel, wo unser Höhenmesser 3940 m anzeigt. Er ist also bei weitem nicht so hoch, wie wir nach der Karte angenommen hatten. Obwohl es teilweise bewölkt ist, können wir mit dem Fernglas im Osten die Gipfel der Haramosh-Gruppe erkennen. Ganz nahe vor uns im Süden liegt der Nanga Parbat, dessen Gipfel in Wolken gehüllt ist. Nach einer kurzen Rast steigen wir, durch die Nordflanke abfahrend, hinunter und erreichen zu Mittag die Zelte, wo uns Götz und Aman schon mit ausgiebigem Essen erwarten.

Im Hunzatal

Der nächste Morgen in Gilgit bringt eine bittere Enttäuschung. Unablässig strömender Regen hält uns fest. Die Chalt-Brücke mußte wegen Bauschäden gesperrt werden, und die Straße bis dorthin ist durch Vermurungen zerstört. So müssen wir unsere Abfahrt nach Nagar wieder um zwei Tage, bis auf den 6. Mai, verschieben. Trotz des anhaltenden Regens tauchen die ersten Jeeps bei uns mit dreistündiger Verspätung auf, und die Männer laden unter unserer Aufsicht die Lasten, wobei natürlich jeder für sich die leichtesten und besten erhaschen möchte. Eine halsbrecherische Fahrt beginnt auf der schmalen Straße ins Hunzatal. Aber die wilden Burschen steuern ihre alten Jeeps sicher um die gefährlichen Kurven, und bald ist Nomal erreicht, die nächste Ortschaft, 29 km von Gilgit entfernt.

Die Mitglieder einer Bergsteigergruppe der pakistanischen Armee, die dort ihr Standlager aufgeschlagen haben, unterrichten uns, daß die Straße nach Chalt durch einen Erdrutsch verlegt sei. So schnell soll unsere Fahrt enden? Wir wollen es nicht glauben, ich dränge weiter. Nach drei Kilometern führt die Straße über eine steile alte Moräne hinauf. Mitten in der Steigung versinkt ein Hinterrad des ersten Jeeps bis zur Achse. Das Fahrzeug bäumt sich wie ein wild gewordenes Roß auf. Rasch laufen Herbert und ich die Straße zu Fuß voraus, bis wir an der Erdrutschstelle angelangt sind. Träge arbeiten die Leute mit ihren vorsintflutlichen Werkzeugen an dem wasserüberspülten Engpaß. Wir nehmen ihnen Krampen und Schaufel aus der Hand, und bald ist die Stelle wieder passierbar. Dann eilen wir zurück zu den wartenden Jeeplenkern. Sie wollen nur mehr auf unser Risiko weiterfahren. Was sollen wir tun? Wenn eines der Fahrzeuge abstürzt,

kann unsere Unternehmung scheitern. Dies dürfen wir nicht riskieren, jetzt kommt es doch auf einen Tag mehr oder weniger nicht an. So fahren wir zurück nach Nomal, wo wir in der Nähe des Rasthauses Säcke und Kisten unter Dach bringen.

Mit Sorgen betrachten wir unsere „Mehlmauer", wie wir den riesigen Berg von Trägerverpflegung nennen, der uns schon so manche Sorge bereitet hat. Wir müssen Tragtiere beschaffen, die unsere Lasten 58 km bis Nagar befördern, und von dort soll der Anmarsch mit den Tägern beginnen. Aman hat eine längere Unterredung mit dem „Lambardar", dem Bürgermeister, der ihm erklärt, für morgen sei es unmöglich, so viele Esel und Pferde zusammenzutrommeln. Also haben wir wieder einen Tag verloren. Mißmutig sitzen wir in der Sonne, da das Wetter üble Streiche mit uns spielt. Hätte es nicht gestern so schön sein können?

Um sechs Uhr morgens wecken uns die ersten Treiber mit ihren Lasttieren, und ein Gendarm hat dafür zu sorgen, daß die Lasten gerecht verteilt werden und auch die Bezahlung entsprechend ist. Trotzdem setzt ein wilder Trubel bei der Ausgabe der Kisten und Säcke ein, und es dauert geraume Zeit, bis wir uns über den Preis geeinigt haben. Langsam und träge setzen sich die 60 Vierbeiner in Bewegung, um das 24 km entfernte Chalt zu erreichen. Meine Kameraden und ich ziehen zu Fuß los, entlang der Kolonne verteilt. Und oft bin ich froh, nicht in einem der Jeeps zu sitzen, wenn die Straße hart am Abgrund vorbeizieht oder eine notdürftige Holzbrücke eine Kluft überspannt. Günther humpelt sehr mühsam weiter, denn sein Fuß, den er sich beim Basketballspiel in Gilgit verletzt hat, ist immer noch nicht in Ordnung.

Am Nachmittag erreichen wir das Rasthaus in Chalt, wo uns der zweite Hochträger Shaban freudigst begrüßt. Der erste, den wir kurz Sepperl nennen, begleitet uns schon seit Gilgit. Lange dauert es, bis die letzten Lasten eintreffen. Sie werden gezählt und die Leute entlohnt.

Für den Weiterweg hat der Mir von Nagar zum Glück schon alles vorbereitet, so daß wir die Gepäckstücke genau in Maund und zwei Maund Lasten, das sind 40 und 80 kg, zusammenstellen. Früher als gestern brechen wir heute zum 32 km langen Marsch nach Minapin auf. Nach Überschreitung der noch in Bau befindlichen Chalt-Brücke werden uns zur Linken die weißen Gipfel der vorderen Batura-Gruppe sichtbar, und unmittelbar über uns ragt der Rakaposhi in den Himmel. Unsere Sohlen brennen von dem langen Marsch im heißen Sand, und wir sind froh, hinter einer Wegbiegung die grüne Oase Minapin zu erblicken, über welcher der Diran gleich einem Wahrzeichen neben dem Rakaposhi steht.

Hastig, gleich einer Flucht, ist der Aufbruch am nächsten Morgen, und noch bevor die Sonne ihre sengende Hitze auf die Landschaft herniedersendet, haben wir schon ein großes Stück Weg zurückgelegt. Zur Linken des Flusses liegen die sauberen Ortschaften der Hunzas. Gegenüber von Baltit, der Residenz des Hunzastaates, zweigen wir in ein Seitental ab. Schon sehen wir Nagar vor uns, und die weißen Zelte des Mir leuchten zwischen hohen Pappeln hervor. Bei unserer Ankunft spielt die Kapelle, und der Mir selbst kommt uns zur Begrüßung entgegen. Sein alter Palast ist baufällig, und an dem neuen wird noch gearbeitet, so daß wir in einem geräumigen Zelt Platz nehmen.

Ein Rasttag in Nagar gibt uns Zeit, die schadhaften Verpackungen auszubessern und die Trägerlasten auf 24 „seer", das sind ungefähr 30 kg, zu bringen. Am Nachmittag veranstaltet der Mir uns zu Ehren ein Polospiel. Die Eröffnung bildet ein Zielschießen vom galoppierenden Pferd auf eine markierte Stelle auf dem Poloplatz. Da dies allen Bewerbern mißlingt, schwingt sich der Mir selbst auf seinen Schimmel und erzielt tatsächlich den besten Treffer. Das Spiel ist hart, und man sieht, daß wahrlich ein wildes Reitervolk am Werke ist. Auf allgemeinen Wunsch müssen wir auf dem Poloplatz einen Tanz zu den Klängen der Kapelle vorführen. Nach diesem Volksfest erreichen wir hoch zu Roß mit großem Gefolge unser Quartier. Die Verteilung der Trägerverpflegung unter der Aufsicht des Mir nimmt noch viele Stunden in Anspruch.

Der Weg zum Basislager

Am 12. Mai verlassen wir mit 83 Trägern Nagar. Günther, der wegen einer Fußverletzung noch für ein paar Tage in Nagar zurückbleibt, übernimmt die restlichen Arbeiten. Nach einer Stunde überqueren wir den Bualtar-Gletscher und erreichen auf einem schönen Weglein an der linken Seite des eng eingeschnittenen Hispar-Tales unser erstes Etappenziel, die Einsiedelei Hura. Wir versammeln alle Träger und Herbert nimmt, wie er es vom Militär gewohnt ist, die Musterung des Gepäcks vor. Hierauf gehen die Träger ihrer eigenen Beschäftigung nach, sie kochen und richten ihre Schlafplätze zurecht.

Die Querung des Hispar-Baches, den wir durchwaten müssen, und der Aufstieg durch ein unwegsames Bachbett kostet uns viel Zeit. Die Träger sind nur mit Mühe weiterzubewegen, und wir sind froh, sie am Abend in Hispar auf einer kleinen eingezäunten Fläche mit ihren Lasten beisammen zu haben. Zur Bewachung unseres Expeditionsgepäcks schlafen wir verteilt um unsere Lasten im Freien, obwohl es in der Nacht beachtlich kühl wird, da wir uns schon in einer Höhe von 3000 m befinden.

Vor uns liegt die riesige schuttbedeckte Zunge des Hispargletschers, den wir doch erst in einigen Stunden erreichen werden. Heute setzt sich unsere Kolonne sehr langsam in Bewegung. In kurzen Abständen rasten die Träger und kommentieren dies mit den Worten „Sahib, camp". Um im letzten Tagesmarsch auf alle Fälle das Basislager zu erreichen, wollen wir den Trägern am Vorabend ein Schaf für ein Festessen schenken und sie damit bei guter Laune halten. Die Verhandlungen mit den Einheimischen gestalten sich ziemlich schwierig. Ich spreche mit unserem Begleitoffizier englisch, dieser wieder mit Sepperl Urdu, der sich mit den Einheimischen in ihrer Sprache verständigen kann. Wir kommen überein, daß sie uns das Schaf zu unserem nächsten Lagerplatz nachbringen sollen.

Die Ausgabe der Sonnenbrillen an unsere Träger hat ihre ersten Folgen gezeigt. Einige haben die Brillen verloren, andere zerbrochen und die dritten haben trotz der Brille entzündete Augen. Am Abend bringt ein Hirte das versprochene Schaf. Es ist jedoch viel zu klein und der Preis zu hoch, so daß wir uns auf die Jagdkunst unseres Jägers Saffer Ali, eines unserer Hochträger, verlassen. Wir hoffen, daß er einen Steinbock erlegen kann.

Am nächsten Tag erreichen wir Daltanas an der Einmündung des Khiang-Gletschers. Ein eindrucksvoller Lagerplatz unter wilden Granitwänden bildet unsere Raststätte in 3900 m Höhe. Rechts und links säumen namenlose Sechstausender den Hispar-Gletscher. Vor uns erhebt sich der Makrong Chhish, ein herrlicher Gipfel, der dem K 2 ähnlich sieht. Der Wetterbericht, der heute zum ersten Male von Radio Rawalpindi eigens für unsere Expedition gesendet wird, prophezeit für morgen schlechtes Wetter, was uns sofort unseren Schlaf raubt.

Zwei Tagesmärsche trennen uns noch vom Hauptlager. Über eine steile Moräne steigen wir zum Gletscher, um hinter einer Felsstufe durch eine steile Rinne wieder auf eine Art Hochplateau der Randmoräne zu gelangen. Als wir uns auf unserem nächsten Lagerplatz Bularung in 4100 m niederlassen, fängt es leicht zu schneien an. Heute herrscht kritische Stimmung unter den Trägern, sie wollen unsere Hochlagerzelte haben. Wir lassen sie aus Steinen unter überdachten Blöcken Behausungen bauen, was einige Gruppen meisterhaft verstehen. Es schneit in der Nacht, doch in der Früh des 17. Mai hört es wieder auf. Unsere Karawane bewegt sich auf dem buckligen, schutt- und schneebedeckten Khiang-Gletscher dahin. Um 11 Uhr setzt starker Schneefall ein, und wir erreichen einen alten Lagerplatz der englischen Expedition. Wir ahnen, daß unsere letzte Stunde geschlagen hat. Die Träger werfen ihre Lasten hin; sofort setzt wildes Verhandeln ein. Beinahe werden sie gegen ihre Vormänner, die sie zum Weitergehen auffordern, handgreiflich. Wir versuchen es mit einer Sonderzahlung, doch es ist alles umsonst. Sie wollen nichts davon wissen. Sie wollen nur weg von dem Gletscher, hinunter ins Tal. Etwas

niedergeschlagen errichten wir unser „Vorläufiges Basislager", aber wie weit sind wir doch noch von unserem Ziel entfernt. Gestern sahen wir noch im Talschluß einen herrlichen über 7000 m hohen Gratgipfel, aber der Distaghil liegt noch weit versteckt hinter schwarzen Zacken und grauen schweren Nebeln.

Langsam, aber stetig wandert das zwei Tonnen umfassende Gepäck höher hinauf. Jeden Tag steigen wir selbst und unsere vier Hochträger mit 25 bis 30 kg beladen zu dem geplanten Basislager in 4560 m Höhe auf. Immer mehr Lasten sammeln sich dort oben an. Wir planieren, rollen große Steinblöcke zur Seite, um einen ebenen Platz zu bekommen. Am 21. Mai ist die notwendige Ausrüstung und Verpflegung im Hauptlager eingetroffen. Das letzte Mal ziehen wir an dem alten Lagerplatz der schweizerischen Expedition des Vorjahres vorbei, der durch einige Konservendosen gut gekennzeichnet ist. Schnee, Schnee, keine Sicht ... das ist fürwahr kein schöner Empfang. Die Neuschneemassen drohen unsere Zelte zu erdrücken, und zwingen uns, das Lager immer wieder auszuschaufeln.

Hochlager

Außer den zwei schon versuchten Anstiegen gibt es keine Möglichkeit, den Distaghil von Süden zu ersteigen, und wir sind uns bald darüber einig, daß nur die englische Route für eine kleine Mannschaft erfolgversprechend sein kann. Ringsum ragen steile Fels- und Eisflanken schier bis in den Himmel. Im Nordwesten begrenzt der Trivor Peak den Talkessel. Daneben bildet ein unbenannter 7000er den Übergang zu dem höchsten der Gipfel, dem Distaghil Sar, während im Südosten der gewaltige Khinyang Chhish das Bild beherrscht.

Am 24. Mai wagen Günther, Diether und ich den ersten Erkundungsgang. Eine endlose Stapferei beginnt durch die weiten Böden am Fuß der Südflanke unseres Berges zwischen Spalten hindurch und über Lawinenkegel hinweg. Zu Mittag erreichen wir eine Randkluft unter einer steilen Rinne 1000 m über dem Basislager. Ungefähr 200 m höher wollen wir Lager I errichten, doch sind wir schon zu müde und abgekämpft für einen weiteren Aufstieg. Wir verstauen den Inhalt unserer Rucksäcke unter der Randkluft und laufen nach einer langen Rast hinunter zum Basislager. Morgen sind unsere Kameraden an der Reihe.

Mitten in der Nacht rüsten Götz, Herbert und der Hunzaträger Sepperl zum Aufbruch, und als wir aus unseren Zelten kriechen, klettern sie schon weit oben in der Rinne, die zum Lagerplatz hinaufleitet. Am Nachmittag erzählen sie uns begeistert von der idealen kleinen Terrasse in 5740 m Höhe. Der nächste Tag ist wieder uns zum Aufstieg vorbehalten, doch das Wetter schlägt um. Wir stehen in dichtem Schneetreiben an der Randkluft und können nicht weiter. Nur die Versicherungen, welche unsere Kameraden gestern in der Rinne angebracht haben, wollen wir noch vervollständigen. Günther und ich befestigen 100 m Geländerseil während Diether die Lasten bei der Randkluft verstaut. Eilends verrichten wir diese Arbeiten, dann aber flüchten wir hinunter.

Die Feier von Günthers 25. Geburtstag bringt eine kleine Abwechslung in den gleichmäßigen Ablauf des Lagerlebens, und wir machen uns einen richtig gemütlichen Abend. Noch zwei Tage sind wir am Aufstieg durch das Schlechtwetter verhindert. Hierauf steigen wir zu fünft mit Sepperl und Shaban schwerbeladen Richtung Lager I auf. Mühsam legen wir frische Spuren durch den tiefen Neuschnee, und es kostet uns viel Kraft, die Randkluft zu erreichen. Dort graben wir die verschütteten Säcke aus dem Schnee, und unser Gepäck wird noch umfangreicher. Die Versicherungen in der Rinne sind verschneit und nur schwer freizulegen. Über eine luftige Kante gewinnen wir die ebene Terrasse — Lager I. Nach einem erfrischenden Getränk stellen wir die Zelte auf, Shaban und Sepperl verlassen uns wieder. Die Sonne verschwindet hinter dem Grat, und schon sinkt die Quecksilbersäule auf —12 Grad Celsius, so daß wir in den Zelten Schutz vor der Kälte suchen.

Nach einem Rasttag, an dem Herbert und Diether rechts von dem massigen Eisturm, der unser Lager vor Lawinen schützt, eine Versicherung anbringen, steigen wir zu fünft weiter Richtung Lager II. Unser Blick wird immer freier und freier, wir sehen draußen den Makrong Chhish, den Yenghut Sar, der von den Nagarleuten „Golden Peak" genannt wird, und in der Ferne den hohen Gipfel des Malubiting. Die riesige Mulde in der Wandmitte nimmt uns so lange auf, bis wir nach mühsamem Spuren deren rechten Rand erreichen. Nach einer kurzen Rast gewinnen wir in steilem Gelände langsam an Höhe. Auf einmal sperrt eine riesige Spalte den Weiterweg in 6300 m Höhe. Wir müssen jedoch Lager II weiter oben aufstellen, da wir nach unserem Plan nur insgesamt drei Lager errichten wollen. Wir versuchen vergeblich, einen Übergang über diese hohe Kluft zu finden. Der einfallende Nebel nimmt uns jegliche Sicht. Bei dichtem Schneefall kehren wir zu Lager I zurück, während Herbert und Diether bis ins Basislager absteigen. Am Abend hört es zu schneien auf, und die Umgebung, bedeckt von glitzerndem weißen Flaum, leuchtet im letzten Abendlicht.

Ein morgendlicher Aufstieg bringt Günther und mich rasch hinauf zu der großen Spalte. Es ist bitter kalt, bevor die ersten Sonnenstrahlen gerade über den Gipfelgrat des Khinyang Chhish streichen. Die Oberlippe der Kluft scheint hämisch zu uns herunterzugrinsen, während wir hilflos zu ihrem oberen Rand hinaufspähen. Alles vergeblich, ein unüberschreitbarer Eisgürtel sperrt den Weg. So queren wir in dem lockeren Schnee unterhalb endlos zurück hinein in die große Mulde. Erst dort arbeiten wir uns höher, doch die vorgerückte Stunde und das schlechte Wetter mahnen zur Umkehr. Wir vergraben unsere kleinen Lasten in einem Schneeloch und steigen im Flockenwirbel des Nachmittagschneefalles zu Lager I ab. Dort begrüßen wir freudig Götz, der seinen starken Husten mit heißem Tee und Pulvern behandeln mußte. Diether und Herbert sind mit allen vier Trägern heraufgestapft. Sie haben eine Unmenge Verpflegung und Ausrüstung für die Hochlager mitgebracht, darunter das Wichtigste, eine 12 m lange Strickleiter, die sie in weiser Voraussicht zur Überwindung der großen Spalte im Basislager angefertigt haben. Heute sind Götz, Herbert und Diether an der Reihe, über den gefährlichen oberen Teil der Mulde, den wir gestern ausgekundschaftet haben, aufzusteigen, um von oben die Leiter an der Spalte zu befestigen. Damit ist ihre schwierige Aufgabe noch nicht zu Ende. Noch trennt sie ein ungefähr 200 m hoher Hang von dem in Aussicht genommenen Lagerplatz. Gespannt beobachten wir die schwarzen Punkte auf der überstrahlten weißen Fläche mit dem Fernglas, bis uns am Nachmittag Nebelfetzen, die um die Flanke treiben, jegliche Sicht rauben. Müde, aber glückstrahlend berichten die Kameraden uns am Abend, daß sie einen hervorragenden Lagerplatz gefunden haben.

Wie die zwei Pendel einer Uhr so stößt abwechselnd eine Seilschaft nach der anderen immer weiter vor. Gleichmäßig, ruhig, aber zielbewußt arbeiten wir uns in der 3000 m hohen Südflanke des Berges höher. Bei guten Verhältnissen erreichen Günther und ich am 5. Juni Lager II. Dieses haben unsere Kameraden in einem kleinen Sattel, der durch einen vorgelagerten Eisturm und die Flanke gebildet wird, in 6500 m aufgebaut. Eigentlich sollten wir noch zwei Lasten von der Leiter holen, aber dazu fühle ich mich bedingt durch die Höhe zu schwach, so daß wir es auf morgen verschieben. Als wir am nächsten Vormittag wieder unten bei den Verankerungen der Strickleiter anlangen, die tief in der weichen Oberfläche des Hanges verankert sind, tauchen unsere Kameraden unter uns in der Mulde auf. Während wir die Lasten in unsere Rucksäcke packen, denken wir unwillkürlich an das gestrige Aufseilmanöver und das Höherklimmen über die labilen Aluminiumsprossen. Einige Stunden später atmen Götz, Diether und Herbert auf, als sie ihre schweren Lasten in Lager II abstellen. Es gibt alle Hände voll zu tun, Getränke werden am laufenden Band hergestellt, und außerdem sind die Rucksäcke zu packen für den morgigen Aufstieg zu Lager III.

Der nächste Morgen zwingt uns zu einem unfreiwilligen, aber nicht unerwünschten Rasttag. Zuerst macht mir mein Magen zu schaffen, und ich muß erbrechen, fürwahr

keine allzugute Anregung zum Aufbruch. Aber auch die Kameraden, die noch von der gestrigen Schlepperei müde sind, begrüßen einen Rasttag. Nur Günther läuft wie ein gereizter Tiger vor den Zelten hin und her, denn er kann es nicht fassen, daß es heute nicht weiter geht. Ein frühzeitiger Start ist für den 8. Juni geplant, doch haben wir uns etwas mit der Morgenkälte in dieser Höhe verrechnet. Herbert ist der erste, der zurück muß, damit seine Füße nicht abfrieren. Nach einiger Zeit wird es auch für uns unerträglich, so daß wir zu den Zelten zurückkehren, um uns in den Schlafsäcken zu erwärmen. Erst bis die Sonne ihre Strahlen wohltuend auf die Zelte sendet, verlassen wir diese zum zweiten Male. Mit unseren hochaufgepackten Rucksäcken ist das Spuren in dieser Höhe atemraubend. Nur langsam nähern wir uns nach vielen Rasten der Grathöhe. Noch ein 130 m hoher, 40 Grad geneigter Hang liegt vor uns, der kein Ende nehmen will. Nach den letzten Schritten in dem lockeren Schnee, unter dem tückisches Blankeis lauert, richten wir uns oben auf dem sicheren Grat auf. Mittlerweile ist es Abend geworden. Ein bitterkalter Wind bläst von Norden zu uns herüber. Dort drüben, wo sich eine Bergkette an die andere reiht, wo die Gipfel immer niederer werden, dort ist die Grenze Kaschmirs gegen Sinkiang China.

Nur langsam laufen unsere Bewegungen ab, jeder Handgriff ist von den Anstrengungen der Höhe gezeichnet. Trotzdem müssen wir unsere Zelte rasch aufstellen, um vor der eisigen Kälte Schutz zu finden. In 7010 m Höhe befindet sich unser luftiger Lagerplatz auf der Gratschneide. Müde fallen wir in unsere Zelte. Noch beschäftigt mich das Kochen für geraume Zeit, dann wollen wir alle schlafen, nichts als schlafen. Aber in dieser Höhe ist der Schlaf ganz anders als im Tal, durch den Sauerstoffmangel bedingt, nur leicht und unruhig. In der Früh ist man mehr erschöpft als am Abend vorher.

Der Gipfel

Am Vormittag des 9. Juni entschließen sich Diether und Günther, einen Vorstoß zum Gipfel zu unternehmen. In Anbetracht der späten Stunde und meiner nicht allzu guten Verfassung bleibe ich zurück, obwohl ich zuerst mit den anderen aufbrechen wollte. Um halb 11 Uhr verlassen die beiden Kameraden das Lager. Vorher warne ich sie noch vor der Erfrierungsgefahr. Diether aber versichert: „Wir steigen ohnehin nur bis 15 Uhr auf, dann kehren wir um." Beruhigt krieche ich mit den Abschiedsworten: „Macht's gut!" in mein Zelt. Auch Herbert und Götz sind heute noch nicht durch den schmalen Stoffschlauch aus dem Zelt gekrochen.

Später aber verfolgen wir gespannt den einsamen Gang unserer Kameraden. Auf dem schier endlos erscheinenden steilen Rücken werden sie immer kleiner, aber sie rücken unablässig höher. Über der Gipfelkette, die vom Rakaposhi zum Malubiting herüberzieht, türmen sich drohende Wolkenberge. Um drei Uhr sehen wir Günther und Diether das letzte Mal knapp unter den Gipfelfelsen, dann hüllen Nebel den Berg ein. Am Abend klart es wieder auf. Ein eisiger Wind pfeift um unsere Ohren. Vergebens suchen wir den Grat und die steile Schneerinne ab, die zum Gipfel leitet, doch die Kameraden bleiben unseren Blicken verborgen. Es beginnt zu dämmern, es wird dunkel, und noch immer sind sie nicht zurück. Stunden bangen Wartens vergehen, ehe wir um halb 10 Uhr nachts vor den Zelten Stimmen hören. Sie klingen müde und abgekämpft; es sind die Stimmen unserer Kameraden. Ihre Gesichter sind von den Strapazen gezeichnet, doch in ihren Augen leuchtet die Freude über das erreichte Ziel. Um sechs Uhr abend konnten sie den schmalen Schneegrat, der den felsigen Gipfelaufbau des Berges krönt, betreten. Nach einer kurzen Gipfelrast begannen sie unverzüglich abzusteigen, wobei Günther einen Skistock und einen Daunenfäustling verlor.

Auch uns erfüllt große Freude über den gelungenen Gipfelgang unserer Kameraden. Lange liege ich noch wach neben Diether im Zelt, den die gewaltigen Eindrücke trotz der großen Müdigkeit nicht einschlafen lassen. Draußen ist es bitterkalt, und der Wind

zerrt an den gespannten Zeltwänden. Auch meine Gedanken spielen um den Berg. In 7000 m liegen wir in einem schmalen Zelt zusammengekauert, zweieinhalbtausend Meter tiefer steht das Hauptlager, und trotzdem fühlen wir uns sicher und geborgen. — Es sind die Kameraden, welche dir dieses Gefühl der Sicherheit geben, die Kameraden, welche dir hilfreich unter die Arme greifen, wenn du nicht mehr weiter kannst.

Abstieg

Der nächste Morgen bringt eine Wende des seit langem herrschenden Schönwetters. Herbert und ich wollen zuerst zum Gipfel aufsteigen, doch schwanken wir und haben leichte Schwindelgefühle, als wir aus den Zelten treten. Der gestrige Tag und die zwei Nächte hier heroben haben zu viel von unseren Reserven verbraucht, und außerdem hüllt sich der Gipfel schon in Wolken. Die Höhe und der sich ankündigende Wetterumsturz verjagen uns. Abstieg! heißt das eherne Gebot. Umständlich und ungelenkig packen wir zusammen und erst gegen Mittag sind wir zum Abstieg bereit. Ein Zelt lassen wir hier im Hochlager III zurück. Der Abstieg über den Steilhang wird noch eine sehr heikle Aufgabe. Obwohl es gerade erst zu schneien begonnen hat, liegt schon eine beträchtliche Neuschneemenge. Günther und Diether sind durch Erfrierungen, die sie sich bei ihrem nächtlichen Gipfelabstieg geholt haben, behindert, so daß wir sie verläßlich sichern müssen. Die Orientierung wird überaus schwierig, da wir kaum einige Schritte weit sehen können. Zum Glück reißt es knapp vor Lager II auf, so daß wir unseren Aufstiegsweg leicht finden. Todmüde erreichen wir die Zelte um halb sechs Uhr abends. Wir müssen weiter hinunter, bevor es uns hier ganz einschneit, doch diese Gedanken werden durch die Müdigkeit, die sich bleiern auf unsere Glieder legt, sofort betäubt. Wartend liegen wir in unseren Zelten, doch der Schneesturm hält ohne Unterlaß den ganzen folgenden Tag an. Noch eine zweite Nacht verbringen wir in Lager II.

Aber die Enttäuschung am nächsten Morgen ist groß. Es schneit noch immer, und der Sturm treibt uns die Schneekörner ins Gesicht, daß die Augen tränen. Die Neuschneemassen vor unseren Zelten haben schon die beträchtliche Höhe von 60 cm erreicht. In der Früh gibt es das letzte Mal lauwarme Limonade, und damit ist das Benzin für unseren Kocher zu Ende. Wir stehen vor der schwierigsten Entscheidung, entweder in der Kälte hier weiter auszuharren oder über die Lawinenhänge talwärts zu steigen. Wir wählen das letztere. Bange Stunden verrinnen, in denen wir wenige Worte verlieren. Wir merken nur, daß wir hinuntersteigen, und plötzlich stehen wir vor der Leiter. Beim Abseilen versagen unseren Kameraden ihre gefrorenen Finger den Dienst. Aber wir müssen weiter, wir dürfen keine Zeit verlieren. Die Querung durch die mit Neuschnee gefüllte Mulde macht uns schwer zu schaffen. Auch ohne Worte weiß jeder, was seine Aufgabe ist. Jetzt hilft uns die jahrelange harte Schule der Berge und des Bergsteigens in den Alpen, die wir gemeinsam erfahren haben. Am Abend erreichen wir das fast gänzlich unter einer weißen Decke verschwundene Lager I. Wie die Sintflut erscheinen uns die Schneemassen, die gleichmäßig und unaufhörlich vom Himmel herniederschwebend alles einhüllen und unsere Vorräte und Ausrüstung unter einer meterhohen Decke verbergen. Nach verbrachter Nacht warten wir noch einen Tag in Lager I, wo wir genügend Brennstoff und Eßreserven haben. Doch eine magische Kraft zieht uns hinunter ins Hauptlager, es kommt uns vor wie ein fernes begehrenswertes Ziel — der Inbegriff jeglicher Behaglichkeit, ein sicheres Heim.

Je tiefer wir steigen, desto geringer ist die Neuschneeauflage. Der Gletscher hat sich stark verändert, seitdem wir vor 14 Tagen das letzte Mal hier gewesen sind. Ein Spaltengewirr verzögert noch den Abstieg, bis wir endlich auf der stark ausgeaperten Moräne das Seil ablegen können.

Eilend nähern wir uns dem Basislager. Sepperl ist der erste, der uns bemerkt, und alle vier Träger und der Begleitoffizier laufen uns entgegen. Sie alle begrüßen uns

herzlich. Saffer Ali hatte Jagdglück, und natürlich gibt es zur Begrüßung eine richtige Portion Steinbockfleisch. Nach langem Erzählen und nachdem wir den riesigen Stoß Post, welchen der Postläufer vor einigen Tagen gebracht hat, gelesen haben, fallen wir müde in unseren Schlafsäcken in zufriedenen Schlaf, dankbar, der weißen Wüste entronnen zu sein.

Abschied

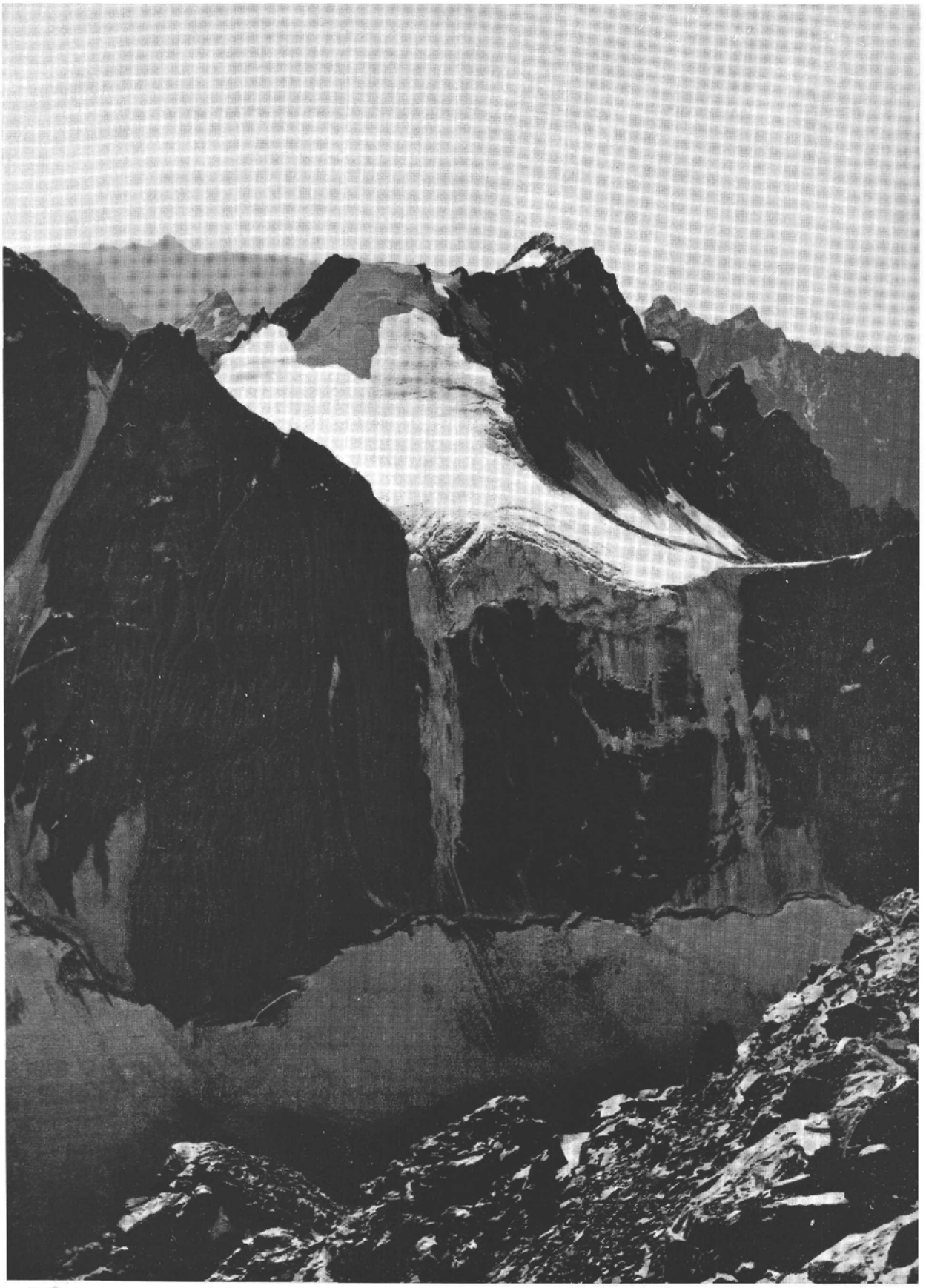
Günther und Diether verlassen uns am 16. Juni, begleitet von Aman und den zwei Hochträgern Saffer Ali und Shaban. Mit einem Male ist unser Lager wie ausgestorben, wir sind nur mehr zu dritt mit zwei Trägern. Tief hängen die Wolken in den Talkessel herein und verdecken die weißen steilen Bergflanken. Regelmäßig fängt es jeden Mittag zu schneien an und hört am Abend wieder auf. Unsere Behausungen schauen etwas trübselig aus. Die erst so sorgfältig ausgespannten Zeltflächen zeigen Falten, und die Eissockel, welche unter den Böden entstanden sind, werden immer höher und schmäler. Die Schlechtwettertage vergehen mit Schreibarbeiten und Lesen. Nach einer Woche bergsteigerischer Untätigkeit im Basislager beschließen wir, die Hochlager zu räumen. Das Wetter ist nicht besonders verlockend, doch haben wir Angst, daß sich in einigen Tagen der Monsun mehr auswirken und eine Verschlechterung herbeiführen könnte.

Noch vor Tagesanbruch verlassen wir mit Sepperl und Balli, den zwei bei uns gebliebenen Hochträgern das Basislager. Den gewohnten Weg der Moräne entlang stolpern wir hinüber zum Gletscher. Mehrere Spalten zwingen uns zu Umwegen, bevor wir den weiten Boden unterhalb des Lawinenhanges betreten. Von den Schneemassen, die uns bei früheren Aufstiegen schwer zu schaffen machten, ist nichts mehr zu sehen. An ihrer Stelle liegt eine von Lawinen blankgefegte Fläche vor uns. Mit etwas gemischten Gefühlen steigen wir in die Rinne ein. Haben wir doch leider unsere Steigeisen oben im Lager I. In mühseliger Kleinarbeit schlägt Herbert Stufe um Stufe aus dem spröden Eis. Höher oben treffen wir zum Glück wieder Firn an, kommen dadurch rascher vorwärts und erreichen zu Mittag das Lager. Wir flüchten vor der Hitze in unsere Zelte, und Götz sorgt für unser leibliches Wohl mit Getränken und Essen.

Die Kälte am nächsten Morgen läßt uns länger als gewollt in den Zelten verweilen. Hartes Eis erschwert den Aufstieg über den Hang unterhalb der Mulde, und Balli, dem die Höhe schwer zusetzt, zwingt uns öfters zu einer unfreiwilligen Rast. Das eine Seil der Leiter ist durch den Schneedruck abgerissen. Während sich Herbert mühsam an dem anderen Seil hinaufprusikt, fängt es leicht zu schneien an. Währenddessen beginnt wieder das übliche Aufseilmanöver des Gepäcks. Durch tiefen Neuschnee erreichen wir in dichtem Nebel und Flockenwirbel die Überreste von Lager II. Traurig ist der Anblick der zwei von den Schneemassen eingedrückten Zelte. Unseren zwei Trägern geht es sehr schlecht, und wir bringen sie erst wieder durch ein heißes Getränk und Vitamin C auf die Beine. Lange sind wir mit dem Ausschaufeln des Lagers und dem Auswechseln der geknickten Zeltstangen beschäftigt, ehe wir es beziehen können. Am nächsten Morgen schneit es sehr stark und schweren Herzens geben wir das höhere Lager III auf.

Genau wie beim dramatischen Abstieg vor 14 Tagen stapfen wir den Steilhang hinunter zur Leiter. Im Nebel suchen wir uns den Weg durch die Mulde, dahintorkelnd gleich Betrunkenen, da der Schnee in riesigen Ballen an unseren Steigeisen klebt. Gefährlich wird der Abstieg in dem steilen harten Eis unterhalb der Mulde, und vor allem auf Balli und Sepperl müssen wir sehr gut aufpassen. Aufatmend lösen wir in Lager I mit klammen Fingern unsere steifgefrorenen Steigeisenriemen. Wie zum Hohn kündigt der Abend wieder schönes Wetter an.

Die Sonne holt uns aus unseren Schlafsäcken und sieht uns bald emsig um die Zelte mit Zusammenpacken beschäftigt. Unsere Lasten nehmen einen schrecklichen Umfang an, bis wir endlich alle wertvollen Ausrüstungsgegenstände in unseren riesigen Säcken verstaut haben. Der Abstieg mit den 26 bis 28 kg schweren Tragen wird zum Problem, da



Namenloser Fünftausender südlich des Rawors-Tales im Hindukusch

Aufn.: Dietrich Hasse

Hindukuſch: Blick vom Ismoil (5120 m) in das Siriambi-Kar] Aufn.: Dietrich Haſſe

Blick vom Koh-i-Rawors (5165 m) nach Weſten. Im Hintergrund der Mir Somir (6060 m) Aufn.: Dietrich Haſſe

eine Lawine eine Seilversicherung weggerissen und einen unangenehm zu überwindenden Eiswulst gebildet hat. Wie Fliegen kleben wir an dem steilen Eis, immer bedroht von Felsen und Seracs, die über uns als dauernde Gefahr lauern. Unterhalb der Rinne verlassen wir den Gefahrenbereich eilenden Schrittes. Hinter uns brauen die Nebel über der gewaltigen Eisflanke, als wir das Basislager erreichen.

Dort warten wir auf die 30 Träger, die von Nagar herangeholt werden. Nach einer geruhsamen Woche ziehen wir über den mit grobem Blockwerk bedeckten Khiang-Gletscher talwärts. Schräg fallen die Strahlen der sinkenden Sonne in den gewaltigen Kessel und weit draußen leuchtet uns das erste spärliche Grün als Vorbote des Menschenlandes entgegen. In der Dämmerung suchen wir unseren Weg über die Moränen, doch bald kommt uns der Vollmond mit seinem hellen Licht zu Hilfe, und gespenstisch ragen die weißen Gipfel über den schwarzen Granitzacken empor. Zum letzten Male sehen wir die uns so vertraut gewordenen Berge, über deren Flanken in den kalten Nächten die Lawinen herniederdonnern und auf deren höchsten Zinnen sich der werdende und der vergehende Tag mit einem zarten Rot ankündigen. Nachdenklich stolpere ich vor mich hin, ein Traum — ein Erlebnis ist zu Ende.

Anschrift des Verfassers: Dipl.-Ing. Wolfgang Stefan, Wien XVIII., Bastiengasse 25

Berliner Hindukusch-Kundfahrt 1960

Von Hannes Winkler

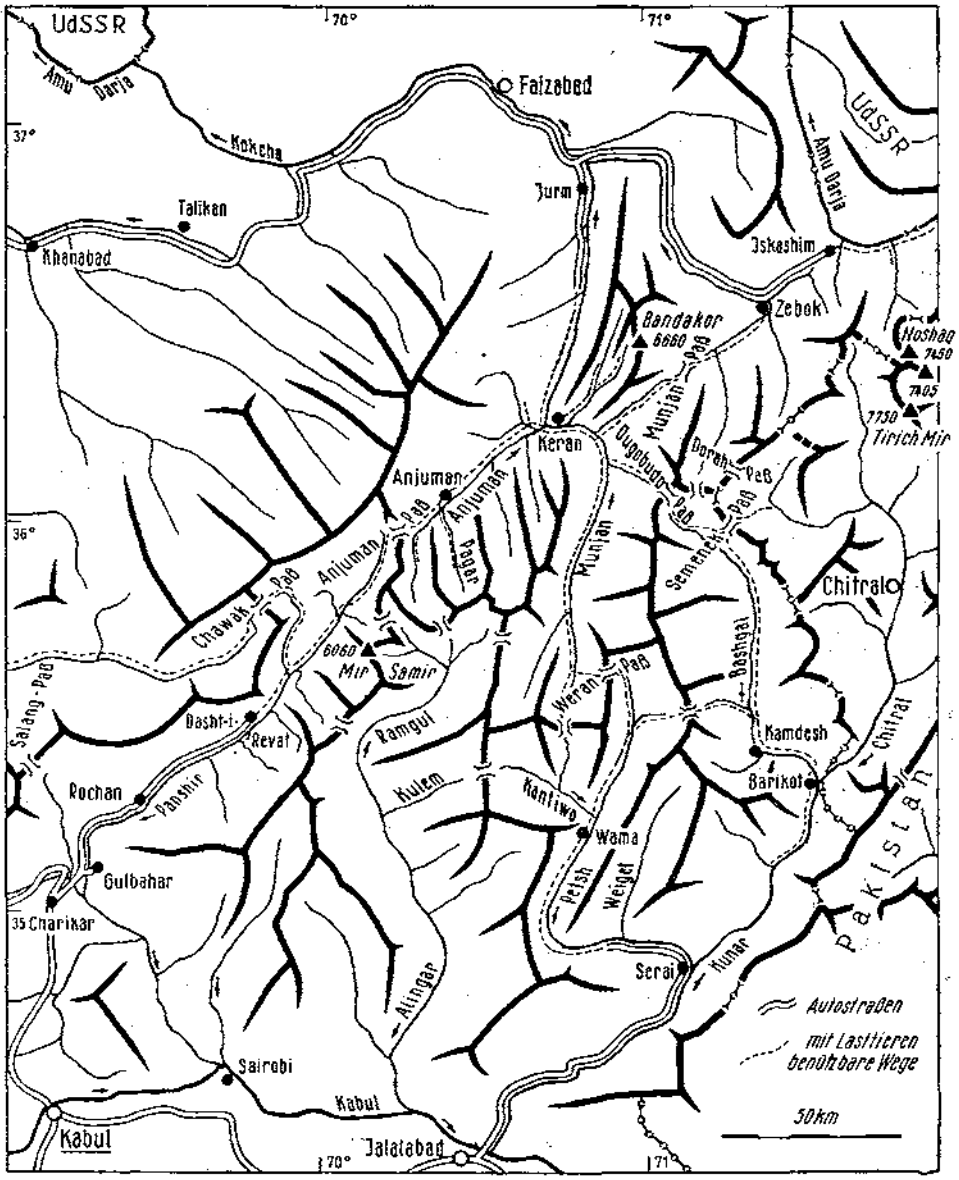
(Mit 3 Bildern, Tafel XV, XVI)

„Von einer bergsteigerischen Erschließung Afghanistans läßt sich bisher überhaupt noch nicht sprechen" schrieb Prof. Rathjens 1955 in seinem Aufsatz „Der afghanische Hindukusch" in diesem Jahrbuch. Man sollte glauben, daß ein solcher Satz gleich eine ganze Reihe von Bergsteigern auf den Plan ruft, um diesem „Übelstand" abzuhelfen. Es dauerte aber nochmals 4 Jahre, bis die erste Gruppe mit ernsthaften bergsteigerischen Ambitionen nach Afghanistan kam. Harald Biller mit seiner Nürnberger Hindukusch-Kundfahrt 1959, über die im vorigen Band dieses Jahrbuches ein Bericht erschien, durchforschte die Bergwelt des oberen Panshirtales und bestieg u. a. den 6060 Meter hohen Mir Samir. Aus der Zeit zwischen 1955 und 1959 wäre nur von drei Engländern zu berichten, die eine Besteigung des Mir Samirs versuchten. Sie hatten kaum alpinistische Erfahrungen und scheiterten dann auch an dem sehr schwierigen Berg.

Unsere Pläne reichen bis in das Jahr 1958 zurück, als Wolfgang v. Hansemann von einer Reise durch Indien und den Orient zurückkehrte und uns begeistert die Berge des Hindukusch schilderte, die er aus der Ferne gesehen hatte. Von diesen ersten Plänen bis zu ihrer Verwirklichung war es ein weiter Weg, den jeder kennt, der einmal ein bergsteigerisches Auslandsunternehmen organisiert hat. Einige Male waren wir kurz davor, aufzugeben. Selbst am Tage unserer Abfahrt aus Berlin war das letzte Geld noch nicht eingetroffen. Als wir dann aber am 20. Juli von München aus zur Grenze rollten, war alles beisammen: ein VW-Kombi, beladen mit 12 Zentnern Gepäck und uns, Wolfgang v. Hansemann, Dieter Hasse, Siegbert Heine und mir, sowie das nötige Kleingeld. Das viele Gepäck erklärt sich daraus, daß wir fast die ganze Verpflegung für die Zeit im Gebirge mitnehmen mußten, denn wir wußten von Biller, daß es unmöglich ist, dort Nahrungsmittel zu erhalten, außer Mehl und Hammelfleisch. In Kabul, der Hauptstadt Afghanistans, sind geeignete Nahrungsmittel, wenn überhaupt, nur zu sehr hohen Preisen zu erhalten, während wir in Deutschland den größten Teil des Benötigten von den Firmen kostenlos bekamen. So war der Wagen bis zur zulässigen Grenze beladen, und das ist auf den miserablen Straßen des Orients zu viel. Bei den zahlreichen Pannen kam es uns sehr zustatten, daß sich Siegbert eine Woche lang in einer Werkstatt mit den wichtigsten Arbeiten vertraut gemacht hatte.

Für die Fahrt von München bis Kabul benötigten wir vier Wochen. Trotz der großen Strapazen, die eine solche Reise mit sich bringt, hat sie doch den Vorteil, daß man sich langsam an die Lebensbedingungen im Orient gewöhnt. Außerdem ist es die billigste Art zu reisen für den, dessen Zeit noch nicht Geld bedeutet — und zweifellos auch die interessanteste. Denn was kann schon eine Schiffsreise bieten gegen die Gelegenheit, Istanbul und Teheran zu sehen, den Bosporus und das Kaspische Meer, den Ararat und den Demawend, die Moscheen in Edirne, Mesched und Herat, von einem Dutzend Flöhen überfallen zu werden und bei über 45 Grad im Schatten durch trostlose Wüsten zu fahren, um im nächsten, ebenso trostlosen Ort eisgekühlte Flaschen mit der Aufschrift „Bockbier" (in Deutsch!) und demselben Inhalt auf den Tisch gestellt zu bekommen?

In Kabul führten wir dann einen einwöchigen Behördenkrieg. Es ist jedem Afghanistanbesucher anzuraten, sich schon Monate vorher über die Deutsche Botschaft eine Reiseerlaubnis in das vorgesehene Gebiet beschaffen zu lassen, denn die bergsteigerisch be-



deutendsten Abschnitte des afghanischen Hindukusch liegen in der Nähe der pakistanischen Grenze und dürfen nur mit Sondergenehmigung betreten werden. Der Wachanzipfel ist sogar völlig gesperrt, obwohl gerade er wegen seines Anteiles am Kleinen Pamir und wegen des Anschlusses des Hindukusch an den Karakorum besonders interessant wäre. Unsere weiteren Bemühungen in Kabul galten einem einheimischen Begleiter, ohne den ein Vordringen ins Gebirgsinnere für Landesunkundige fast unmöglich ist. Mit unserem Assis Ahmad hatten wir das Glück, ein Prachtexemplar aufzutreiben. Er sprach recht gut Deutsch, was übrigens in Afghanistan nicht ungewöhnlich ist, wenn jemand überhaupt eine Fremdsprache spricht. Er war vorher bei der Deutschen Geologischen Mission angestellt, mit den Aufgaben während einer Reise in entlegene Landesteile also gut vertraut.

Außerdem konnte er kochen. Nicht ganz einfach war es, seine Gerissenheit stets in die für uns vorteilhafte Richtung zu lenken. — Am 24. August fuhren wir mit unserem Wagen über Gulbahar ins Panjshirtal bis zum Ende der Straße in Dasht-i-Rewat. Dort luden wir das Gepäck auf sieben Pferde und zogen das Tal weiter aufwärts. Besonders der Mir Samir, der erste Sechstausender Afghanistans, der bestiegen wurde, machte auf uns einen großen Eindruck. Dann aber standen wir auf dem Anjuman-Paß, dem Ende des Panjshir-Tales, und glaubten unseren Augen nicht zu trauen. Da war er wirklich, unser Traumberg! In Kabul hatten wir von ihm nur andeutungsweise gehört. Ein norwegischer Ingenieur hatte ihn einmal vom Flugzeug aus gesehen und ein Schweizer Geologe von der unserem Standpunkt entgegengesetzten Seite; und nun sahen auch wir ihn, wie er weit über seine Umgebung emporragt. Unsere Begleiter bezeichneten ihn als Koh-i-Daré-Sachi, d. h. Berg des Sachi-Tales. In den völlig unzulänglichen Karten ist er nicht verzeichnet, wie überhaupt das gesamte Gebiet des Hindukusch nur vermutungsweise wiedergegeben ist, also eigentlich mit einem weißen Fleck darzustellen wäre.

Einen Tag östlich des Anjuman-Passes liegt das gleichnamige Dorf. Dort war die erste Etappe unseres Marsches erreicht. Wir entließen die Treiber mit ihren Pferden und schickten zunächst einmal Assis voraus, um beim zuständigen Beamten, dem Alakadar von Keran, wegen unserer Weiterreise zu verhandeln. Wir selbst zogen für zwei Tage in das bei Anjuman von Süden mündende Pagar-Tal. Die Zeit reichte nur für einen ganz flüchtigen Einblick, aber was wir sahen, erweckte in uns den Wunsch, hierher noch einmal zurückzukehren. Zunächst aber lockte der große Berg.

Assis kam auch wirklich mit positivem Bescheid zurück und wir rüsteten zum Weitermarsch. Dieses Mal nahmen wir auch ein Reitpferd mit, um damit die oft recht reißenden Flüsse im Pendelverkehr zu überqueren. Nach einem Tag erreichten wir das Dorf Ishkaser am Zusammenfluß von Anjuman- und Munjan-Fluß, die dann als Jurm-Fluß das Gebirgsmassiv in einer Schlucht durchbrechen und Richtung Faizabad fließen. Einen weiteren halben Tag später war Keran erreicht. Von dort führt das Sachi-Tal zum Fuß unseres Berges. Glücklicherweise war der Pfad für Pferde gangbar, wenn auch nur mit Schwierigkeiten. Träger für alle Lasten zu finden, wäre sicherlich nicht einfach gewesen. In fast 4000 Metern Höhe konnten wir schließlich unser Lager errichten, 12 Tage nach dem Abmarsch aus Dasht-i-Rewat.

Vom Lager sah der Berg nun gar nicht mehr so hoch aus. In zwei Tagen mit einem Zwischenlager glaubten wir ihn bequem besteigen zu können. Keiner von uns vermutete, daß er noch mehr als 2500 Meter über uns aufragte. Seinen Namen hatte er inzwischen auch geändert: Koh-i-Bandakor nannten ihn die Leute aus der nächsten Umgebung, und da uns dieser Name gut gefiel, haben wir ihn von nun an stets verwendet. Nach einem Tag der Erkundung des besten Weges begannen wir den Aufstieg. Vier unserer Pferdetreiber halfen uns beim Tragen der Rucksäcke, deshalb konnten wir gleich am ersten Tag 1400 Meter höher kommen. Dann waren wir allerdings ziemlich erschöpft, die völlig unzureichende Akklimatisierung machte uns schwer zu schaffen. Auch die sehr schweren Rucksäcke waren mit daran Schuld, denn wir hatten alles Material mit einem Mal mitgenommen.

Leider hatte sich außerdem das bis dahin stets gleichbleibend strahlende Wetter verschlechtert, es begann noch abends zu schneien und zu stürmen, am nächsten Morgen steckten wir im Nebel. Wir beschlossen daher, den Gipfelansturm um einen Tag zu verschieben, nur einen kleinen Erkundungsvorstoß zu machen und dabei gleich Einiges weiter oben zu deponieren, was wir erst dort brauchen würden. In drei Stunden waren wir über zum Teil sehr mühselig zu begehendes Geröll etwa 500 Meter höher gekommen, als die Wolken aufrissen und wir den Gipfel sehen konnten. Er stand noch etliche hundert Meter über uns und vor allem sehr weit entfernt. Von unseren Zelten wäre es an einem Tag unmöglich gewesen, ihn zu erreichen und wieder zurückzukommen. Wir mußten also weiter oben ein zweites Lager aufschlagen.

Nachts schneite es wieder, so daß der Aufstieg am nächsten Tag mit dem ganzen Gepäck sehr beschwerlich war. In 5800 Meter Höhe stellten wir ein Zweimannzelt auf einer Firnplattform auf. Darin zu viert zu schlafen, war nicht gerade bequem, dazu kam der dauernde Ärger mit den Benzinkochern. Wir brauchten jedesmal Stunden, um etwas Warmes zu bereiten. Das afghanische Benzin kommt aus Rußland und ist stark teerhaltig, so daß die kleinen Tourenkocher nach kurzer Zeit verstopfen und vor jeder Benutzung auseinandergenommen werden müssen. Kartuschengaskocher wären hier wahrscheinlich besser am Platz gewesen. Im Basislager hat sich ein großer Primuskocher gut bewährt, er ist aber sehr schwer.

In der folgenden Nacht klarte es auf und wurde bitter-kalt, die Schuhe froren im Zelt steif, wir hätten sie mit in die Schlafsäcke stecken sollen. Am Morgen erreichte uns die Sonne erst spät, denn das Zelt stand auf der Westflanke des Aufstiegrates. Deshalb kamen wir ziemlich spät los, zu spät, wie sich bald herausstellen sollte. Ein Umweg kostete uns viel Zeit, dann mußten wir unsere gefühllos gewordenen Füße massieren. Als wir mittags zum ersten Male den oberen, flachen Teil des verfirnten Gipfelgrates übersehen konnten, war uns der Mißerfolg klar. Der Grat war bei weitem nicht so leicht, wie wir gehofft hatten, dazu sehr lang. Wir schätzten ihn auf mindestens 5 Stunden Gehzeit, tatsächlich brauchten wir später beim zweiten Versuch über 6 Stunden. Wir stiegen nun zunächst einmal ins Hauptlager ab, denn unsere für zwei, höchstens drei Tage berechneten Lebensmittelvorräte waren endgültig erschöpft. Unten mußten wir leider feststellen, daß sich Dieter einige Zehen angefroren hatte und daher für etliche Tage kampfunfähig war. Uns anderen war die Ruhepause aber auch sehr willkommen. Ein Hammel wurde geschlachtet, so daß wir unsere hungrigen Mägen mal wieder richtig auffüllen konnten. Die meteorologischen Messungen konnten durchgeführt und geologische Gesteinsproben gesammelt werden.

Am 19. September brachen wir zum zweiten Male vom Basislager auf. Diesmal machte uns die Höhe bei weitem nicht so zu schaffen, die Akklimatisierung durch den ersten Aufstieg war deutlich zu spüren. Außerdem gelang es uns, zwei der Träger im Lager I zu halten, so daß sie uns am folgenden Tag bis zum Lager II begleiten konnten. Dann nahmen sie die beiden Zweimannzelte, die wir vom ersten Versuch in Lager I und II hatten stehenlassen, mit hinab. Wir hatten uns ein etwas geräumigeres, sehr leichtes Nylonzelt mitgebracht. Wegen des luftundurchlässigen Stoffes schlug sich allerdings nachts die Atemfeuchtigkeit innen nieder und regnete morgens auf uns herunter, sobald die Sonne das Zelt traf. Eigentlich gehört auch ein Stoff-Innenzelt dazu, wir hatten es nur herausgenommen, um zu viert darin Platz zu finden, denn es war auch nur als Zweimannzelt gedacht.

Noch am zweiten Tag verlegten wir das Lager II 100 Meter weiter hinauf an den Beginn des Firngrates. Am nächsten Morgen: Nebel, Sturm, Schneefall! Außer der Tage am Bandakor haben wir innerhalb der 7 Wochen, die wir im Gebirge verbrachten, niemals schlechtes Wetter erlebt, ja kaum eine Wolke am Himmel gesehen. Es war wirklich zum aus der Haut fahren, wenn es nicht zu kalt dazu gewesen wäre. So blieb uns nichts übrig, als abzuwarten. Genügend Verpflegung hatten wir diesmal mit, unsere Pläne von einer Besteigung in zwei Tagen waren vergessen.

Der nächste Tag, der 21. September, begann mit klarem Wetter, also nichts als los! Nach einiger Zeit trübte es sich wieder ein, leichter Schneefall begann. Aber der Weg war auch im Nebel nicht zu verfehlen, so stiegen wir unermüdlich weiter, Stunde um Stunde. Der Grat war meist mit Büßerschnee überfirnt und technisch nicht schwierig, trotzdem mußten wir gut aufpassen, denn in den steilen Flanken wäre ein Sturz kaum aufzuhalten gewesen. Nur langsam gewannen wir an Höhe, denn der Grat zog sich nur wenig steigend endlos dahin. Wie wir später auf Luftaufnahmen feststellten, waren es fast 5 Kilometer Luftlinie bei nur knapp 700 Metern Höhenunterschied von Lager II aus. Das Atmen wurde uns auch wieder schwer, regelmäßige kurze Pausen waren nötig, um die Lungen richtig vollzupumpen.

Endlich war der Eishang erreicht, den wir schon von unten als wahrscheinlich schwierigste Stelle ausgemacht hatten. Zum Glück war er nur so steil und das Eis so beschaffen, daß er sich mit Steigeisen gut begehen ließ. Nach unseren Beobachtungen sollte es nun nicht mehr weit sein, aber die oberste Firnmulde dehnte sich noch fast eine Stunde aus. Dann waren endlich die Gipfelfelsen erreicht. Unser Berg-Heil klang mehr erschöpft als stolz. Leider war die Sicht noch immer schlecht, wir hätten sonst einen guten Überblick auf das gesamte Gebiet des zentralen afghanischen Hindukusch gehabt, denn der Bandakor liegt sehr günstig und überragt mit seinen 6660 Metern (nach unseren Höhenmessern) auf weite Entfernung die Gipfelflur.

Es war inzwischen schon 3 Uhr geworden, wir errichteten noch schnell einen Steinmann und hinterließen ein Zeugnis unserer Anwesenheit, dann stiegen wir eilig ab. Eine halbe Stunde vor Einbruch der Dunkelheit waren wir wieder beim Zelt. Am nächsten Tag mußten wir alles Gepäck 2000 Meter hinabschleppen. Wir hatten mit Assis verabredet, daß er uns einige Treiber entgegenschickt, wenn er uns absteigen sieht. Es kam aber niemand. Das Basislager war völlig verlassen, als wir eintrafen, denn Assis war nach Keran geritten, und die Treiber hatten sich — ohne Aufsicht — natürlich ebenfalls verdrückt. Am späten Abend erschien Assis und ein Treiber wieder, am folgenden Tag noch zwei Treiber, von den beiden letzten waren nur die Pferde da. So gab es beim Abbruch des Lagers viel Aufregung, die teilweise recht wilden Tiere ließen sich nicht von fremder Hand beladen, warfen die Lasten ab und gingen durch.

Die Sache mit Assis Ritt nach Keran hatte seine ganz besondere Bewandtnis. Er verhandelte dort wegen des Kaufes einer Frau. Sie war die Tochter des Shah (König) von Munjan, eines Großgrundbesitzers, 14 Jahre alt, und sollte Assis dritte Frau werden. Der Kauf von Frauen ist in Afghanistan auch heute noch üblich, außer in gebildeten Kreisen der Hauptstadt.

Wir hatten uns nun zu überlegen, was wir in den knapp zwei Wochen unternehmen sollten, die uns noch zur Verfügung standen, denn spätestens am 18. Oktober mußten wir wieder in Kabul sein, weil unsere Aufenthaltsgenehmigung ablief. Zwei Möglichkeiten boten sich an. Einmal hätten wir weiter nach Osten vordringen können, wo drei sehr schöne und hohe Berge lockten. Für eine Besteigung wäre die Zeit allerdings zu kurz gewesen, denn wir hätten zunächst einmal die Zugänge erkunden müssen. Aber es reizte uns natürlich, nochmals in völlig unbekanntes Gelände einzudringen. Wir entschieden uns aber, in das uns schon bekannte Pagartal zu ziehen. Wir wußten ungefähr, was uns dort erwartet: ein Kranz sehr schöner, zum Teil sicherlich verhältnismäßig leicht ersteigbarer Berge, dazu in reizvoller Landschaft.

Zunächst aber hatten wir gesellschaftliche Verpflichtungen. Der Shah von Munjan hatte uns zu einem Hammelessen eingeladen — so berichtete uns jedenfalls Assis. Wir warteten zwei Tage, auf der Wiese vor dem Hof des Shah zeltend, dann zogen wir weiter, ohne daß etwas geschehen wäre. Was eigentlich los war, dahinter sind wir nie gekommen. Angeblich war der Alakadar von Keran beleidigt, daß wir nicht zuerst ihn besucht hatten, und hat deshalb dem Shah verboten, uns zu bewirten. Vielleicht hat uns aber auch nur Assis so lange hingehalten, um noch einige Tage mit seiner Braut zusammenzusein.

Am folgenden Abend waren wir dann beim Alakadar zu Gast. Es gab eine große Reistafel mit vielen afghanischen Spezialitäten, und wir langten so kräftig zu, daß zwei von uns eine ziemlich unruhige Nacht verlebten. Trotzdem hatten wir am folgenden Tag viel Spaß beim schnellen Ritt nach Anjuman. Die afghanischen Pferde sind kleiner als unsere, aber schnell, ausdauernd und vor allem sehr sicher auf den manchmal wirklich nur handbreiten Pfaden, die sich an den Berghängen hoch über den reißenden Flüssen dahinziehen. Spät abends erreichten wir das Ziel, nachdem wir die letzte Stunde bei Mondschein zurückgelegt hatten. Tags darauf zogen wir zum zweiten Male das Pagar-Tal hinauf, diesmal mit der ganzen Ausrüstung. Das Lager schlugen wir auf einer Wiese auf, die wir 4 Wochen vorher noch mit Blumen bestanden gesehen hatten. Jetzt war

sogar das Gras schon vergilbt, denn nachts sanken die Temperaturen bis unter —5° C. Da die Sonne bereits um 2 Uhr hinter einem Bergrücken verschwand, war es auch tagsüber ungemütlich. Deshalb hielten wir es dort nicht lange aus, packten Zelt, Ausrüstung und Verpflegung zusammen und stiegen einige Stunden weiter hinauf, wo wir am Fuß des Siriambi einen sonnigen Zeltplatz an einem schönen Bergsee fanden.

Noch am Nachmittag wollten wir ein wenig die Umgebung erkunden. Siegbert und ich stiegen zu einer kleinen Scharte am Ende des Kares. Von dort erschien uns der Gipfel des Koh-i-Anjuman, wie wir den kleinsten der Berge des Siriambi-Kares nannten, ganz nah und leicht erreichbar. Wir faßten plötzlich den Entschluß, noch hinaufzusteigen, obwohl es schon 6 Uhr war und um 7 Uhr die Sonne unterging. Allerdings wußten wir, daß uns der Vollmond den Rückweg erleichtern würde. Gerade als sich die Sonne unter den Horizont senkte, standen wir auf dem Gipfel. Wir blickten hinüber zum Mir Samir, dem Gipfel der Nürnberger vom Jahr zuvor. Majestätisch ragt er mit seinen 6060 Metern über seine Trabanten hinaus, die nur wenig über 5000 Meter erreichen. Biller und seine Gefährten sind um diesen herrlichen Berg wirklich zu beneiden.

Als wir wieder beim Zelt ankamen, gab es natürlich ein kleines Donnerwetter, daß wir ohne Ankündigung einfach einen Gipfel bestiegen hatten. Dafür erreichte uns aber am nächsten Tag die verdiente Strafe. Wir hatten uns den Siriambi vorgenommen, den schönsten, aber auch schwierigsten Berg im Bereich unseres Zeltes. Zunächst galt es, den Westgrat zu erreichen. Wir stiegen über den Gletscher zum Wandfuß, überschritten die Randkluft und mühten uns die brüchige Gratflanke hinauf. Dann kletterten wir über die oft messerscharfe Gratschneide, von dem sehr ungünstigen Gestein zu mehreren zeitraubenden Flankenquerungen gezwungen. Den ersten großen Gratturm konnten wir noch überschreiten, dann ging es senkrecht hinab zu der Scharte vor dem zweiten. Der Grund der Schlucht war nicht einzusehen, wir hätten uns abseilen müssen, und da wir nur ein Seil und wenig Schlosserei mitgenommen hatten, wäre uns der Rückweg abgeschnitten gewesen. So hieß es umkehren.

Dieter und Wolfgang hatten sich an diesem Tag ein vernünftigeres Ziel ausgesucht, den Kleinen Siriambi. Sie erreichten die Scharte zwischen ihm und dem Koh-i-Anjuman über den großen Gletscher des Kares und dann in schöner Kletterei über den Westgrat den 5055 Meter hohen Gipfel. Zur Scharte zurückgekehrt, überschritten sie noch den Koh-i-Anjuman und kamen spät abends müde, aber zufrieden mit dem Erreichten, zum Zelt zurück.

Nun blieb uns nur noch ein Berg in der Runde, der Tschedirne. Am nächsten Früh stiegen wir gemeinsam hinauf. Die Südflanke bot eine teilweise mittelschwierige Kletterei, nach 3½ Stunden standen wir auf dem Gipfel. Wir blieben über zwei Stunden oben und schauten in die Runde, zum Mir Samir und über die Gipfelflur des geheimnisumwobenen Nuristan, auf das Pagar-Tal mit seinen vielen Seen, die wie eine Lapislazulikette heraufleuchteten, zum Schauga und einem weiteren hohen Gipfel, von denen wir erst jetzt feststellten, daß sie wohl die höchsten des Pagar-Tales sind. Noch am selben Tag kehrten wir ins Basislager zurück, um am übernächsten, frisch verproviantiert, wieder aufzusteigen, diesmal in ein Kar auf der östlichen Seite des Haupttales. Am Fuß der Ismoil fanden wir einen Zeltplatz, wiederum an einem See, wohl noch schöner gelegen als der vorige. Siegbert und Dieter hatten eigentlich vorgehabt, den Siriambi nochmals zu versuchen, diesmal von der vermutlich leichteren Südseite. Aber der Paß, den uns die Pferdetreiber beschrieben hatten, stellte sich als nicht gangbar heraus, ein fast senkrechter Eisfall sperrte den Aufstieg. Somit gab es keine Möglichkeit, aus dem Pagar-Tal die Südflanke des Siriambi zu erreichen, und Dieter und Siegbert kamen auch zum See am Ismoil.

Mit dem nächsten Morgen war der letzte Tag angebrochen, der uns für Bergtouren zur Verfügung stand. Um ihn möglichst gut auszunutzen, wendeten wir uns wieder getrennten Zielen zu. Dieter und Siegbert stiegen auf den Ismoil durch eine in der

Westflanke vom Wandfuß bis fast zum Gipfel führende Eisrinne. Um 11 Uhr standen sie schon oben, so daß genügend Zeit blieb, noch einen zweiten Gipfel anzugehen, den 2165 Meter hohen Koh-i-Rawors. Er bot eine schwierige, aber sehr schöne Kletterei in festem Granit.

Wolfgang und ich hatten uns auf der anderen Seite des Kares den östlichsten Gipfel der Warmanokette ausgesucht, weil wir glaubten, von ihm aus einen Blick auf die weiter östlich gelegenen Teile des Hindukusch-Hauptkammes zu gewinnen. Diese Erwartungen wurden enttäuscht, denn es tauchten nichtvermutete hohe Berge auf, die die Sicht versperrten. Dafür hatten wir nun aber auch in den letzten Winkel des Ismoil-Kares gesehen. Zu unseren Füßen lag das ausgedehnte System der Warmano-Gletscher, gegenüber der wahrscheinlich höchste Berg des oberen Pagar-Tales, der Schauga (mindestens 5700 m). Während Wolfgang langsam abstieg, um geologisches Material zu sammeln, kletterte ich noch hinauf zum westlich anschließenden Gipfel der Warmano-Kette. Ein umfassender Blick auf die Berge der Tage zuvor war der Lohn für diese Fleißaufgabe.

Das sollte nun also das letzte Mal sein, daß ich über die Gipfel des Hindukusch schaute. Ich wollte gar nicht begreifen, obwohl ich wußte, daß es keine Fristverlängerung mehr gab und keine Möglichkeit, hierher noch einmal zurückzukehren, eine Hoffnung, die uns am Ende eines Bergsommers in den Alpen stets bleibt.

Über unseren Rückmarsch nach Dasht-i-Rewat ist nicht viel zu erzählen. Wir zogen das Pagar-Tal wieder hinaus, vorbei an den vielen Seen, den Blick oft zurückwendend. Als wir nach Anjuman kamen, war auch hier der Herbst eingezogen. Die Blätter der wenigen Bäume hatten sich leuchtend gelb gefärbt, die Ernte war eingebracht und lebhaftes Treiben herrschte auf den Dreschplätzen. Der Bandakor grüßte uns noch einmal von fern. Ein wenig stolz waren wir nun doch, daß wir auf seinem Gipfel stehen durften. Schwer keuchten die Pferde zum Anjuman-Paß hinauf, dann ging es eilig das Panjshir-Tal abwärts. Wir hatten den Treibern Lohn für 4 Tage zugesichert, so schafften sie es sogar in 3 Tagen, während wir beim Anmarsch 4½ gebraucht hatten.

Der Mir von Iskanderbek nahm uns wieder freundlich auf, servierte uns abends eine Reistafel und zum Frühstück 40 Eier, die wir ohne Anstrengung bewältigten. In Dasht-i-Rewat fanden wir unseren Wagen wohlbehalten vor, nicht einmal Luft in den Reifen fehlte. Das Einzige, was wir auf der ganzen Fahrt einbüßten, war ein Rückspiegel — in München! Die Rückfahrt durch das untere Pagar-Tal war ein wenig anstrengend, weil die Kupplung des Wagens nicht ganz in Ordnung war, und wir zweimal an Steigungen das ganze Gepäck ausladen und ein Stück weit tragen mußten. Dann kamen wir in die Zivilisation, zum ersten Basar in Rochan. 13 Pfund pflaumengroßer Weintrauben zu 15 Pfennig verschwanden in unseren obstgierigen Mägen. Die Folgen waren nicht einmal so schlimm, wie befürchtet. In Gulbahar gingen wir zu Dr. Wegener, einem deutschen Arzt, der das Krankenhaus der dort von deutschen Firmen erbauten Textilfabrik leitet. Er sah sich Dieters Zehen an. Dann saßen wir noch lange in seinem gemütlichen Heim beisammen. Er ist schon seit 8 Jahren im Orient tätig, es lohnte sich also, ihm zuzuhören.

Da es fast unmöglich ist, von Deutschland aus an irgendwelche wichtigen Unterlagen in Afghanistan heranzukommen, mußten wir uns in Kabul um alles kümmern, was für die Auswertung der im Gebirge gesammelten Beobachtungen wichtig erschien. Da war zunächst einmal eine Kartenskizze unseres Gebietes anzufertigen. Die vorliegenden Landkarten haben einen Maßstab 1 : 1 Million. Damit kann man die Alpen von Genf bis Wien auf einem Blatt unterbringen. Einzelheiten sind darauf natürlich nicht darstellbar, von Afghanistan und insbesondere dem Hindukusch aber auch gar nicht bekannt. In den letzten Jahren sind nun von dem ganzen Land Luftaufnahmen hergestellt worden, auf deren Grundlage eine genaue Karte entsteht. Bis diese fertiggestellt ist, bilden die Luftaufnahmen selbst eine gute Vorlage für eigene Skizzen. Allerdings ist es gar nicht

so einfach, sich darauf zurechtzufinden. Wir saßen viele Stunden, bis wir die hier wiedergegebene Skizze des Flußsystems Panjshir — Anjuman — Munjan fertig hatten. Für das Gebiet zwischen Dasht-i-Rewat und Munjan-Paß liegt damit eine näherungsweise richtige Wiedergabe der Talverläufe vor, für alle anderen Gebiete sind die Angaben weiterhin nur vermutungsweise, eventuell also völlig falsch. Diese und andere Probleme geographischer Natur hat Dieter ausführlich in einem Artikel erörtert, der in der Zeitschrift „Die Erde" erschienen ist.

Abschließend möchte ich noch kurz von den anderen bergsteigerischen Unternehmungen des Jahres 1960 im Hindukusch berichten. Zwei Mitglieder der Japanischen Pamir-Hindukusch-Expedition 1960 des Academic Alpine Club Kyoto unter Leitung von Professor Sakato bestiegen am 17. August den 7490 Meter hohen Noshaq, der damit der zweithöchste Berg des Hindukusch nach dem Tirich Mir (7740 m, in Pakistan gelegen) ist. Er liegt am Beginn des Wachanzipfels und wurde aus dem nach Norden zum Amu Darja gerichteten Tal erreicht. 4 Hochlager waren nötig, da das Basislager sehr tief (3080 m) aufgestellt werden mußte. Auf Grund des unzureichenden Kartenmaterials ist bisher nicht eindeutig festzustellen, ob der Gipfel in Pakistan liegt, oder direkt auf der Grenze. Im letzteren Fall wäre der Noshaq wahrscheinlich der höchste Berg Afghanistans.

Kurz nach den Japanern traf eine polnische Expedition am Noshaq ein. Am 27. August bestieg sie den Berg zum zweiten Male, in der folgenden Zeit außerdem den Asp-e-Safed (6500 m), Koh-e-Daros (5950 m) und Horpusz-e-Jach (5950 m), alle im Hindukusch-Hauptkamm gelegen in unmittelbarer Nähe des Noshaq.

Im August versuchten zwei englische Bergsteigerinnen, den Mir Samir zu besteigen, mußten aber umkehren. In der Nähe des Anjuman-Passes hatten sie an einem Fünftausender Erfolg. Herr Schlagintweit von der Deutschen Botschaft in Kabul bestieg den Dasht-Ribat (besser Dasht-i-Rewat, nach dem gleichnamigen Ort) der Nürnberger Kundfahrt zum zweiten Male und gibt seine Höhe mit knapp unter 5000 Meter an.

Man sieht also, die Erschließung des Hindukusch ist in vollem Gang.

Schriftennachweis

1. Rathjens, C. (1955): Der afghanische Hindukusch. Jahrbuch des DAV 1955, S. 95. — Dort Hinweise auf die ältere Literatur.
2. Newby, Eric (1958): A Short Walk in the Hindu-Kush. London.
3. Biller, H. (1960): Nürnberger Hindukusch-Kundfahrt 1959. Jahrbuch des DAV bzw. OeAV 1960, S. 130—136.
4. Hasse, D. (1961): Vorläufiger Bericht über eine Hindukusch-Kundfahrt 1960. „Die Erde", 92. Jg. 1961, S. 59—70 mit Kartenbeilage.

Als neuestes Werk, das sich mit der allgemeinen Geographie Afghanistans beschäftigt, sei genannt:

5. Humlum, J. (1959): La géographie de l'Afganistan. Kopenhagen.

Anschrift des Verfassers: Hannes Winkler, Berlin-Zehlendorf, Schillerstraße 3

Aus dem Schmetterlingsleben in den höchsten Vegetationsstufen unserer Alpen

(Ein allgemeiner Beitrag zur Nivalfauna)

Von Karl Burmann

Wenn heute oft noch behauptet wird, daß in den Gipfelregionen unserer Gletscherberge kaum mehr Lebewesen existieren können, so ist dem keinesfalls so. Es fristen zwischen Eis und Schnee, allerdings meist ziemlich verborgen, eine Anzahl äußerst interessanter Tierarten ihr wahrlich nicht beneidenswertes Dasein. Es herrscht auf den höchsten Aufragungen noch mannigfaltiges Leben. Dem pflanzlichen und tierischen Leben ist in unseren Alpen also wohl keine Höhengrenze gesetzt. Schmetterlinge fliegen und leben im Alpengebiet von der Talsohle bis zu den Viertausendern des Montblanc-Gebietes.

Mancher Bergsteiger, der sich zu genußreicher Gipfelrast auf einem unserer vielen Dreitausender niederläßt, wird sich oft wundern, wenn ihn Schmetterlinge umgaukeln. Schon beim Aufstieg wird der aufmerksame und naturliebende Bergwanderer manche Beobachtung machen, die ihn vielleicht zum Nachdenken zwingt.

Wenn wir bei unseren Bergwanderungen mit offenen Augen ein wenig das Naturgeschehen neben den Wegen und Steigen beobachten, so wird uns eine Verschiedenartigkeit der Tierwelt in den verschiedenen Höhenlagen auffallen. Während in Tallagen noch die Menge und Vielfalt an Schmetterlingen oft recht augenfällig in Erscheinung tritt, ändert sich das Bild mit zunehmender Höhe.

Wir unterscheiden in unseren Alpen bekanntlich mehrere, meist gegeneinander gut abgegrenzte sogenannte Vegetationsstufen. Wandern wir aus der Waldzone in das Gebiet der alpinen Zwergsträucher und weiter in die alpinen Grasheiden, so können wir wohl ein rasches Abnehmen der Arten, nicht aber der Individuenzahl feststellen. In der Stufe der alpinen Grasheiden sind es, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die vielen Arten der Mohrenfalter (Erebia), die diesem Lebensraum örtlich oder zeitlich das Gepräge geben können. Jeder Bergwanderer kennt doch die schwärzlich-braunen Schmetterlinge, die oft in Scharen die Alpenmatten bevölkern und die an heißen Tagen in wahren Massenansammlungen an feuchten Stellen das kühle Naß saugen. Die düstere Flügelfärbung hat diesen Schmetterlingen den wissenschaftlichen Gattungsnamen Erebia, von Erebus (finstere Unterwelt), eingebracht. Trotz alledem machen diese Sonnentiere keinen so finsteren Eindruck, wenn sie im hellen Sonnenschein von Blume zu Blume fliegen.

In der Vegetationsstufe des geschlossenen Rasens der alpinen Grasheiden finden wir noch ein verhältnismäßig reiches Schmetterlingsleben. Hier sind ja die Lebensbedingungen für die Schmetterlinge recht günstig und der Tisch für die Raupen ist reichlich und abwechslungsreich gedeckt. Aber wenn wir höher steigen und in die subnivale oder Polsterpflanzenstufe gelangen, werden die Lebensbedingungen an den hier schon spärlicher, nur noch mosaikartig und verstreut wachsenden, oft kümmerlichen Pflanzenpolstern für Falter und Raupe weitaus schwieriger. Doch es fristen auch dort noch verhältnismäßig viele Lebewesen ihr meist so kurzes Dasein.

Und etwas anders liegen wieder die Verhältnisse in der Schnee- oder Nivalstufe (Kryptogamenstufe) unserer Alpen.

Den folgenden, sehr allgemeinen Betrachtungen möchte ich nun die zwei obersten Vegetationsstufen unserer Hochalpen zugrunde legen, und zwar die Schnee- oder Nivalstufe, die von den höchsten Berggipfeln bis zur Grenze des reichlichen Vorkommens von Polsterpflanzen reicht, und die angrenzende subnivale — oder Stufe der alpinen Polsterpflanzenpioniere. Die Polsterpflanzenstufe reicht bis zur Grenze des geschlossenen Rasens der alpinen Grasheidenstufe, an die sich talwärts wieder die alpine Zwergsträuchstufe anschließt.

Die Bewohner der Nival- und Subnivalstufe kann man insbesonders unter Berücksichtigung ihrer Herkunft, ihrer Beziehungen zur Umwelt und Lebensgeschichte in Gruppen zusammenfassen:

1. Präglaziale inneralpine Eiszeitüberdauerer.
2. Postglaziale Wiederbesiedler.
   a) Boreo-alpine Arten.
   b) Refugialtiere der Südalpen.
3. Echte Wanderfalter.
4. Einheimische Arten, die innerhalb ihres Verbreitungsgebietes wandern.
5. Im Hochgebirge übersommernde Arten.
6. Fallweise passiv von Luftströmungen in Höhenlagen verschlagene Arten und
7. Arten, die in Einzelstücken freiwillig in Hochgebirgslagen fliegen.

Diese 7 Gruppen kann man wieder in eine natürliche Dreiteilung einordnen, und zwar in:

a) Echte Nivaltiere:
   Dazu zählen als die ältesten Elemente unserer Fauna die präglazialen Eiszeitüberdauerer, weiters die boreo-alpinen Arten und als geschichtlich jüngste Formen postglaziale Rückwanderer aus südalpinen Zufluchtsgebieten.

b) Gäste:
   Das sind die echten Wanderfalter, die einheimischen Wanderer und die im Gebirge übersommernden Arten.

c) Irrgäste:
   Arten, die freiwillig oder unfreiwillig in Hochlagen gelangen.

1. Präglaziale inneralpine Eiszeitüberdauerer.

Das heutige Verbreitungsgebiet eines beträchtlichen Teiles der hochalpinen Schmetterlinge ist wohl nicht ökologisch, das heißt durch das Verhältnis zu ihrer Umwelt, sondern historisch bedingt. Die weitaus interessantesten Schmetterlingsarten unserer Hochgebirge sind die alpin endemischen Arten und unter diesen in erster Linie wieder die zentralalpinen. Eine Anzahl dieser Arten, die die subnivale- und besonders aber die Nivalstufe besiedeln, sind wohl als präglaziale Relikttiere anzusprechen.

Diese inneralpinen Eiszeitüberdauerer haben als autochthone, also hier ursprüngliche Arten auf ihrem heute noch bewohnten Lebensraum oder in nächster Nähe ihrer heutigen Verbreitungsgebiete alle Eiszeiten oder wenigstens die letzte Eiszeit auf den höchsten, aus dem Eise herausragenden, klimatisch begünstigten Aufragungen und Hängen der Zentralalpen überdauert. Der gesamte Lebenslauf dieser Tiere wickelt sich ja heute noch unter eiszeitlichen Verhältnissen ab. Nur der unwahrscheinlichen Anpassungsfähigkeit dieser kältegewohnten Schmetterlingsarten ist es zuzuschreiben, daß sie als wertvolle Bestandteile unserer Alpenfauna erhalten geblieben sind. Diese Relikttiere aus der Voreiszeit zählen zu den geschichtlich ältesten Schmetterlingsarten der heimischen Fauna.

Erst umfangreiche und eingehende Studien werden uns zeigen, welche Arten mit größter Wahrscheinlichkeit noch diesem interessanten Artenkreis zuzuzählen sind.

Mehrere Umstände können uns bei Anwendung der größtmöglichen Vorsicht für die Beurteilung, ob eine Schmetterlingsart als Eiszeitüberdauerer anzusprechen ist, die nötigen Hinweise geben.

So kennzeichnen präglaziale Arten:

A. Die vorwiegend zentralalpine Verbreitung.

Präglaziale Endemiten kommen ausschließlich in den Zentralalpen vor und fehlen dem Norden und dem übrigen Mitteleuropa.

B. Das auffallende inselartige Vorkommen innerhalb eines oft recht weiträumigen zentralalpinen Verbreitungsgebietes (Arealdisjunktion).

Diese präglazialen Schmetterlingsarten hatten in der Voreiszeit einen über das gesamte Alpengebiet ausgedehnten Lebensraum. Ihr weiträumiges Verbreitungsgebiet wurde im Verlaufe der Eiszeiten zerrissen, und in tieferen, vollständig unter den Eismassen begraben liegenden Gegenden wurden die Arten ausgelöscht. Die früher zusammenhängenden Lebensräume sind dann im Verlaufe der Zeiten auf kleine Lebensgebiete zusammengeschrumpft.

Der Großteil dieser Schmetterlingsarten weist eine äußerst geringe Ausbreitungstendenz in horizontaler Richtung und kaum eine solche in vertikaler Richtung auf. Das Vorkommen der präglazialen Reliktarten dürfte also im wesentlichen auf die ehemaligen eiszeitlichen Refugialgebiete oder deren nächste Umgebung beschränkt sein.

C. Eine stärkere Neigung zur Herausbildung von oft recht unterschiedlichen Rassen.

Wir haben in den obersten Vegetationsstufen wohl ein paar im männlichen Geschlechte besonders flugtüchtige Arten, vielfach aber Tiere, die recht wenig fluggewandt sind. Unter den hochalpinen Schmetterlingsarten gibt es auch einige, deren Weibchen stark rückgebildete Flügel haben. Diese stummelflügeligen Tiere sind vollkommen flugunfähig. Aber auch die dickleibigen Weibchen der meisten anderen Arten dieses Lebensraumes sind, bevor sie sich ihres großen Eervorrates entledigt haben, kaum in der Lage zu fliegen. Durch die Bindung der Weibchen an ziemlich eng begrenzte Lebensräume, die ja immer mit der spärlichen Pflanzenbesiedlung zusammenfallen, werden zwangsläufig auch die mehr oder weniger fluggewandten Männchen stark ortsgebunden. Die Paarung erfolgt in fast allen Fällen an der Geburtsstätte der Falter, unter Steinen oder an Felsen, wo eben die Verpuppung stattgefunden hat. Das Weibchen legt dort vielfach auch gleich die Eier ab. Man findet unter Steinen oft die leere Puppenhülse des geschlüpften Falters, daneben die Eierspiegel oder die in Klümpchen abgelegten Eier und das tote Weibchen.

Diese Bindung an meist recht kleine Fluggebiete mag wohl eine der mitbestimmenden Ursachen sein, daß die präglazialen Eiszeitüberdauerer der Einwirkung örtlicher Umwelteinflüsse, denen sie sich ja schwer entziehen können, in besonderem Maße ausgesetzt sind.

Im Verlaufe der langen, zeitlichen Entwicklung hat sich daher bei diesen Tieren eine Anzahl von gut unterscheidbaren Rassen herausgebildet oder sind mindestens bereits Ansätze dazu vorhanden.

D. Besonderheiten ihrer Lebensgeschichte (Biologie).

Das Schmetterlingsleben und besonders das Leben ihrer Raupen steht ja in engster Beziehung zur Pflanze. Die Nahrungsgrundlage der Eiszeitüberdauerer war wohl auch während der stärksten eiszeitlichen Vergletscherungen auf den wenigen eisfrei gebliebenen Stellen gegeben. Die ökologischen Ansprüche dieser hochalpinen Arten dürften sich wohl bis zur Jetztzeit nicht wesentlich geändert haben. Die anspruchslosen Raupen der Hochgebirgsarten sind größtenteils polyphag, das heißt, sie leben an fast allen vorkommenden Pflanzen und fressen eben, was gerade erreichbar ist. Einige Arten nähren sich von Moosen und Erd- oder Steinflechten. Die Raupen dürfen, um fortzukommen, also keinesfalls so wählerisch sein, wie viele ihrer nahen Verwandten aus tiefer gelegenen

Vegetationsstufen, denn allzu reich ist ihr Tisch nicht gedeckt und überdies wachsen die kümmerlichen Pflänzlein zumeist einzeln und stehen in beträchtlicher Entfernung voneinander.

So kann man selbst auf den sogenannten „Nunatakkern", diesen von Gletschereis umschlossenen Felsinseln, mit sehr spärlichem Pflanzenwuchs, alle Entwicklungsstände einiger kältegewohnter Arten finden.

Von ausschlaggebender Bedeutung wird in diesen Höhenlagen die Exposition (Hanglage) des Lebensraumes. Meist drängen sich die mit zunehmender Höhe immer spärlicher und kleiner werdenden Pflänzchen und die daran lebenden Tiere auf engen, klimatisch begünstigten Räumen inselartig zusammen. So finden wir in Mulden, in Karen, in Felsnischen und um Felsblöcke der der Sonne zugekehrten, eisfreien Bergflanken noch ein verhältnismäßig reichhaltiges Leben. Um die wärmespeichernden Steinplatten und Felsbrocken oder in nächster Nähe dieser und unter diesen wickelt sich der größte Teil des Lebens dieser Hochgebirgstiere ab. Selbst auf Fels- und Schotterinseln, die von allen Seiten von mächtigen Gletschern umschlossen sind, also in scheinbar vegetationslosen Gebieten der Schneestufe, regt sich in kleinklimatisch günstiger Lage um die paar kümmerlichen Pflänzlein, die Moospolster und die Stein- und Bodenflechten noch tierisches Leben. Wenn ein Bergsteiger nach anstrengendem Aufstieg durch Fels und Eis auf einem Gipfel Rast macht und sich mit Steinblöcken einen Sitzplatz zurechtrichtet, wird er staunen, wie viele kleine Lebewesen manchmal unter den abgehobenen Steinplatten und Felstrümmern umherkrabbeln.

Es ist bewundernswert, wie auch die Schmetterlinge der höchstbesiedelten Gebiete unserer Alpen sich den schwierigen Lebensbedingungen ihrer Umwelt voll und ganz anzupassen verstanden und sich dort über so lange Zeiträume zu erhalten vermochten. Schmetterlinge stellen einen beachtlichen Bestandteil der nivalen Lebensgemeinschaften dar.

Das gesamte Leben dieser Hochgebirgsarten ist ein ständiger Kampf gegen die Naturgewalten und die zwangsläufig auf diese Lebensinseln gebundene große Zahl von Feinden aus der gesamten Tierwelt. Durch das Heer dieser Schmarotzer und Nutznießer werden die Schmetterlinge in allen ihren Entwicklungsstadien, während der meist mehrjährigen Entwicklung, ständig stark dezimiert. Wahre Tragödien spielen sich unter den wärmespeichernden Steinen und Felsplatten der engbegrenzten Vegetationsinseln ab. Ungemein groß, wohl nicht nach Arten, aber nach Individuen ist die Zahl der Feinde, besonders aus der Insektenwelt (Schlupfwespen, Fliegen, Käfer usw.). Dazu kommen noch viele andere Feinde aus der übrigen Tierwelt.

Naturbedingt läuft das gesamte Leben in diesen unwirtlichen Höhenlagen, entsprechend den Umweltbedingungen dieses Lebensraumes, in einem ganz anderen Rhythmus als bei Tieren aus tiefer gelegenen Gebieten ab.

Mit zunehmender Höhe nimmt die Generationsfolge rasch ab. Während sich Arten in Tallagen oft noch in 2 bis 3 Generationen im Jahre fortpflanzen, werden verwandte Arten in der Zwergstrauchstufe nur noch einbrütig. In den höchstgelegenen Lebensräumen benötigen die dort lebenden Schmetterlinge meist bereits mehrere Jahre, um ihren Entwicklungszyklus zu vollenden.

Der kurze Hochalpensommer, oft dauert er ja nur wenige Wochen und ist überdies noch von langandauernden Schlechtwetterperioden unterbrochen, bedingt zwangsläufig diese lange Entwicklungszeit. Jahrweise liegen die hochalpinen Lebensräume, ja auch während des Sommers noch meterhoch unter Schneemassen begraben, und die Tiere haben keine Möglichkeit sich zu entwickeln. Die Fähigkeit, die Entwicklung unter ungünstigen Bedingungen besonders lange hinausziehen zu können, ist daher eine Lebensnotwendigkeit zur Erhaltung der Art. Dieser im Tierreich nicht allzu häufige Fall, läßt sich dadurch erklären, daß durch die tiefe Temperatur der Stoffwechsel der Tiere auf ein Mindestmaß herabgesetzt wird und die Energie so gespeichert werden kann. Andererseits können Schmet-

terlinge aber auch durch die bei Schlechtwetterlage auftretenden Schneefälle mit größerer Schneelage, die eine weitere Abkühlung durch Frost verhindert, vor dem Erfrierungstod bewahrt werden. Das Aussterben einer Art im Hochgebirge, auch unter schwierigsten Verhältnissen, ist daher nicht zu befürchten.

Besonders in der subnivalen und Nivalstufe entwickeln die Schmetterlinge und ihre Raupen während der kurzen Vegetationsperiode, wo ein Leben überhaupt möglich ist, eine staunenswerte Lebensintensität, um wieder einen Schritt in ihrer mehrjährigen Entwicklungsperiode weiterzukommen oder die von der Natur vorgeschriebene Entwicklung zu Ende zu führen.

Die Temperatur ist doch der ausschlaggebendste Faktor für das Leben der Schmetterlinge in Hochlagen. Die Sonneneinstrahlung läßt diese tagsüber ziemlich hoch ansteigen. In der Nacht oder an trüben Tagen aber sinkt die Temperatur wieder stark ab. Die große Nachtkälte zwingt daher fast alle, normalerweise nachts fliegenden Arten die Flugzeit in die warme Tageszeit zu verlegen. Viele Schmetterlinge werden im Hochgebirge daher zu heliophilen, also im Sonnenschein fliegenden Tieren. Der Nahrungs- und Paarungsflug fällt größtenteils in die warmen Tagesstunden. Die tiefen Nachttemperaturen lassen einen Flug der doch kältegewohnten Tiere meist nicht mehr zu.

Wir finden im Hochgebirge verhältnismäßig kleine Schmetterlinge. Ein kleiner Körper besitzt im Verhältnis zum Volumen eine größere Oberfläche und damit selbst noch an trüben Tagen die Möglichkeit einer vermehrten Wärmeaufnahme. Diese wird vor allem durch eine auffallende Dunkelfärbung der meisten hochalpinen Schmetterlinge noch verstärkt. Die Abgabe der gespeicherten Wärme wird dann durch eine dichte Körperbehaarung (auch bei vielen Raupen), die einen isolierten Luftmantel bildet, wesentlich verzögert.

Bei sonnigem Wetter fällt die Hauptflugzeit des größten Teiles der Schmetterlinge der Nivalstufe in die Zeit knapp nach Beginn der Sonneneinstrahlung bis in den Spätvormittag und in die späten Nachmittagsstunden. Während der stärksten Sonnenbestrahlung kann man nur einen äußerst geringen Falterflug beobachten. Der Grund liegt wohl darin, daß die dunkel gefärbten Hochgebirgsschmetterlinge sich vor einer Überhitzung durch die immer stärker werdende Insolationswärme schützen müssen. Schmetterlinge, die sich vor den heißen Strahlen der Mittagssonne nicht an schattige Stellen von Felsen und unter Steine verkriechen, werden, um weiterleben zu können, geradezu zum Fliegen gezwungen. Zwar steigt bei den Flugbewegungen die Körpertemperatur wieder etwas an, aber die kühle Lufttemperatur bringt sie dann wieder auf ein erträgliches Maß. Daher wird der Flug der wenigen, auch während der heißen Tageszeit fliegenden Arten mit zunehmender Temperatur immer wilder und rastloser.

Wir haben unter den präglazialen Reliktarten wohl Vertreter der meisten Familien der sogenannten Großschmetterlinge (Macrolepidopteren), wie Tagfalter, Bärenspinner, Sackträger, Eulen und Spanner. Auch sehr kleine, unauffällige und recht verborgen lebende Schmetterlingsarten, sogenannte Kleinschmetterlinge oder Microlepidopteren (Zünsler, Wickler und Motten) können wir noch auf höchsten Bergspitzen begegnen. Auch unter diesen Zwergen der Schmetterlinge, deren kleinste nur 3 mm Spannweite messen, sind bestimmt präglaziale Endemiten.

Nur wenige dieser Schmetterlinge haben deutsche Namen; wir kennen sie nur unter der wissenschaftlichen lateinischen Bezeichnung.

Und nun ein paar Beispiele von Schmetterlingsarten, die sicher oder mit größter Wahrscheinlichkeit als präglaziale Relikte anzusprechen sind.

Orodemnias cervini Fall. (Arctiidae).

Der Matterhornbärenspinner ist wohl das klassische Beispiel eines inneralpinen Eiszeitüberdauerers. Cervini hat sich außer an wenigen engbegrenzten Stellen der Schweizer Alpen (Wallis und Graubünden) in den französischen Alpen (Dauphiné) und in den Öz-

taler Alpen erhalten. Erst verhältnismäßig spät, im Jahre 1863, wurde diese bemerkenswerte Schmetterlingsart am Gornergrat in den Walliser Alpen (gegenüber dem Matterhorn, Mont Cervin, daher auch der wissenschaftliche Name cervini) entdeckt. In der Folge kamen noch ein paar isolierte Fundplätze in den Walliser- und Graubündner Alpen hinzu. Der schöne Falter blieb also lange Zeit ein typisches Schweizer Tier. Im Jahre 1926 wurde dann — für die Wissenschaft ganz überraschend — der erste Fund einer cervini außerhalb der Schweiz gemeldet. Weitab von den bekannten Schweizer Fundplätzen wurde der Matterhornbärenspinner in den Ötztaler Alpen entdeckt. Einige Jahre später wurde ein weiteres Glied in die spärliche Verbreitungskette dieser Schmetterlingsart durch den Nachweis in den französischen Alpen der Dauphiné eingefügt. Der Matterhornbärenspinner ist wohl einer der interessantesten Bestandteile der Schmetterlingsfauna unserer Alpen. Der engbegrenzte Tiroler Fundplatz blieb bis jetzt der einzige in den österreichischen Alpen und stellt das bisher bekannte östlichste Glied in der ohnehin recht schütteren Verbreitungskette dieser Art dar.

Endrosa ramosa Fab. (Endrosidae).

Ebenfalls eine typische Reliktart. Der orangegelbe, schwarzgeaderte Flechtenbärenspinner weist eine endemisch zentralalpine Verbreitung auf, welche von den hohen Westalpen bis zu den Stubaier Alpen reicht. Es ist eine der am höchsten aufsteigenden und in diesen Hochlagen auch zur Entwicklung kommenden Schmetterlingsarten und erreicht durchwegs noch die höchsten Erhebungen. Die Höhenverbreitung erstreckt sich von ungefähr 2000 m bis über 3600 m Seehöhe, mit einer Hauptverbreitung zwischen 2400 m und 3100 m.

Vielfach treffen wir die kältefeste ramosa auch auf von Gletschereis umschlossenen Felseninseln. Die Raupe ernährt sich von Stein- und Bodenflechten, die ja in Hochlagen im Überfluß vorhanden sind. Recht bemerkenswert ist bei dieser im Sonnenschein fliegenden Art ein Rascheln und Knistern, das man beim Vorbeifliegen der Männchen wahrnehmen kann. Diese erzeugen mit den am Brustteil liegenden sogenannten Tympanalorganen, den Schallbläschen oder Gehörorganen, dieses auffallende Geräusch, eine bei Schmetterlingen unserer Heimat seltene Erscheinung.

Psodos alticolaria Mn. (Geometridae).

Endemisch alpine Art. Der schwärzliche Spanner fliegt im Sonnenschein auf Graten und hochgelegenen Moränen. Er ist wohl einer der flinkesten und flüchtigsten Schmetterlinge der Hochalpen. Ich beobachtete alticolaria in Tirol noch bis über 3400 m. Die Raupe lebt an Steinbrecharten.

Catoptria zermattensis Frey (Pyralidae).

Eine sehr lokale Art, die bisher nur aus den Schweizer Alpen (Wallis und Tessin) und dem Adamellogebiet bekannt geworden ist. Diese Zünslerart wurde, wie schon der Name sagt, von den Walliser Alpen beschrieben.

Scoparia valesialis Dup. (Pyralidae).

Weit verbreitete endemisch alpine Zünslerart. Die Raupe lebt an Erdmoosen.

Dichrorampha cacuminana Thom. (Tortricidae).

Eine kleine, zentralalpine Wicklerart. Bisher bekannte geographische Verbreitung: Tiroler- und Schweizer Hochalpen.

Lipoptycha müllerrutzi Krüger (Tortricidae).

Seltene und sehr lokal vorkommende Wicklerart. Bis über 3000 m fliegend. Schweizer Hochalpen, Adamellogebiet.

Kessleria caflischiella Frey (Yponomeutidae).

Eine westalpin endemische Gespinstmotte. Bisherige Funde: Tiroler Zentralalpen, Walliser- und Engadiner Alpen.

Scythris glacialis Frey (Scythrididae).

Zentralalpiner Endemit. In Hochlagen bis über 3300 m Seehöhe verbreitet. Die polyphage Raupe findet man unter Steinen in langen, seidigen Gespinstgängen, die zu den nächstliegenden Pflänzlein reichen.

Bucculatrix jugicola Hein. Wck. (Gracilariidae).

Zentralalpiner Kleinschmetterling von nur 5 bis 6 mm Flügelspannweite, der wegen seiner Kleinheit nur selten beobachtet wird. Von 2500 m bis über 3000 m fliegt das kleine, graue Falterchen um magere Bestände von Chrysanthemum alpinum (Alpenwucherblume). In den Blättchen dieser Pflanze miniert auch das winzige Räupchen.

Nepticula stelviana Wck. (Nepticulidae).

Eine winzige zentralalpin endemische Miniermotte von 3 mm Spannweite. Bisher nur von wenigen Fundplätzen aus den Tiroler- und Schweizer Alpen bekannt geworden. Das Räupchen miniert in den zarten Blättchen von Potentilla frigida, einer alpinen Fingerkrautart.

2. Postglaziale Wiederbesiedler.

a) Boreo-alpine Schmetterlingsarten.

Boreo-alpine Schmetterlingsarten sind solche, welche in nicht zusammenhängender Verbreitung im hohen Norden und in den Alpen vorkommen, aber in einem mehr oder weniger breiten Zwischengebiet, der sogenannten Auslöschungszone — zwischen dem Alpenvorland und der norddeutschen Küste — vollständig fehlen.

Die boreo-alpinen Arten entstammen zum größten Teil dem hohen Norden, und verhältnismäßig nur wenige Arten hatten in den Alpen ihre Heimat. Die im hohen Norden beheimateten Schmetterlinge wurden während der großen eiszeitlichen Vergletscherungen durch den vorrückenden Eisstrom in südlicher Richtung von ihren ursprünglichen Lebensgebieten vertrieben. Sie wurden auf einen eisfreien Streifen zwischen dem nordischen Eisrand und dem Alpeneiswall gedrängt und überdauerten, dort eingeschlossen, die Eiszeiten, mindestens aber die Würmeiszeit. Der Vorgang der lebensverdrängenden und oft auch alles Leben vernichtenden Eisvorstöße wiederholte sich mehrmals.

Mit dem Ende der Eiszeit und dem Zurückweichen der Eiszeitgletscher nach Norden und Süden gegen die Alpen verloren die auf das eisfreie Gebiet zusammengedrängten glazialen Pflanzen und Tiere ihre Lebensbedingungen und zogen sich aus diesen Gebieten zurück. Sie folgten den zurückweichenden Eismassen entweder nach Norden oder Süden und besiedelten wieder ihre alte Heimat in den arktischen Gebieten, andererseits auch die Alpen, wo sie ähnliche Lebensbedingungen wie in der nordischen Heimat vorfanden. Das Verbreitungsgebiet dieser kälteliebenden Arten zerriß also. Sie hielten sich in Mitteleuropa, indem sie die alpine und subalpine Zone der höheren Gebirge besiedelten. Der größte Teil der Tiere verschwand aber aus Mitteleuropa und zog sich nordwärts zurück. Die boreo-alpinen Schmetterlingsarten zählen mit zu den ältesten Elementen der Alpenfauna.

Auch einige dieser Arten entwickeln sich in den höchsten Lagen der Alpen, wie zum Beispiel:

Anarta melanopa rupestralis Hbn. (Noctuidae).

Eine weit verbreitete, am Tage fliegende Eulenart. In den Zentralalpen noch bei 3200 m als Raupe beobachtet.

Psodos coracina Esp. (Geometridae).

Ein schwärzlicher, heliophiler Spanner mit weiter hochalpiner Verbreitung.

Cidaria nobiliaria H. S. (Geometridae).

Ebenfalls eine noch in höchsten Lagen fliegende und dort auch zur Entwicklung gelangende Spannerart.

Zygaena exulans Hochenw. (Zygaenidae).

Blutströpfchenart mit weiter Verbreitung und stellenweise häufigem Vorkommen.

b) Refugialtiere der Südalpen.

Während der Eiszeiten sind teilweise auch alpine Populationen aus ihren ursprünglichen Besiedlungsgebieten weitgehend verdrängt worden. Diese Ausweichbewegungen vor den Eisvorstößen erfolgten hauptsächlich nach dem Süden in das Gebiet der Alpentäler Süd- und Westeuropas. In diesen klimatisch begünstigten Refugialgebieten haben die Schmetterlinge die Eiszeiten überdauert. In den folgenden nacheiszeitlichen, wärmeren Zeitabschnitten besiedelte ein Teil der Arten wieder frühere, ihnen klimatisch zusagende Lebensgebiete. Diese heute noch in vollem Gange und noch lange nicht abgeschlossene Wiederbesiedlung der Alpen erfolgte aber in verhältnismäßig bescheidenem Rahmen.

Ein typisches Beispiel einer solchen Schmetterlingsart ist ein Flechtenbärenspinner, Endrosa aurita imbuta Hbn. (Endrosidae). Die in den Nordtiroler Kalkalpen weit verbreitete Art fliegt noch auf den höchsten Erhebungen. Sie findet in der Rofangruppe der Brandenberger Alpen die Ostgrenze ihrer ausschließlich alpinen Verbreitung.

3. Echte Wanderfalter.

Wohl jedem Bergwanderer sind schon einmal bunte Schmetterlinge aufgefallen, die einzeln oder in Scharen, immer dieselbe Richtung einhaltend, die höchsten Gipfel und Grate überflogen. Er wird sich vielleicht auch gefragt haben, was diese Erscheinung bedeutet. Sind es Zufälle, sind es von starken Winden verschlagene Falter oder liegen hier sich regelmäßig wiederholende Gesetzmäßigkeiten vor? Es handelt sich bei solchen Beobachtungen um eines der größten Geheimnisse der Schmetterlingskunde, nämlich um die noch immer nicht geklärten freiwilligen Wanderungen von Schmetterlingen.

Unter echten Wanderfaltern verstehen wir Schmetterlinge, die im Frühjahr oder Frühsommer aus ihren Heimatgebieten, die vorwiegend im Mittelmeerraume liegen, entweder regelmäßig oder als Irrgäste, sowohl in auffallenden Schwärmen als auch einzeln, Wanderungen in oft recht weit entfernte Gebiete unternehmen. Sie überfliegen die Alpen in Süd-Nord-Richtung und breiten sich, durch überall zurückbleibende und sich seßhaft machende Tiere an Zahl abnehmend bis weit nach Nordeuropa aus. Die Weibchen einzelner Arten legen Eier ab und bringen auch Nachkommen hervor, die teilweise, in allerdings weniger auffälligen Zügen, im Herbste Rückflüge nach ihren ursprünglichen Heimatgebieten in Südeuropa durchführen. Im Spätherbste und im Winter sind aber alle diese Wanderfalter wieder verschwunden. Die Flugrichtung von wandernden Schmetterlingen von Süd nach Nord und umgekehrt wird immer genau eingehalten. Die Falter überfliegen bei ihren hastigen Wanderungen alle Hindernisse, so auch die höchsten Gletscherberge unserer Zentralalpen. Ein Umfliegen der sich dem Wanderzug in den Weg stellenden Hindernissen findet nie statt.

Über die Entstehung, den Ablauf und das Ende dieser Wanderungen wissen wir bisher nichts Sicheres. Wir wissen auch nicht, welcher Sinn es den Tieren ermöglicht, die einmal eingeschlagene Richtung einzuhalten. Nur in einem Punkte haben die Beobachtungen der letzten Jahre schon zu Ergebnissen geführt. Bei Wanderfaltern, bei denen bereits ein regelmäßiger Rückflug erfolgt, dürfte der Wanderflug im Arterhaltungstrieb das Ziel haben, indem er dem Wanderfalter für die oft sehr zahlreiche Nachkommenschaft einen größeren Lebensraum schafft.

Die meist im Mittelmeergebiete beheimateten wanderlustigen Insekten, dazu gehören neben Schmetterlingen beispielsweise noch Libellen, Fliegen und Schlupfwespen, wählen bei ihren nordwärts gerichteten Wanderflügen oder bei ihren nach Süden gehenden Rückflügen, neben den wenigen tiefer liegenden Tälern oder Talfurchen meist, wie schon erwähnt, den unmittelbaren Weg über die stark vergletscherten Zentralalpen. Dabei

büßen in jedem Jahr unzählige Tiere bei Wetterstürzen ihren noch unergründeten Wandertrieb, fern ihrer sonnigen Heimat auf den Gletscherfeldern unserer Alpen, mit einem jähen Tod. Fast vollzählig kann man bei eingehendem Studium der sogenannten „toten Firnfauna" unserer Gletscher die jährlich ein- und zurückfliegenden Wanderfalter nachweisen. Auch von den nur während der Nachtstunden wandernden Schmetterlingsarten, die der normalen Beobachtung ja im allgemeinen entzogen sind, findet man beim Überqueren von Gletscherfeldern teilweise kälteerstarrte oder bereits tote Tiere oft massenhaft auf dem Firnschnee liegen. Ein trauriges Bild, das jeder Bergsteiger kennt. Echte Hochgebirgsfalter findet man kaum unter diesen Opfern von Witterungsumschlägen. Diese, den rauhen Hochgebirgsverhältnissen gut angepaßten Schmetterlinge, wissen vor Schlechtwetterperioden rechtzeitig sicheren Schutz zu suchen.

Leichter zu beobachten sind wohl die Wanderflüge von Tagfaltern. Es ist doch für jeden Naturfreund immer wieder ein herrliches und unvergeßliches Bild, wenn er einen Wanderzug des Distelfalters (Pyrameis cardui L.), wohl des interessantesten Wanderfalters überhaupt, beobachten kann. Die Tiere fliegen bei Sonnenschein den ganzen Tag über in Massen oder einzeln in mehr oder weniger großen Abständen in hastigem Fluge immer in derselben Richtung nordwärts oder südwärts einem oft ungewissen Schicksal entgegen. Im Gebirge bietet sich dem Beobachter ein wunderbares Bild, wenn sich die prächtigen Schmetterlinge an den in voller Blüte prangenden Polstern des stengellosen Leinkrautes (Silene acaulis) zu kurzer Nahrungsaufnahme niederlassen. Stellenweise sind dann die rötlichlila Blütenpolster voll von gierig saugenden Distelfaltern bedeckt, die aber immer gleich wieder weiterfliegen, um den neu zu kurzer Rast sich niederlassenden wanderlustigen Faltern Platz zu machen. Ein einzigartiges Naturschauspiel.

Etwas weniger auffallend sind die Wanderflüge eines anderen Tagfliegers, des orangeroten Heufalters (Colias croceus Fourc.). So massierte Wanderzüge, wie ich sie schon mehrmals beim Distelfalter beobachten konnte, sah ich beim Heufalter nie. Wohl aber sind die streng gerichteten Flüge auch recht auffallend, da die Tiere während der Wandertage meist in dichter Aufeinanderfolge die Alpen überfliegen.

Weitaus der überwiegende Teil der sogenannten Wanderfalter fliegt aber während der Nacht — von Laien meist unbeobachtet — in unser Gebiet ein oder überfliegt den Alpenkamm. Es sind größere bis ziemlich kleine Geschöpfe, sogenannte Nachtfalter, die die sonnigen Tagesstunden über ziemlich verborgen ruhen und erst am Abend erwachen und der Nahrungssuche nachgehen, zur Paarung schreiten, die Eier ablegen und auch auf Wanderschaft gehen. Nur selten wird man daher Zeuge eines nächtlichen Wanderfluges der oft in gewaltigen Massen gemeinsam wandernden Nachtfalter. Bei hochgelegenen Schutzhütten ist ja selten eine stärkere Lichtquelle. Ist dies aber der Fall, so soll man sich einmal die Mühe nehmen und einen Anflug von Nachtfaltern ans Licht beobachten. Wenn man Glück hat, liegt die Lichtquelle gerade im Bereiche eines Wanderzuges. Was man dann erlebt, kann man kaum in Worte kleiden. Selbst strömender Regen und dichter Nebel hält die lichttollen Schmetterlinge nicht ab, ihren unerklärlichen Lichthunger zu stillen. Hunderte, ja Tausende von Schmetterlingen wirbeln wie Schneeflocken, wie von einem unsichtbaren Magneten in den Bann des Lichtes gezogen, zur Lampe. Besonders in Nebelnächten tauchen die Scharen der aus dem Nebelgewölk in den Bann des Lichtes gezogenen Falter in unaufhörlicher Reihe ganz gespensterhaft auf. Wer das nicht einmal mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich diesen Hexentanz kaum vorstellen.

Unter den in Hochlagen zum Lichte fliegenden Wanderfaltern kann man öfters auch den Totenkopfschwärmer (Acherontia atropos L.), den Windenschwärmer (Herse convolvuli L.) und den Linienschwärmer (Celerio lineata livornica Esp.) beobachten. Die beiden ersteren Arten werden vielfach als einheimische Schmetterlinge betrachtet. Es sind aber typische Wanderfalter, die wohl im Frühsommer alljährlich mehr oder weniger zahlreich nach Mittel- und Nordeuropa einfliegen. Sie pflanzen sich in

einer Generation fort, haben aber sterile Nachkommen (die Weibchen solcher Schmetterlinge entwickeln keine Eier!), die den Winter bei uns nicht überdauern. Ein weiterer, bekannter Wanderfalter ist die Gamma-Eule (Phytometra gamma L.), ein meist in Massen wandernder Schmetterling.

Aber auch verhältnismäßig recht kleine Schmetterlinge zählen zu den Wanderfaltern. So zum Beispiel die Kleinschmetterlinge Nomophila noctuella Schiff. und Pionea ferrugalis Hbn., zwei Zünsler, die regelmäßig aus ihren südlichen Lebensgebieten teilweise bis Nordeuropa ziehen.

4. Schmetterlinge, die innerhalb ihres Verbreitungsgebietes Wanderungen unternehmen.

Viel mehr Schmetterlingsarten, als man vielleicht annimmt, unternehmen innerhalb ihres oft recht weiträumigen Verbreitungsgebietes mehr oder weniger ausgedehnte Wanderungen. Die Ursachen solcher fallweisen Wanderungen sind noch nicht ganz geklärt. Vielleicht werden sie bei einigen Arten durch enges Zusammenleben der Raupen und der dadurch bedingten Siedlungsdichte ausgelöst? Eine Erscheinung, die nach den bisherigen Forschungen die Wanderflüge der Wanderheuschrecken auslöst. Die tageweisen, oft sehr massierten Wanderzüge von solchen Schmetterlingen sind zum Unterschied von den streng an die Süd-Nord- oder Nord-Süd-Richtung gebundenen Züge der echten Wanderfalter aus dem Mediterrangebiet nicht immer gleich gerichtet. Die Flüge der heimischen Wanderer können in verschiedenen Jahren bei derselben Art nach ganz anderen Richtungen verlaufen. Die Schmetterlinge überfliegen bei ihren Wanderungen dabei nicht selten auch die hohen Zentralalpen. Die am Tage fliegenden Wanderer sind dabei recht gut zu beobachten.

Am bekanntesten und auffallendsten sind die jahrweise oft sehr starken Wanderzüge des großen und des kleinen Kohlweißlings (Pieris brassicae L. und rapae L.). Diese beiden Weißlingsarten wandern fast immer in sehr breiter Front und in auffallend dichter Folge, die einmal eingeschlagene Richtung genau einhaltend und selbst stärksten Winden trotzend. Es ist immer ein schönes und eigenartiges Bild, wenn die verhältnismäßig großen, weißen Falter in rastlosem Fluge über Berggrate ziehen.

Noch wenig bekannt sind die vielen Arten von Nachtfaltern, besonders der eulenartigen Falter, die innerhalb ihres Lebensraumes auf Wanderschaft gehen. Diese ja nur nachts ziehenden Arten fliegen wohl oft in großer Menge zu Lichtquellen. Sie erscheinen dann ganz plötzlich und sind ein paar Nächte lang auffallend häufig zu beobachten, um aber so schnell wie sie gekommen sind, wieder zu verschwinden. Solche tage- oder nächteweise, schlagartig einsetzenden Massenflüge von Schmetterlingen lassen wohl den Schluß zu, daß es sich dabei um wandernde Arten handelt.

Erst in neuerer Zeit wird auch dieser Erscheinung im Wanderfalter-Forschungsprogramm mehr Augenmerk zugewendet, und wir werden in absehbarer Zeit bestimmt mehr über die Arten, die solche Wanderungen unternehmen und über die Ursachen, die diesen Wandertrieb so plötzlich auslösen, erfahren können.

Diese einheimischen Wanderfalter machen oft einen hohen Prozentsatz der auf dem Gletscherfirn liegenden erstarrten oder toten Tiere aus. Die sogenannte „tote Firnfauna" setzt sich also vorwiegend aus echten Wanderfaltern und aus einheimischen Wanderern zusammen, dann aus Einzelstücken von passiv in die Höhe verwehten Schmetterlingen und nur ganz selten findet man eine alpine Schmetterlingsart darunter.

Meist sind die einheimischen Wanderer Arten, deren Raupen stellenweise Schadwirkung in Feld und Wald verursachen. Unter den von mir im Hochgebirge beobachteten Wanderern möchte ich, neben den bereits erwähnten Kohlweißlingsarten, nur noch ein paar bekanntere Arten erwähnen. Die Raupen aller dieser Arten haben, ebenso wie die der echten Wanderfalter, im Hochgebirge keinerlei Lebensmöglichkeiten. Agrotis ypsilon

Rott. (Ypsiloneule), Diarsia c-nigrum L., Triphaena pronuba L. (Bandeule) und Trigonophora meticulosa L. (Achateule), ausschließlich eulenartige Falter, die oft noch in höchsten Lagen nächteweise in Massen ans Licht kommen und zahlreich tot auf Gletschern zu finden sind.

Von den Kleinschmetterlingen seien nur folgende Arten angeführt: Dioryctria abietella FM. (Fichtenzapfenzünsler), Zeiraphera diniana Gn. (Grauer Lärchenwickler), Zeiraphera rufimitrana HS. (Tannenwickler) und Yponomeuta padellus L. (Gespinstmotte).

5. Sogenannte „Übersommerer".

Eine Anzahl meist fluggewandter Schmetterlingsarten, die ihre Lebensräume in tieferen Lagen haben und dort ihre Gesamtentwicklung durchmachen, kann man während der Sommermonate in größerer Zahl im Hochgebirge beobachten. Ich möchte diese als „Übersommerer" bezeichnen. Die Schmetterlinge schlüpfen im Frühsommer aus der Puppe und fliegen bald darauf in die hochgelegenen „Sommerfrischen". In ihren ursprünglichen Lebensgebieten sieht man dann im Sommer kaum mehr eine solche Falterart. Aber im Spätsommer fliegen die Tiere wieder in ihre tiefgelegenen Heimatgebiete zurück. Dieses eigenartige Verhalten ist wohl noch nicht geklärt. Ist es vielleicht Nahrungsmangel, der die blütenbesuchenden Schmetterlinge zwingt, vom blütenarmen Talsommer in den mit Blüten reich gedeckten Tisch der Hochgebirge zu ziehen? Oder ziehen sich die Tiere während der heißen Sommermonate in ihnen klimatisch besser zusagende Höhenregionen zurück?

Einer der auffallendsten Sommergäste im Hochgebirge ist der wohl jedem Alpenwanderer bekannte kleine Fuchs (Vanessa urticae L.). Der farbenprächtige Tagschmetterling ist selbst noch in großen Höhen während des ganzen Sommers oft in Mengen zu beobachten. Mit Vorliebe besucht der Falter zur Nahrungsaufnahme die nektarreichen Blüten des von allen Schmetterlingen so geschätzten stengellosen Leinkrautes. Die Blütenpolster dieses Nelkengewächses sind stellenweise von gierig saugenden Füchsen förmlich übersät. Im Herbst sieht man dann wieder die Falter, die man im Sommer im Tale vermißt hat, an sonnigen Hängen und Wegen sitzen, bevor sie sich hier in ihre Winterquartiere unter Laub, in hohle Bäume, in Stadel oder Holzhütten begeben.

Warme Sonnentage im Winter locken hie und da einzelne Tiere aus ihren Schlupfwinkeln, und man liest dann in Zeitungen alljährlich immer wieder von „ersten frisch geschlüpften Frühlingsboten". Dabei handelt es sich aber doch um Schmetterlinge, die schon ein recht langes und bewegtes Leben hinter sich haben. Im Frühjahr bevölkern die überwinterten Füchse, neben ein paar anderen Überwinterern, wie zum Beispiel dem schönen Tagpfauenauge (Vanessa io L.), dem Zitronenfalter (Gonepteryx rhamni L.), die ja noch recht öde Natur. Die Weibchen des kleinen Fuchses legen nun an Brennesseltrieben ihre Eier ab und gar bald findet man dann auch die gesellschaftlich lebenden Raupen. Und im Spätfrühling schlüpfen aus der Puppe wieder frische, bunte Füchse, die wie ihre Eltern den Sommer über ins Gebirge ziehen.

Ein weiterer recht interessanter Übersommerer ist der Zürgelbaumfalter (Libythea celtis Laich.), dessen Raupe in Südtälern der Alpen an Blättern des Zürgelbaumes (Celtis australis) lebt. Auch dieser eigenartige, fast exotisch anmutende Tagfalter, verläßt seine Lebensräume in den Tallagen sofort nach seiner Entwicklung im Frühsommer und verbringt, wie der kleine Fuchs, die sommerlich heiße Jahreszeit in Hochgebirgen der Südalpen.

Aber auch einige Nachtschmetterlinge verhalten sich ähnlich, wie die beispielsweise erwähnten zwei Tagfalterarten. Nur ist die Beobachtung dieser nachts fliegenden Eulenarten sehr schwer und nur bei Anflug zu Lichtquellen möglich.

Alle diese Übersommerer haben als Raupen im Gebirge ausnahmslos keine Lebensmöglichkeit.

6. Passiv durch Wind in Hochlagen hinaufgebrachte Schmetterlinge.

Bei starker, länger andauernder Föhnlage kann man im Hochgebirge vereinzelt Schmetterlinge beobachten, die unfreiwillig durch die starken Luftströmungen in diese Hochlagen getragen wurden. Es sind meist kleinere, empfindliche Arten, die wie Blätter ein Spielball des Windes werden und dadurch in höhere Regionen gelangen. Man findet ja auch öfter welke Blätter von Buchen, Eichen oder Obstbäumen auf Gletschern liegen. Die wenig flugtüchtigen Schmetterlinge finden meist keine Möglichkeit mehr in ihre in den Alpentälern liegenden Lebensgebiete zurückzukehren und gehen daher ausnahmslos bereits in der ersten kalten Nacht zugrunde. Man findet solche verwehte Falter, aber immer nur einzeln, öfters tot auf dem Gletscherfirn liegen.

Eine Anführung von Beispielen solcher Schmetterlingsarten dürfte sich wohl erübrigen, da ja immer wieder andere Arten — meist sind es spannerartige Falter oder sogenannte Kleinschmetterlinge — in die Höhe verschlagen werden können.

7. Arten, die in Einzelstücken freiwillig ins Hochgebirge fliegen.

Einige durchwegs recht fluggewandte Schmetterlingsarten, die in tieferliegenden Vegetationsstufen beheimatet sind, kann man hie und da selbst noch in der Nivalzone beobachten. Solche Einzeltiere, meist sind es Tagfalter, machen bei schönem Wetter kurzzeitige Ausflüge in die Höhe und besuchen zur Nahrungsaufnahme gerne die Blüten der kleinen Polsterpflanzen. Sie kehren aber meist nach kurzem Aufenthalt wieder in ihre Lebensgebiete zurück. So kann man beispielsweise den schönen Schwalbenschwanz (Papilio machaon L.) öfters noch in mehr als 3000 m Seehöhe beobachten.

Die Raupen solcher Arten haben in den Hochlagen keinerlei Lebensmöglichkeit.

*

Aus den sehr allgemeinen und kurz gefaßten Ausführungen kann man aber doch ersehen, wie vielfältig noch das Schmetterlingsleben in unseren Hochalpen ist.

Wenn auch der größte Teil der dort heimischen Arten ein recht verborgenes Dasein fristet, so wird ein aufmerksamer Beobachter doch immer wieder Schmetterlinge finden können.

Viele der Hochgebirgsarten sieht man im allgemeinen nur deshalb äußerst selten, weil sie nur wenig und infolge der meist starken Luftbewegungen ganz knapp über den Boden fliegen. Oder sie fliegen überhaupt, wie bereits erwähnt, nur zu bestimmten Tageszeiten, oft zu ganz bestimmten Stunden. So gibt es Arten, deren Nahrungs- und Paarungsflug in die kühlen Morgenstunden fällt, wenn die ersten Sonnenstrahlen gerade die nachtkalten Hänge und Gipfelgrate bestreichen. Zu so früher Stunde ist man ja im allgemeinen erst am Wege zu den Gipfeln. Der Flug vieler Arten währt überdies nur kurze Zeit und die übrige Zeit sitzen die Falter, infolge ihrer unscheinbaren Färbung meist schwer erkennbar, ruhend in Felsritzen oder an und unter Steinen. Wenig bekannt ist daher der Lebensablauf und die geographische Verbreitung von vielen Hochgebirgsschmetterlingen. Von einer Anzahl sind auch die einzelnen Entwicklungsstadien noch unbekannt und unbeschrieben. Das Studium des Lebens dieser geheimnisumwitterten zarten Geschöpfe der Hochalpen in ihrem natürlichen Lebensraum, unter genauer Berücksichtigung der jeweiligen Umweltverhältnisse, ist daher eine wirklich lohnende, sehr anregende, und jeden Naturfreund befriedigende Beschäftigung. Jede noch so kleine Beobachtung, die doch meist immer wieder unter anders gearteten Verhältnissen gemacht wird, bringt uns neue Erkenntnisse und rundet das Lebensbild jeder einzelnen Art immer mehr ab.

Es ist ja beispielsweise recht bemerkenswert, daß wir im Hochgebirge zwei Gruppen von Schmetterlingen nebeneinander fliegend beobachten können, die ganz verschiedenartige Lebensgebiete und eine ganz andere Geschichte haben. Wir finden während der Zeit der Wanderflüge präglaziale Reliktarten neben Wanderfaltern aus den Mittelmeer-

ländern auf Blütenpolstern des stengellosen Leinkrautes friedlich nebeneinander sitzend den süßen Nektar saugen. Die Vertreter dieser beiden Schmetterlingsgruppen sind für die Wissenschaft von größtem Interesse. Eingehende Forschungen vieler Wissenschaftler in verschiedenen Staaten gelten gerade diesen Schmetterlingsarten. Wenn auch schon viele unklare Zusammenhänge durch fruchtbringende Zusammenarbeit geklärt werden konnten, bleiben doch noch zahlreiche Fragen offen.

Bei der Lösung vieler dieser Fragen kann auch der Laie mitarbeiten. Jeder naturliebende Bergfreund kann Bausteine zur Erforschung der Hochalpenfauna beitragen, wenn er sichere Beobachtungen (aus allen Tiergruppen), möglichst durch Funde belegt, fachkundigen Stellen zuleitet. Gerade Bergsteiger haben oft nur allein die Möglichkeit, auf von Forschern nicht begehbaren Gipfeln und Graten, hochinteressante Tiere zu beobachten. Meist sind die in Ruhe befindlichen Tiere leicht zu fangen und in einem kleinen Behälter (Säckchen oder Dose) unterzubringen. Funde von kaum oder selten begangenen Hochgebirgsgruppen und Berggipfel, und wenn sie auch noch so belanglos erscheinen mögen, sind immer interessant. Damit könnten viele Lücken, in der ohnehin meist sehr dürftig bekannten geographischen Verbreitung der durchwegs äußerst lokal vorkommenden Arten der obersten Vegetationsstufen, geschlossen werden.

Ferner kann man nur durch die Mitnahme von auf Gletscherfirn liegenden toten oder erstarrten Tieren der Wanderfalterforschung manchen wichtigen Hinweis vermitteln. Aber auch der Bergwanderer kann durch Funde und Beobachtungen, die er bei seinen Wanderungen im Gebirge macht, manchen bemerkenswerten Baustein zur Erweiterung der Kenntnis der horizontalen oder vertikalen Verbreitung unserer Alpentiere beitragen.

Jeder, der sich mit der Natur befaßt, wird bestimmt gerne diese kleine Mühe auf sich nehmen und damit den zuständigen Forschungsstellen manchen wertvollen Beitrag liefern können.

Ich hoffe, daß es mir durch meine Ausführungen gelungen ist, naturverbundene Bergsteiger und Bergwanderer anzuregen, ein wenig an der Erforschung unserer Alpenfauna mitzuhelfen.

Schrifttum:

Bei den angeführten Arbeiten finden sich weitere Hinweise und Quellenangaben auf einschlägiges Schrifttum.

Baebler, E.: 1910. Die wirbellose, terrestrische Fauna der nivalen Region. Rev. Suisse Zool. 18.
Burmann, K.: 1948. Ein spätsommerlicher Sammeltag in den Stubaier Alpen. Zeitschr. Wien. Ent. Ges., 33. Jg.
— 1949. Interessante Beobachtungen bei nächtlichen Lepidopterenanflügen im Nebel in den Ötztaler Alpen. Entom. Zeitschr., Stuttgart. 59. Jg.
— 1950. Ein Versuch zur schematischen Darstellung der Höhenverbreitung der Nordtiroler Lepidopterenfauna. Entom. Nachr. Bl. Österr. u. Schweizer Entom. Wien. 2. Jg.
— 1950. Wo hat Isturgia carbonaria Cl. ihre Nord- und Ostgrenze der alpinen Verbreitung. Mitt. München. Ent. Ges. München. XL. Jg.
— 1951. Lepidopteren auf Moränen im Nordtiroler Zentralalpengebiet. Entom. Zeitschr., Stuttgart. 60. Jg.
— 1951. Einige Beobachtungen über Pyrameis cardui L. aus Nordtirol. Entom. Nachr. Bl. Österr. u. Schweizer Entom. Wien. 3. Jg.
— 1952. Aus dem Leben eines hochalpinen Kleinfalters Plutella geniatella Z. (Plutellidae). Zeitschr. f. Lepid. Krefeld. Bd. 2.
— 1952. Spinnennetze und Bergseen als Fundgruben für den Lepidopterensammler. Zeitschr. Wien. Ent. Ges. 37. Jg.
— 1952. Wanderfalter auf Gletschern. Zeitschr. Wien. Ent. Ges. 37. Jg.
— 1952. Ein paar Worte zur Wanderfalterfrage. Vereinszeitschr. d. Innsbrucker Ent. Ver. Nr. 1.
— 1952. Die Lebensweise und Veränderlichkeit von Orodemnias cervini Fall. Beobachtungen vom Nordtiroler Fundplatz. Mitt. Münchn. Ent. Ges. München. XLII. Jg.
— 1952. Der „Matterhornbärenspinner" (Orodemnias cervini Fall.), ein schutzbedürftiger Schmetterling unserer Heimat. Tiroler Heimatblätter. Innsbruck. Heft 7-9.

— 1952. Eigenartiges Höhenvorkommen zweier Microlepidopteren. Nachr.-Bl. d. Bayr. Entom. München. 1. Jg.
— 1952. Nordtiroler Wanderfalterbeobachtungen 1952. Zeitschr. Wien. Ent. Ges. 38. Jg.
— 1954. Pyrameis cardui L. in Nordtirol. Zeitschr. Wien. Ent. Ges. 39. Jg.
— 1954. Stenoptilia pelidnodactyla Stein. nov. subspec. alpinalis (Lepidoptera, Pterophoridae). Zeitschr. Wien. Ent. Ges. 39. Jg.
— 1955. Endrosa teriolensis nov. spec. Eine neue Lithosiinae aus Nordtirol. (Lepidoptera, Arctiidae). Zeitschr. Wien. Ent. Ges. 40. Jg.
— 1957. Nordtiroler Wanderfalterbeobachtungen 1955. Ent. Nachr.-Bl. Wien. 4. Jg.
— 1957. Etwas aus dem Leben der Endrosen. (Lepidoptera Endrosidae). Zeitschr. Wien. Ent. Ges. 42. Jg.
— 1957. Beiträge zur Kenntnis der Lepidopterenfauna Tirols. 1. Neufunde von Macrolepidopteren aus Nordtirol. Zeitschr. Wien. Ent. Ges. 42. Jg.
— 1958. Sphaleroptera alpicolana Hb. Beobachtungen aus Nordtirol. Ent. Nachr.-Bl. Österr. u. Schweizer Ent. Wien. 10. Jg.
— 1959. Zur Verbreitungsgeschichte von Endrosa aurita Esp. und ramosa Fab. in Nordtirol. DeNatura Tiroliense. Schlern-Schriften 188.
— 1960. Nordtiroler Wanderfalterbeobachtungen 1956. Ent. Nachr.-Bl. Wien. 7. Jg.
— 1960. Wanderfalterbeobachtungen aus Nordtirol 1957. Ent. Nachr.-Bl. Wien. 7. Jg.
Handschin, E.: 1919. Beiträge zur Kenntnis der wirbellosen terrestrischen Rivalfauna der schweizerischen Hochgebirge. Lüdin u. Co., Liestal.
Janetschek, H.: 1949. Tierische Successionen auf hochalpinem Neuland. Nach Untersuchungen am Hintereis-, Niederjoch- u. Gepatschferner in den Ötztaler Alpen. Schlern-Schriften 67.
— 1956. Das Problem der innneralpinen Eiszeitüberdauerung durch Tiere. (Ein Beitrag zur Geschichte der Rivalfauna). Österr. Zool. Zeitschr. Wien. Bd. VI, Heft 3-5.
Osthelder, L.: 1932. Die Schmetterlinge Südbayerns und der angrenzenden nördlichen Kalkalpen. Beilage zum 22. Jg. der Mitt. d. Münchn. Ent. Ges. München.
Warnecke, G.: 1949. Die Verbreitung der drei Arctiiden (Lep.) Orodemnias cervini Fall., Orodemnias quenselii Payk. und Arctia flavia Fueßl besonders in den Alpen, und ihre Einwanderungsgeschichte. Ent. Zeitschr. Stuttgart. 59. Jg.
— 1950. Wanderfalter in Europa. Zeitschr. Wien. Ent. Ges. 35. Jg.
— 1950. Wanderfalter. Kosmos. Heft 4.

Anschrift des Verfassers: Karl Burmann, Innsbruck, Anichstraße 34.
(Mitarbeiter der Alpinen Forschungsstelle der Universität Innsbruck in Obergurgl.)

Begegnung auf der Stüdlhütte

Von Kurt Dietze

Wir zwei Jugendfreunde waren aus dem Ersten Weltkrieg heimgekehrt, etwas geschunden, im großen und ganzen aber mit gesunden Knochen. Das Leben schien uns neu geschenkt und wir gedachten es dort fortzusetzen, wo es vor einem halben Jahrzehnt jäh unterbrochen war. Also planten wir für 1921 die Durchführung der 1915 zurückgestellten Alpenreise. Es sollte unsere erste sein.

Ein entfernter Verwandter galt als Hochgebirgsexperte und wir beschlossen, ihn zu konsultieren. Wir trafen einen alten, würdigen Herrn in dunklem Anzug an. Er bat, als wir unser Anliegen vorgebracht hatten, um einen Moment Geduld und verschwand im Nebenzimmer. Nach einer Weile kam er wieder und wir sahen, daß er sein Jackett mit einer Trachtenjacke vertauscht hatte. Sie war silbergrau, hatte grüne Aufschläge und große Hirschhornknöpfe. An der Brust prangte das uns bekannte Edelweißabzeichen des Alpenvereins. Er hatte alte abgegriffene Karten mitgebracht, die er behutsam und feierlich auf dem Tisch ausbreitete. Er empfahl als Ausgangspunkt den Königsee, eine Überquerung des Steinernen Meeres und schließlich Touren in den Hohen Tauern mit der Besteigung des Großglockners als Krönung.

Vor der Abreise wurden wir noch Mitglieder des Alpenvereins, ohne uns zunächst über die tiefere Bedeutung dieses Schrittes besondere Gedanken zu machen. Wir hefteten uns auch das schöne Abzeichen an die linke Brustseite, ohne besonderes Hochgefühl, denn es sollte uns nur als Mitglieder eines bestimmten Vereins ausweisen. Flüchtig tauchte dabei das Bild des würdigen Oheims auf und sein feierliches Zeremoniell, mit dem er die Karten entfaltete. So oft wir davon sprachen, taten auch wir es mit einem vergnügten Schmunzeln. Der Krieg hatte uns hart gemacht, wir vermochten uns in einer gleichen Gefühlsäußerung nicht vorzustellen.

Den Großglockner bestiegen wir von Kals aus.

Vor der Überquerung des Ködnitzkeeses rasteten wir kurz in der Stüdlhütte. Unter der Tür begrüßte uns ein alter jovialer Herr. Er war mittelgroß, barhäuptig und trug eine Trachtenjacke ähnlich der des Onkels. Ich kann heute nicht mehr sagen, ob er uns seinen Namen genannt. Und hat er es getan, dann haben wir ihm keine Bedeutung beigemessen oder ihn vielleicht überhaupt nicht verstanden.

Wir setzten uns in den Gastraum, bestellten ein Viertel Roten und aßen dazu unser Brot. Unser baumlanger Führer — er hieß Johann Schneider — blieb draußen vor der Tür bei dem Alten. Ihre Unterhaltung war lebhaft und angeregt; sie schienen sich zu kennen.

Ich erinnere mich noch genau an den Aufbruch. Der freundliche Herr richtete ein paar Worte an uns, die wie die Aufforderung zu einem Gedankenaustausch klangen. Das Wohlwollen, das er für uns zwei jungen Leute hegte, war unverkennbar. Aber

uns lockte mit unwiderstehlicher Kraft der ferne Gipfel und es blieb bei einem flüchtigen Händedruck und beiderseitigen guten Wünschen.

Wir schritten hintereinander über den Gletscher. Als ich einmal zur Hütte zurückschaute, konnte ich die Gestalt in der Tür noch gut erkennen. Eine Hand beschattete die Augen, die uns nachblickten, die andere hob sich wie zu einem Gruß.

Ich mochte unseren Führer darauf aufmerksam gemacht haben, denn er meinte: „Ja, der Herr Stüdl, nun ist er schon 82 Jahre alt!"

Der alte Herr und die Hütte hatten offenbar etwas miteinander zu tun. Eine Frage unsererseits unterblieb jedoch. Wir standen ganz im Bann des königlichen Berges, dem wir zustrebten. Johann Schneider aber war ein wortkarger Mann und trug auch nichts zur Klärung der Sachlage bei.

Ein paar hundert Meter weiter war die Hütte hinter einem Schneehang verschwunden und der alte Herr mit ihr. Ein Mensch begegnete uns und würde vergessen sein, wie so mancher vor ihm.

1923, also zwei Jahre später, fand ich im Jahrbuch des Alpenvereins, dessen aufmerksamer Leser ich inzwischen geworden war, an bevorzugter Stelle ein ganzseitiges Bild, das mich sofort ansprach. Es war ein Blick auf den Großglockner von der Pasterze aus.

Alles, was ich unverlierbar im Gedächtnis trug, fand ich wieder: die Glocknerscharte, die Pallavicinirinne, den Hofmannsgletscher. Was mich aber kurz darauf verblüfft aufsehen ließ, war eine Notiz im Inhaltsverzeichnis. Ich las:

„Das Titelbild dieses Bandes ist nach einem Aquarell von Johann Stüdl, dem einzigen noch lebenden Mitbegründer unseres Vereins, wiedergegeben!"

Ich überlegte. Der Name, das Alter, die vertrauliche Unterhaltung mit dem Führer, die Hütte im Glocknergebiet — alles sprach dafür, daß der Schöpfer dieses Bildes der alte Herr von der Stüdlhütte war.

Ich weiß nicht, was ich damals vor fast vier Jahrzehnten bei dieser überraschenden Feststellung empfunden habe. Sicher zunächst einmal ein verständliches Glücksgefühl darüber, daß eine flüchtige, anscheinend belanglose Begegnung nachträglich Wert und Bedeutung bekommen hatte. Vielleicht auch etwas Stolz. Verlieh es doch einen gewissen Nimbus, sagen zu können, mit einem Gründer des Alpenvereins bekanntgeworden zu sein.

Noch stand freilich nicht fest, ob meine Annahme richtig war.

Zwei Jahre später brachte das Mitteilungsblatt des Alpenvereins die Nachricht vom Tode Johann Stüdls. Zur Beisetzung, die, wenn ich nicht irre, in Salzburg stattfand, waren auch Bergführer anwesend. Daß sich unter ihnen Johann Schneider, unser Glocknerführer, befand, nahm den letzten Zweifel an der Richtigkeit der von mir angenommenen Identität.

Noch einmal wurde das Bild beschworen, das sich uns rückschauend vom Ködnitzkees geboten hatte und dem ich nun folgende Deutung gab:

Ein am Abend seines Lebens stehender Mensch schaut, die Hand schützend über die Augen gelegt, zwei jungen Leuten nach, sinnend und prüfend, ob deren Generation wohl treue und zuverlässige Verwalter eines hohen Erbes sein würden, das er als letzter weiterzugeben hat.

Aus solcher Sicht und Deutung heraus wird verständlich, wenn ich in der Begegnung auf der Stüdlhütte nun nicht mehr nur das sensationelle Ereignis sah, sondern ein einmaliges und bedeutungsvolles Erlebnis, das zwang, sich ernsthaft mit ihm zu beschäftigen.

Der Nachruf zum Tode Stüdls, den erwartungsgemäß das Jahrbuch 1925 brachte, und zwei Veröffentlichungen in den Jahrbüchern 1928 und 1930 über die schon früher verstorbenen Mitbegründer Franz Senn und Karl Hofmann kamen dieser Absicht entgegen.

Dem Nachruf stand ein Bild Johann Stüdls voran. Es war die Wiedergabe einer Kreidezeichnung aus dem Sterbejahr. Ich sah das vertraute Gesicht wieder: schütteres

Haar über einer hohen Stirn, unter einem buschigen Schnurrbart den lächelnden Mund, hinter einer einfachen Brille das freundliche Auge. Das Antlitz eines klugen und gütigen Menschen.

Den Nachruf las ich mit tiefer Anteilnahme und mit wachsendem Interesse. Die Darstellung des Lebensganges Stüdls war zugleich ein Spiegelbild der damals sechzigjährigen Geschichte des Deutschen Alpenvereins, ja des Alpinismus und seiner Wandlungen bis zum ersten Viertel des 20. Jahrhunderts überhaupt. Auf diesem wechselvollen Weg, von einer literarisch-wissenschaftlichen Propaganda zur Gewinnung von Gleichgesinnten über die praktische Erschließung der Alpenwelt bis zur ganzjährigen bergsteigerischen und skisportlichen Betätigung, erwies sich Stüdl als kluger Berater, als besonnener Warner, vor allem aber als unermüdlicher Wächter der Einigkeit, kurz: als getreuer Eckart des Vereins.

Die 1928 veröffentlichten Briefe des Venter Kuraten Franz Senn an den Prager Freund und die 1930 erschienene Würdigung Karl Hofmanns, des jugendlichen Wandergefährten Stüdls, machten mich nicht nur mit den mannigfachen Schwierigkeiten der Vereinsgründung bekannt, sondern offenbarten ansprechende Charakterzüge Stüdls: Schlichtheit, unbedingte Zuverlässigkeit und sonnige Herzensgüte.

War es nicht seltenes Glück, den Weg eines solch außergewöhnlichen Menschen zu kreuzen? Zu kreuzen in einem Augenblick, da seine Gestalt schon verklärt war von der Würde des Alters und dem Erfolg seines Lebenswerkes, ihm zu begegnen auf der Hütte, die er 1868 auf eigene Kosten bauen ließ, ihn kennenzulernen in der erhabenen Landschaft, deren Erforschung und Erschließung ihm den wie eine Huldigung klingenden Namen „der Glocknerherr" einbrachten.

Die Feststellung, von all dem in der Stunde der Begegnung nichts gewußt zu haben, schmerzte. Noch bitterer war der Gedanke, daß wir uns selbst um das Glück gebracht, als wir dem angebotenen Gespräch ausgewichen. Es war, als hätten wir die Annahme eines kostbaren Geschenkes verweigert und einem guten Menschen Leid zugefügt.

Und plötzlich stand in mir die Frage, welche Gedanken wohl Johann Stüdl in jenem Augenblick bewegt haben mögen. Ist es denkbar, daß der greise Herr des Glockners selbst nicht mehr erwartete, als den konventionellen Gruß, den wir ihm boten?

Sicher sind vor und nach uns Hunderte an ihm vorbeigegangen, gleich unwissend, gleich ahnungslos.

Was fragen schon nachgeborene Geschlechter nach der Herkunft von Hüttennamen und Wegbezeichnungen, die seit Jahrzehnten fester Bestand auf Karten und in Führern geworden sind? Seltsamer Gedanke auch, einem Menschen zu begegnen, der von dieser Landschaft Besitz ergriff zu einer Zeit, da alle Wege in der Almregion endeten, noch keine Pfade die weiten Schneeflächen querten und weder Stufen noch Seile gefährliche Aufstiege sicherten. Unvorstellbar fast, einen Mann zu sprechen, dessen Leben in einer Zeit und mit einer Tat begann, die für die lebende Generation längst Geschichte geworden ist. Konnte der Gründer einer Organisation noch leben, deren Sektionen in einem dichten Netz das Gebiet Deutschlands und der Donaumonarchie überzogen? Tausend und Abertausend Bergsteiger vermißten schmerzlich Seilgefährten, die ihnen der eben beendete Erste Weltkrieg genommen. Sollte da wirklich noch ein Mann in der Gletscherregion anzutreffen sein, der um einen Bergfreund trauerte, der 1871 vor Sedan geblieben war?

Es ist anzunehmen, daß einem klugen Menschen, wie Johann Stüdl, in der Weisheit und Gelassenheit seines Alters solche Überlegungen keineswegs fremd waren.

Zum andern ist aber auch jener tiefe und bedeutsame Einschnitt nicht zu übersehen, den der Erste Weltkrieg darstellte.

Eine neue, schicksalträchtige Zeit verlangte unser aller Aufmerksamkeit, und was vergangen war, schien ausgelöscht. Nicht, daß Johann Stüdl ganz vergessen gewesen wäre!

Die wenigen Wissenden, die alten Sektionsmitglieder, insonderheit der Hauptvorstand, haben ihm bestimmt die gebührende Achtung zuteil werden lassen. Nicht aber wußten von seinem Dasein die Tausende und Zehntausende der breiten Masse, die an die Berge heranzuführen und denen die Bergarbeit zu erleichtern Ziel und Erfolg seiner Gründung gewesen war.

Und so steht er nun auf der Schwelle seiner Hütte, die ihm nach Verlust der Prager Heimat Zuflucht geworden, und sieht sie vorüberziehen: Seilschaften und Einzelgänger, führerlos die einen, mit „autorisierten Bergführern" (seiner Schöpfung) die andern, Geübte der letzten Nachfolgegeneration und tatendurstiges, junges Volk, denen ein Gipfel nach dem andern zum Opfer fällt.

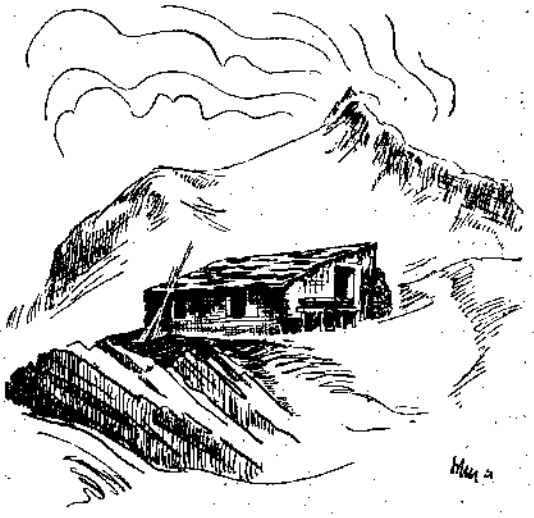
Und für ihn, dem Unbekannten und Unerkannten, bleibt nichts als das Nachschauen, sinnend und gedankenverloren, unter der das Auge beschattenden Hand. Eine Mischung zwiespältiger Gefühle mag es gewesen sein, die sein Herz bewegte: ein Widerstreit von Stolz, Genugtuung und Beglücktsein einerseits, und von Verzicht, Resignation und Vereinsamung andererseits.

Schicksal eines über seine Zeit Hinauslebenden.

Hütte um Hütte habe ich auf Bergfahrten der folgenden Jahrzehnte kennengelernt. Manche sind mir unvergeßlich geworden als Ausgangspunkt geglückter Touren, als rettender Schutz bei Wetterstürzen und als Schauplatz froher Scherze. Aber das wertvollste Erlebnis birgt für mich die Stüdlhütte.

Die Jahrbücher des Alpenvereins wuchsen in meinem Bücherschrank zu einer stattlichen Reihe und wurden mir liebgewonnene Lektüre. Am häufigsten aber greife ich zu den Bänden, die mir die schönste Begegnung meines Bergsteigerlebens deuteten.

Vier Jahrzehnte sind seit jenem Erlebnis auf dem Wege zum Großglockner vergangen. Als ich in diesem Jahr das Ehrenzeichen für vierzigjährige Mitgliedschaft empfing, wurden in mir Gefühle geweckt, die sich wohl nur wenig von denen unterschieden, die den alten Onkel bewegt haben mochten, als er uns mit feierlichem Zeremoniell an seine vergilbten Karten heranführte. Heute weiß ich, daß diese Begegnung auf der Stüdlhütte und die Beschäftigung mit ihr bestimmend wurden für mein Verhältnis zum Alpenverein und damit zu den Bergen überhaupt. Möchte jede Mitgliedergeneration wie ich auf die eine oder andere Weise erkennen, daß diese große alpine Organisation nicht bloß Dasein ist mit allerlei Vorteilen und Bequemlichkeiten, sondern auch lebendiges Erbe mit Verpflichtungen und Aufgaben.



Die alte Stüdlhütte am Großglockner
Zeichnung: Hans Jochen Schneider

Anschrift des Verfassers: Kurt Dietze, Ulm-Donau, Griesgasse 39

Die Alpenvereinswege

Von Hans Kinzl

Konnten die Bürger der Städte zur Goethezeit ihren Osterspaziergang noch unmittelbar vor den Stadttoren machen, so müssen sie heute auf einer breiten Straße weit hinausfahren, ehe sie einen Weg finden, auf dem man spazierengehen kann. „Die Stadt frißt die Landschaft und die Straße den Weg und damit den Wanderer", schrieben kürzlich die „Alpen" (Jänner 1960). Die Eisenbahnen waren infolge ihrer starren Schienenstränge den Wegen noch nicht so gefährlich wie die heutigen Straßen, die sich dem Gelände leichter anpassen können. Immerhin sind auch diesen Schranken gezogen, die um so wirksamer sind, je bewegter das Gelände ist und je größer und schneller der Verkehr wird. So gibt es auch heute noch genug selbständige Fußwege, die ihre Bedeutung für die Bewohner der Streusiedlungen behalten haben und die darüber hinaus auch dem Wanderer zugute kommen.

Der Geograph R. Sieger hat solche Kleinverkehrswege liebevoll untersucht und beschrieben. (Selbständige Kleinverkehrsnetze. Cvijić-Festschrift, S. 27—38, Belgrad 1924; Innviertler Fußwege. Heimatgaue I, Linz 1920.)

Im Hochgebirge dienten die Fuß- und Saumwege früher auch dem Fernverkehr. Heute sind die einst zahlreichen Übergänge über hohe Jöcher verödet, weil sich der Verkehr auf wenige Tiefenlinien zusammengezogen hat.

Um so wichtiger sind diese alten Gebirgspfade für den Bergsteiger geworden. Wenn er große Höhenunterschiede nicht scheut, kann er auf diesen Wegen von einem Tal in das andere und bis an den Fuß hoher Gipfel gelangen. Noch zahlreicher sind die Steige, die schon in vorgeschichtlicher Zeit aus dem Tal zu den natürlichen Weideflächen oberhalb der Waldgrenze hinführten. Nach den sich häufenden prähistorischen Funden wird man annehmen müssen, daß auch manche alte Fernwege in der Höhe durchzogen. Die steilen Talflanken waren ja dicht bewaldet, die tiefgelegenen Talböden weithin versumpft oder von verwilderten Flüssen bedroht. Insbesondere mußten enge Talschluchten in der Höhe umgangen werden.

Auf dieses schon weitverzweigte Netz von Fuß- und Saumpfaden konnten die alpinen Vereine zurückgreifen, als sie daran gingen, das Hochgebirge für die Bergsteiger und Wanderer zu erschließen. Die vorhandenen Wege wurden ausgebaut und dazu viele neue angelegt. So haben die Alpen gerade in der Zeit des Baues von Eisenbahnen und Straßen auch ein engmaschiges Kleinverkehrsnetz erhalten.

In den Ostalpen ist dies vorwiegend eine Leistung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins gewesen, der im Jahre 1873 durch den Zusammenschluß zweier Vereine mit den gleichen Zielen entstanden ist: des Österreichischen Alpenvereins, 1862 in Wien, und des Deutschen Alpenvereins, 1869 in München gegründet. Seit dem zweiten Weltkrieg gliedert sich der alte Deutsche und Österreichische Alpenverein gemäß der staatlichen Zugehörigkeit der Mitglieder in drei selbständige Vereine: den Deutschen Alpenverein, den Österreichischen Alpenverein und den Alpenverein Südtirol. Alle drei arbeiten an der Erhaltung und Ausgestaltung der Schutzhütten und Wege nach den altbewährten Grundsätzen weiter. Aus diesem Grunde ist die abgekürzte Bezeichnung „Alpenvereinswege" auch jetzt noch berechtigt.

Wenn im folgenden nur von den Alpenvereinswegen gesprochen wird, so sollen damit die Leistungen anderer Bergsteiger- oder Wandervereine, wie die des 1869 gegründeten

Österreichischen Touristenklubs oder des 1895 entstandenen Touristenvereins „Die Naturfreunde", nicht gering geschätzt werden. Die Beschränkung auf die Alpenvereinswege ergibt sich aber zwangsläufig schon aus der Schwierigkeit, Unterlagen für einen umfassenderen Überblick zu bekommen. Schon bei den Alpenvereinswegen ist dies kaum möglich. Weder gibt es darüber geschlossene archivalische Bestände noch genaue Statistiken. Gewiß könnte man die jährlichen Rechenschaftsberichte der Vereinsleitung bezüglich der Wege durchsehen und die großen Aufwendungen des Gesamtvereins zusammenzählen, aber auch damit käme man nicht zum Ziele. Das ergibt sich schon aus der Begriffsbestimmung für die Alpenvereinswege, wie sie, übrigens erstmals in dieser ausführlichen Form, in den Tölzer Richtlinien, Stuttgarter Fassung, 1937, enthalten ist. Dort heißt es: „Alpenvereinswege sind solche Wege in den Alpen, die vom Gesamtverein, seinen Sektionen oder Gruppen oder befreundeten Vereinen angelegt worden sind oder unterhalten werden. Sie dienen vor allem den Zwecken der Bergsteiger." (Mitteilungen des D. u. OeAV. 1938, S. 6.) Demnach befassen sich viele Stellen mit dem Bau und der Erhaltung von Wegen. Die Gesamtvereinsleitung wurde davon nicht immer hinreichend unterrichtet, weil die Wege ja von den rechtlich selbständigen Sektionen betreut werden. Häufig stellen sich ihnen Vereinsmitglieder, hauptsächlich aus den Jungmannschaften und Jugendgruppen, freiwillig und unentgeltlich dafür zur Verfügung. Auch manche Hüttenwirte tragen von sich aus zur Erhaltung der Wege bei, die ja für die Versorgung der Schutzhütten unentbehrlich sind.

Unter diesen Umständen ist es weder möglich, die geldlichen Aufwendungen des Alpenvereins für das Wegenetz, noch dessen Länge genauer anzugeben. J. Moriggl hat schon vor drei Jahrzehnten die vom Alpenverein erbauten Wege mit insgesamt 6000 km angegeben, nicht gerechnet die öffentlichen und privaten, zu deren Erhaltung der Verein beigetragen hat (Ztschr. d. D. u. OeAV. 1929, S. 317). Inzwischen sind aber viele neue Alpenvereinswege angelegt worden. Berücksichtigt man darüber hinaus auch alle jene Wege, die vom Alpenverein nur durch Markierungen betreut werden, so wird die öfter genannte Länge von 30.000 bis 40.000 km — etwa gleich dem Erdumfang — vielleicht nicht zu hoch gegriffen sein.

Geschichtliches

Die Geschichte der Alpenvereinswege ist so alt wie der Verein selbst. Der Österreichische Alpenverein hat ja schon im ersten Jahr seines Bestehens (1862/63) die Landtage sämtlicher Alpenprovinzen gebeten, einen Teil der für den Straßenbau der Länder bestimmten Summen zur Erhaltung und Verbesserung der Wege in den Hochalpen zu widmen. Dieses Ansuchen wurde überall abgewiesen und der „alte, aber doch ewig neue Mangel an Geld" als Grund angeführt.

Immerhin hat der Landtag von Kärnten den Verein aufgefordert, entsprechende Vorschläge zu machen, was auch geschehen ist. Der Landesausschuß hat sich daraufhin auch bereit erklärt, die Hälfte der Herstellungskosten des geplanten Mallnitzer Tauernhauses zu übernehmen, sowie für Schneestangen auf dem Heiligenbluter Tauern und für Wegweiser an verschiedenen Stellen zu sorgen (Jb. d. OeAV. Bd. I, 1865, S. 363).

Gleich im ersten Jahr war dem Verein auch ein Gesuch des Kuraten von Vent, Franz Senn, um eine Beihilfe von 200 Gulden für die Anlegung eines Saumpfades aus dem Ötztal in das Schnalser Tal vorgelegt worden. Es wurde mit der Begründung abgewiesen, daß man lieber „montanistische" (= hochgebirgskundliche) Arbeiten fördern wolle, insbesondere die Herstellung guter Karten. In der Versammlung des Österreichischen Alpenvereins vom 5. Mai 1863 wurden Franz Senn dann aber doch 100 Gulden gewidmet. In der Jahresversammlung am 20. April 1864 konnte berichtet werden, daß der Saumweg von Vent in das Schnalser Tal schon fertiggestellt sei. Einzelne Alpenvereinsmitglieder hatten dazu noch 380 Gulden gestiftet. Im ganzen wurden dafür 1700 Gulden

ausgegeben. Der Vorsitzende, A. v. Ruthner, wies in dieser Versammlung mit großer Schärfe die Auffassung zurück, „eine leichtere Bereisbarkeit der Alpen sei nicht wünschenswert, denn wer nicht ohne Verbesserung der Reiseeinrichtungen in die Alpen, nicht ohne Wegverbesserungen auf eine Spitze kommen könne, möge einfach zu Hause bleiben" (Jb. d. OeAV., Bd. I, 1865, S. 374). In der Jahresversammlung vom 26. April 1865 wurde im Hinblick auf viele Ansuchen um Herstellung und Ausbesserung von Wegen festgestellt: „Leider gestatten es die beschränkten dem Verein zu Gebote stehenden Mittel nur selten und in sehr geringem Maße, derartigen Wünschen zu entsprechen, so wenig auch prinzipiell die Erfüllung derselben von den Vereinsaufgaben ausgeschlossen sein kann" (Jb. d. OeAV., Bd. I, 1865, S. 379). Damit war der Standpunkt des Österreichischen Alpenvereins klargelegt, der auch in den folgenden Jahren beibehalten wurde. Wenn auch der weitaus größte Teil der Mittel des Vereins für seine Veröffentlichungen ausgegeben wurde, fiel doch auch immer wieder eine kleine Beihilfe für die praktische Erschließung des Hochgebirges ab. Dabei wurden die Wege den Hütten vorgezogen; denn erst in der Jahresversammlung 1867 wurde ein Antrag auf Erbauung einer Vereinshütte im Kapruner Tal angenommen (Erzherzog-Rainer-Hütte), womit der Verein „ein neues Feld seiner Tätigkeit" betreten hatte (Jb. d. OeAV., Bd. III, 1867, S. 405).

Der Wegbau im Österreichischen Alpenverein reichte gleich in den ersten Jahren vom breiten Saumpfad bis zum richtigen Kletterſteig. So wurden dem Kuraten Senn 1867 wieder 100 Gulden für einen Weg von Vent nach Sölden bewilligt, 1870 wurde ein weiterer Betrag für den Weg von Zwieselstein nach Gurgl genehmigt. Zu gleicher Zeit war aber durch die Kaiser Führer ein neuer Aufstieg auf den Großglockner erbaut worden, wobei Eisenstifte eingeschlagen, Drahtseile gezogen und Stufen für die Füße ausgesprengt wurden. Am 25. August 1869 war die feierliche Eröffnung (Jb. d. OeAV., Bd. VI, 1870, S. 375f.). Guido List ließ im folgenden Jahr im Gaisloch, wo er auf dem Wege aus dem Höllental zur Rax abgestürzt war, an den gefährlichen Stellen des Steiges eiserne Klammern anbringen.

Durch Beihilfen des Österreichischen Alpenvereines wurden unter anderem gefördert: Die Wiederherstellung des Weges zur Kolowratshöhle am Untersberg, die Herstellung eines Steiges und die Aufrichtung eines Wegzeigers zum Wasserfall der Steyr nächst Hinterstoder, die Verbesserung des Weges auf den Hohen Priel und die Errichtung eines Kreuzes auf dem Gipfel. Immer handelte es sich dabei um kleine Unternehmungen und um unbedeutende Geldbeträge.

Damit waren jene Kreise nicht zufrieden, die die Erschließung der Ostalpen rascher vorantreiben wollten. Am wenigsten konnte sich Franz Senn damit abfinden, daß er bei seinen großen Wegbauten im Ötztal nicht so wirksam unterstützt wurde, wie er erwartet hatte. Das war mit ein Anlaß, daß er und andere hervorragende Mitglieder sich vom Österreichischen Alpenverein abkehrten und mit bayerischen Freunden, die ebenfalls Mitglieder des OeAV. waren, im Jahre 1869 in München den Deutschen Alpenverein gründeten.

Hinsichtlich der Wege hat sich dadurch freilich zunächst nichts geändert, denn auch der Deutsche Alpenverein gab in den ersten Vereinsjahren 60% seiner Haushaltsmittel für die Zeitschrift und nur 15% für Hütten und Wege aus. Immerhin bewilligten schon die ersten Generalversammlungen jedesmal auch Beihilfen für kleinere Weganlagen.

Im Jahre 1873 wurden Franz Senn 700 Gulden „zur Tilgung des ihm durch Wegherstellungen im Ötztal zugegangenen Schadens" bewilligt. Hingegen lehnte man andere Ansuchen ab, z. B. 1872 eines der Sektion Pinzgau um Beihilfe zur Herstellung eines Reitsteiges auf die Schmittenhöhe, oder das Gesuch der Sektion Villach auf Herstellung eines Weges vom Pflügelhof zum Blauen Tumpf im Maltatal.

Als sich der Österreichische und der Deutsche Alpenverein zusammengeschlossen hatten, kam auch der Wegbau rascher voran. Schon am Anfang bestritten dabei die Zweigvereine in den von ihnen übernommenen Arbeitsgebieten die Kosten. Der Gesamtverein

bewilligte ihnen aber alljährlich dazu namhafte Beiträge. In der Hauptversammlung in Klagenfurt (1897) wurde sogar beschlossen, daß die Wegbauten vorwiegend aus Mitteln des Gesamtvereins bezahlt werden sollten. Die Hauptversammlung in Passau (1899) ging darüber noch hinaus und wollte die Anlage von Wegen dem Hüttenbau voranstellen. Trotz dieser Bestrebungen waren die Aufwendungen für Hütten aber doch immer wesentlich größer.

Zwar konnte der Gesamtverein durch seine Beihilfen die Entwicklung in einem gewissen Maß steuern, im ganzen hat sich aber doch das Netz der Alpenvereinswege ohne einen vorher festgelegten einheitlichen Plan entfaltet. Freilich bildeten sich bald bestimmte Grundsätze in der Erschließung des Hochgebirges heraus, die schon im Jahre 1879 in der Hauptversammlung in Saalfelden und dann wieder 1890 in Mainz zu einer für die Zweigvereine verbindlichen Hütten- und Wegebau-Ordnung führten, die in der Folgezeit mehrfach erneuert wurde.

Darin wird vor allem festgelegt, daß neue Wege nur mit der Zustimmung des Hauptausschusses angelegt werden dürfen, der das bergsteigerische Bedürfnis zu prüfen hat. Die Wege zu den Schutzhütten sind dabei bevorzugt zu berücksichtigen, denn im Gegensatz zu vielen hochgelegenen Schutzhütten in den Westalpen sollen die Alpenvereinshütten leicht und gefahrlos zugänglich sein. Im ganzen sichert die Hütten- und Wegebau-Ordnung schon kraft der Satzung den Einfluß des Gesamtvereins auf die Bautätigkeit der Sektionen, ganz abgesehen von den Beihilfen und Darlehen, die auf Vorschlag eines eigenen Hütten- und Wegebau-Ausschusses durch die Hauptversammlung vergeben werden.

Die praktische Erschließungsarbeit der Sektionen im Gelände wird durch die Arbeitsgebiets-Ordnung geregelt. Das Arbeitsgebiet einer Sektion ist ein Gebiet, in dem diese zur Förderung der Vereinsziele durch den Bau neuer Hütten oder durch die Anlage eines Weges tätig geworden oder das ihr als Arbeitsgebiet zugewiesen ist. Im Arbeitsgebiet einer Sektion darf ohne deren Zustimmung oder der des Verwaltungsausschusses eine andere Sektion nicht tätig werden. Auch die Anlage von Wegbezeichnungen stellt ein solches „Tätigwerden" dar. In Streitfällen hat ein eigenes Schiedsgericht zu entscheiden.

Die alte Einteilung der Arbeitsgebiete, die noch auf die Hauptversammlung 1921 (Augsburg) zurückgeht, bewährt sich im wesentlichen noch heute; seit der Teilung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in zwei Vereine ist noch keine neue Regelung an ihre Stelle getreten.

Der Arbeitsgebietsordnung ist es weitgehend zu danken, daß sich die Erschließungstätigkeit des Alpenvereins einigermaßen gleichmäßig über die ganzen Ostalpen erstreckte und daß eine Übererschließung in bestimmten landschaftlich und bergsteigerisch besonders hervorragenden Gebieten vermieden wurde.

Neben der Alpenvereinssektionen beanspruchen auch andere, teilweise viel jüngere alpine Vereine Teile der Ostalpen als ihr Arbeitsgebiet, wodurch sich an verschiedenen Stellen Überschneidungen ergeben, ohne daß es diesbezüglich zu ernsten Zwistigkeiten gekommen wäre.

Alpenvereinswege und Gelände

Die alten Fußpfade, die von der einheimischen Bevölkerung schon seit Jahrhunderten benützt werden, schmiegen sich eng an das Gelände an. Künstliche Anlagen, wie längere aus dem Gestein herausgesprengte Strecken oder gar richtige Steintreppen, sind selten. Hindernisse werden umgangen, wobei nicht nur starke Steigungen, sondern auch Höhenverluste hingenommen werden. Zum Anstieg benützt man lieber feste Felsrücken als lockere Schutthalden. Die dem Hochgebirge eigenen Gefahren, wie Steinschläge, Muren und Lawinen, werden vermieden. Die Wegbenützer kennen ja das Gelände genau, auch seine besonderen Eigenschaften während der verschiedenen Jahreszeiten.

Die alten Wege sind sehr zielstrebig. Ein notwendiger Anstieg wird schon bei der ersten Gelegenheit begonnen. Einem Hindernis fängt der Weg schon von der Stelle an auszuweichen, wo es dem Wanderer sichtbar wird. Bacheinschnitte werden in kurzen Auf- und

Abstiegen überquert, damit der Weg nicht allzulang durch unterschnittene Böschungen führen muß. Wo er in einem tieferen Einschnitt waagrecht an der Böschung entlangzieht, folgt er meist einer alten Wasserleitung. Auch sonst deuten lange fast ebene Wegstücke auf alte Waale hin. Wo die Hangkanäle noch erhalten sind, bieten die sie begleitenden Steige die Möglichkeit zu langen, reizvollen Spaziergängen, bei denen man freilich gelegentlich ausgesetzte Stellen nicht scheuen darf.

Im allgemeinen streben die Gebirgsbewohner mehr nach der Kürze des Weges als nach seiner bequemen Begehbarkeit. Die ursprünglichen Pfade sind daher oft wenig ausgeglichen, dafür aber um so abwechslungsreicher.

Die neu angelegten Alpenvereinswege unterscheiden sich von ihnen nicht nur durch ihre größere Breite, sondern auch durch eine geringere und weithin gleichmäßige Steigung. Darunter leidet aber stellenweise die Anpassung an das Gelände. Es genügt ja nicht, daß man den Weg in vermessungstechnisch einwandfreier Weise auf dem Reißbrett entwirft, man muß auch Form und Art des Hanges berücksichtigen. Am schlimmsten sind für einen Weg die Bergsturzhalden, deren Blöcke meist lose aufeinander liegen, daher leicht rutschen und so Weg und Wanderer gefährden. Zum Unterschied davon ist das Blockwerk älterer Moränenwälle für Weganlagen viel günstiger; es ist ja seinerzeit vom Gletscher zusammengeschoben worden, wobei sich die Blöcke ineinander verkeilt haben. Indem man entsprechende Platten legt, entsteht hier ein sicherer und dauerhafter Weg. Auf jeden Fall empfiehlt es sich bei neuen Weganlagen, nicht nur einen Vermessungsingenieur, sondern auch einen Geologen oder Geographen zu Rate zu ziehen. Manches schwierige und in der Erhaltung kostspielige Wegstück ließe sich vielleicht dann vermeiden.

Auch die richtige Neigung muß beachtet werden. Zu flach angelegte Wege verleiten besonders jüngere Leute zu Abkürzungen, teils schon im Anstieg, bestimmt aber beim Abstieg. Auf diese Weise werden die gebauten Wege bald durch ein ganzes Gewirr von steileren Pfaden gequert und dadurch beschädigt.

Sehr gefährlich sind in den hohen Lagen steil geneigte Altschneehalden, die den Weg oft weit in den Sommer hinein bedecken. Ungeübte können bei der Überquerung hier leicht ausgleiten und abrutschen. Man sollte bei der Anlegung von Wegen das Gelände auf alle Fälle vorher im Herbst begehen, um diese Stellen vermeiden zu können. In steilen schneebedeckten Rinnen ist es ratsam, entsprechende Sicherungen anzubringen.

Im allgemeinen wird ein Weg um so mehr Kosten für Anlage und Erhaltung erfordern, je höher er liegt, denn mit der Höhe wird auch die Verwitterung immer stärker. Besonders beschädigt das Bodenfließen im Bereich der großen Frostwechselhäufigkeit die Wege. In dieser Hinsicht wäre es bei manchen Jochübergängen besser gewesen, den Weg möglichst weit unten verlaufen zu lassen und ihn erst am Talschluß hochzuführen, anstatt ihn schon in großer Entfernung vom Übergang ansteigen zu lassen.

Im besonderen Maße hängen Form und Dauerhaftigkeit eines Weges vom Gestein ab, und der Hauptausschuß sollte daher bei den Eingaben um die Bewilligung von Neuanlagen nicht nur eine topographische sondern auch eine geologische Skizze verlangen. Ausschlaggebend ist einerseits die Festigkeit, andererseits der Tonreichtum der Gesteine.

In den kristallinen Zentralalpen bieten die harten Granite, Gneise und Hornblendengesteine eine feste Grundlage. Im Bereich des anstehenden Gesteins sind die Wege aber oft holperig und beschwerlich. Schutthalden aus diesen Gesteinen sind meist so grobblockig, daß sie die Überquerung durch einen Weg verhindern. In Schiefergesteinen lassen sich Wege leicht anlegen, sie sind aber häufig naß und schlammig, auch werden sie öfters von Hangrutschungen bedroht. Mannigfaltiger ist der Aufbau der Kalkalpen, wo daher auch die Art der Wege oft recht verschieden ist. In den Nordtiroler Kalkalpen ist der Wettersteinkalk ein Hauptfelsbildner, der die höchsten Wände und Grate zusammensetzt. Die Wege auf ihm sind zwar fest, aber steinig und holperig. Die oft großen Schutthalden sind steil und blockreich und daher für Weganlagen ungünstig. Ähnliches gilt für den Plattenkalk der oberen Trias.

Viel günstiger ist in dieser Beziehung der zweite Hauptfelsbildner der Nordtiroler Kalkalpen, der Hauptdolomit, der sehr leicht zu kleinen rhomboedrischen Stücken verwittert. Hier sind die Wege grusig-trocken, ohne größere Blöcke und daher bequem zu begehen. Über Schutthalden des Hauptdolomits kann man weithin abfahren, was freilich dem Schuhwerk nicht gut tut.

Günstig für Wege sind insbesondere manche Mergelhorizonte, wie die Kössener Schichten der oberen Trias, die Lias-Fleckenmergel und verschiedene Schichten der Kreidezeit. Bei nasser Witterung sind aber hier die Wege oft unangenehm schmierig. Am günstigsten sind gewisse Sandsteine der Kreidezeit, wo die Wege immer trocken und bequem begehbar sind.

Die Zusammenhänge zwischen Gebirgsbau und Alpenvereinswegen kann man schon auf kleinem Raum kaum irgendwo besser beobachten als im Kaisergebirge.

Besonders schwierig für die Anlegung von Wegen sind die ausgedehnten Karrenfelder auf den Hochflächen der nördlichen Kalkalpen, namentlich auf dem Steinernen Meer und auf dem Toten Gebirge. Hier sind viele Umwege notwendig, um den Karren und Klüften, vor allem aber den vielen Gruben und Dolinen auszuweichen. Leichter als anderswo kann sich hier der Wanderer verirren, weshalb eine gute Bezeichnung des Weges besonders wichtig ist. Gefährlich ist eine Überquerung dieser Hochflächen hauptsächlich im Winter, wenn die tiefen Spalten und Schächte an der Oberfläche durch Schnee verdeckt sind. Gar mancher Schiläufer ist hier spurlos verschwunden.

Besondere Beachtung erfordern die Übergänge über die Gletscherbäche. Hier wird meist ein festes Brücklein notwendig sein. Einfache Trittsteine reichen fast nie aus, weil der Gletscherbach sein Bett bei jedem Hochwasser stark verändern kann. Nicht selten verlegt er seinen Lauf überhaupt, so daß man auch die Brücke versetzen muß. Ängstliche Menschen werden gerade beim Übergang über die wild dahintosenden Schmelzwasserflüsse für ein festes Geländer dankbar sein. Gletscherbäche zu durchwaten, ist nicht nur unangenehm, sondern auch gefährlich, weil das rasch dahinschießende Wasser auch große Steine mitreißt, die einen ernstlich verletzen können. Wenn nichts weiter geschieht, hat man doch schon nach wenigen Schritten durchs Wasser die Schuhe voller Sand.

Für alle Gebirgswege ist gutes Schuhwerk wichtig. Bergschuhe sind in jedem Falle selbst festen Halbschuhen vorzuziehen. Immer ist man ja in Gefahr, daß der Fuß umkippt und man sich den Knöchel verletzt. Mit grob genagelten Bergstiefeln über Gletscherschliffe und Karrenfelder zu gehen, war früher sehr unangenehm, mit den jetzigen Profilgummisohlen ist es ein Vergnügen. Hingegen rutscht man mit Gummisohlen auf steilen, kleinschotterigen Wegen wie auf einem Kugellager und muß dauernd aufpassen, nicht zu stürzen.

Entwicklung des Wegenetzes

Am wichtigsten waren anfangs die Wege zu den Schutzhütten, besser gesagt, zu den Schutzhüttenplätzen. Vor dem Bau einer Hütte mußte ja zuerst der Weg entstehen, damit die Baustoffe befördert werden konnten. Das wird sich vielleicht in den nächsten Jahren ändern, weil beim Hüttenbau mehr und mehr der Hubschrauber herangezogen wird. Er ersetzt heute in vielen Fällen Träger und Tragtiere und bewältigt außerdem schwerere Lasten als diese. Leider muß man befürchten, daß die Flugzeuge und die Hubschrauber wegen des Trägermangels in der Zukunft auch bei der laufenden Versorgung von Schutzhütten verwendet werden. Vom wirtschaftlichen Standpunkt aus wäre das heute schon möglich. Um der Erhaltung der Ruhe im Hochgebirge willen muß diese Entwicklung aber nach Möglichkeit abgebremst werden, so sehr man die Hilfe der Rettungsflieger bei der Bergung Verunglückter dankbar begrüßen wird.

Bis zu den alten Schutzhütten, die ja meist im Hintergrund größerer Täler angelegt sind, waren schon von vornherein gangbare Almwege vorhanden. Es genügte meist,

sie etwas auszubessern und zu markieren — und der Bergsteigerweg war fertig. Am unangenehmsten sind bei ihnen die Wegstücke in unmittelbarer Nähe der Almen, weil sie hier gewöhnlich durch eine vom Vieh erzeugte Kotzone hindurchführen.

Noch höher als die Almwege führen in vielen Tälern der Zentralalpen die Zugänge zu den Bergmähdern hinauf, die oft noch an so steilen Hängen genutzt werden, daß gar mancher Mäher schon verunglückt ist.

Schwierig sind bis zum heutigen Tage die Wege zu jenen Hütten, die oben auf der Schulter eines tiefen Trogtales liegen. Hier mußten lange Strecken in die Felsen gesprengt werden. Diese Wege sind oft sehr ausgesetzt und machen die Versorgung der Hütten beschwerlich. Man baut in diesen Fällen jetzt meist Seilaufzüge, die zwar nur der Beförderung des Sachbedarfes dienen, aber auch den schweren Rucksack des Bergsteigers hochziehen können.

Mit wenigen Ausnahmen können die Wege zu den Alpenvereinshütten wohl auch vom ungeübten Wanderer gefahrlos begangen werden. Ausgesetzte Stellen sind ja gewöhnlich durch Drahtseile gesichert. In dieser Hinsicht besteht ein Unterschied gegenüber den Verhältnissen in den Schweizer Alpen, wo die Hütten des Schweizer Alpenclubs im allgemeinen wesentlich höher liegen und gar nicht immer leicht erreichbar sind.

Die ostalpinen Schutzhütten stehen großenteils im Bereich des flacheren Geländes oberhalb der Waldgrenze, das man auch ohne künstlichen Steig verhältnismäßig leicht durchschreiten kann. Immerhin hat man von den meisten Hütten aus Wege zu aussichtsreichen Gipfeln angelegt und diese so auch dem weniger Geübten erschlossen.

Wichtiger sind jene Wege, die von den Schutzhütten über die Scharten und Jöcher des Talabschlusses in die angrenzenden Täler und damit auch zu den Nachbarhütten führen. In den Zentralalpen reichen die gebahnten Wege gewöhnlich nur bis zu den Gletschern, über die man dann oft viele Stunden aufsteigen muß, um auf den Paß oder zu einem der großen Gipfel zu gelangen. Das ist dort nicht schwierig, wo der Gletscher sanft ansteigt und spaltenarm ist. Neben stark zerklüfteten und unbegehbaren Gletscherzungen kann man aber oft auf den Ufermoränen der früheren Gletscherstände bequem bis in die Nähe der Firngrenze emporsteigen. Diese Moränenpfade bedürfen kaum einer künstlichen Nachhilfe. Sie sind gefahrlos, wenn man nicht zu knapp an den steilen Absturz gegen den Gletscher herantritt. Die großen Ufermoränen liegen gewöhnlich auf der sonnigeren, also auf der gegen Westen oder Süden schauenden Talseite. Die gegenüberliegende Schattenseite ist in gleicher Höhe oft noch von Flankeneis bedeckt. Nicht minder wichtig wie die Moränen der heutigen Gletscher sind für Weganlagen die großen Ufermoränenwälle, die von den späteiszeitlichen Gletschern zurückgelassen wurden. In vielen Talhintergründen kann man stundenlang über sie emporsteigen.

Leicht durchschreitbar sind die Vorfelder der Gletscher. Hier sind aber beim Gletschervorstoß um 1920 an verschiedenen Stellen die Wege zerstört worden, so daß sie ein Stück talabwärts neu angelegt werden mußten. Größere Schwierigkeiten bereitet allerdings der jetzige starke Rückgang der Gletscher, weil mancher Weg, der früher unmittelbar vom Fels- oder Moränengelände auf das Eis übertrat, heute durch das Absinken der Gletscheroberfläche in die Luft ausstreicht. Beispiele hierfür bieten der alte Weg zum Brandenburger Haus über den Vernagtferner oder auch der frühere Steig quer über den unteren Teil der Pasterze.

Nachdem in den wichtigsten Tälern der Ostalpen Schutzhütten erbaut worden waren, hat man sie auch unmittelbar miteinander verbunden, um dem Bergsteiger auf dem Weg von Hütte zu Hütte größere Höhenverluste zu ersparen. So entstanden in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schon die ersten Höhenwege. Im hochalpinen Ödland waren keine Steige vorhanden, die man hätte ausbauen können. Hier mußten die Wege über Felshänge, Schutthalden und Moränen hinweg neu geschaffen werden, was nur mit großen Kosten möglich war. Diese Höhenwege sind meist von

technisch geschulten Fachleuten geplant und angelegt worden. Sie ziehen gleichmäßig über weite Strecken hin und sind frei von dem unregelmäßigen Auf und Ab der „Naturwege". Mustergültige Anlagen wurden in den Allgäuer- und Lechtaler Alpen geschaffen, bei denen man den Wanderer durch bezeichnete Notabstiege in das Tal und durch kleine Unterstände für den Fall plötzlicher Wetterstürze zu schützen versucht; abgesehen davon, kann er in gewissen Abständen immer mit der Unterkunft in einer Hütte rechnen. Über alle großen Tiroler Höhenwege vor dem zweiten Weltkrieg hat F. Malcher berichtet (Mitt. d. D. u. OeAV, 1938, S. 174—177).

Jünger sind die Höhenwege in den Zentralalpen. Hier ist besonders der St. Pöltener Höhenweg zu nennen, der von der Rudolfshütte bis zur Prager Hütte führt. Sein mittlerer Stützpunkt ist die St. Pöltener Hütte auf dem Felber Tauern (2550 m). Der Ostteil des Weges ist ausgesprochen hochalpin. Der Wiener Weg, an dessen Erbauung auch Nichtwiener Sektionen mitgewirkt haben, zweigt auf dem Iselsberge bei Lienz von der Straße ab und geleitet den Bergwanderer bis zur Oberwalderhütte an der Pasterze.

Die Anlegung von Höhenwegen geht auch jetzt noch weiter. Neueste Beispiele dafür sind der Fuldaer Höhenweg zwischen Riffelsee und Taschachhaus im Pitztal (eröffnet 1960) und die Verbindung zwischen Bielefelder und Dortmunder Hütte (Theodor-Streich-Weg, eröffnet 1961).

Der Fuldaer Höhenweg ist übrigens ein schönes Zeugnis für die Tätigkeit jener Zweigvereine, die Weganlagen geschaffen haben, ohne selbst eine Hütte zu besitzen. Dies ist besonders in den ersten Jahrzehnten der Vereinsgeschichte häufig der Fall gewesen; hauptsächlich haben sich inneralpine Sektionen (z. B. Südtirol) dadurch verdient gemacht.

Ein Höhenweg eigener Art, zugleich der bedeutendste Alpenvereinsweg außerhalb der Alpen, ist der Nordwaldkammweg, der früher schon einmal bestanden hatte und jetzt von den Alpenvereinszweigen des Mühl- und des Waldviertels neu angelegt wurde. Der 140 km lange Wanderweg führt vom Dreisesselberg (1312 m) im Böhmerwald bis zum Nebelstein (1075 m) und zum Mandelstein (871 m) im Waldviertel. Fast in seiner ganzen Länge durchquert er stille und landschaftlich reizvolle Waldgebiete, berührt aber auch viele kulturell bemerkenswerte Punkte. An ihm liegen die Braunberghütte der Sektion Freistadt im Mühlviertel und die Nebelsteinhütte der Sektion Waldviertel (R. Gebetsroiter: Nordwaldkammweg-Führer mit Wegskizze. Freistadt 1960).

Eine besondere Form der Alpenvereinswege sind die Kletterstеige, wobei der Ton mehr auf „Klettern" liegt. Mit „Weg" haben sie meist nur so viel zu tun, als man entlang einer bezeichneten Linie eine Wand durchsteigen und einen Gipfel erreichen kann. Ihre Begehung ist nur geübten und schwindelfreien Bergsteigern anzuraten. Ihnen wird durch vielerlei technische Hilfsmittel freilich das Einsteigen in Felswände möglich, die sonst nur wenigen erstrangigen Kletterern vorbehalten wären.

Einer der kühnsten Kletterstеige wurde am Montasch (Julische Alpen) von der Sektion Villach angelegt. Er war mit 870 Eisenstiften und 340 m Drahtseil mit Holzgriffen ausgestattet, dazu wurden noch 500 Stufen in den Fels geschlagen (vgl. J. Aichinger, Ein neuer Alpenvereinsweg auf den Montasch. Mitt. d. D. u. OeAV., 1911, S. 45—48). Schon im ersten Weltkrieg wurde aber diese Anlage größtenteils wieder zerstört.

Beim Pößneckerweg vom Sellajoch auf das Sellaplateau, erbaut durch die Sektion Pößneck, Thüringen, 1911/12, muß man stellenweise wie über eine Feuerwehrleiter hochklettern (H. P. Kiene, Der Pößnecker Weg. Mitt. d. D. u. OeAV., 1913, S. 122f.).

Zum Alpenvereins-Kletterstеig über die Höllentalspitzen im Wettersteingebirge bemerkte A. Link: „Die von der Alpenvereinssektion München erbaute Kletteranlage ist nichts weniger als ein Weg. Der Steig ist nur an griffloser Felsstellen oder scharfen Gratschneiden mit Drahtseilen und -stiften versichert, ab und zu sind auch Tritte ausgemeißelt; seine Begehung erfordert vollkommene Schwindelfreiheit, Trittsicherheit und vor allem Ausdauer" (Mitt. d. D. u. OeAV., 1918, S. 103f.).

Einige der ersten Klettersteige führten auf die Rax. Noch im Jahre 1921 wurde der neue Haid-Steig durch die Preiner Wand gebaut; eiserne Steigbäume und Drahtseile führen hier durch die Steilabstürze.

Nach dem ersten Weltkrieg hat der Alpenverein diese Form der Erschließung von Gipfeln und Wänden eingestellt. Schon durch die Hauptversammlung in Nürnberg, 1919, wurde der Bau von Klettersteigen abgelehnt. Die Tölzer Richtlinien vom Jahre 1923 sagen klipp und klar: „Weganlagen und Markierungen im wegloſen Hochgebirge, insbesondere Anlagen zu Klettersteigen, sind zu unterlassen." In dieser strengen Form fanden die Tölzer Richtlinien allerdings nicht einmal die restlose Zustimmung der Bergsteiger schärferer Richtung, wie etwa Eduard Pichls. Ja selbst E. G. Lammer sagte zu diesem Punkte: „Rein sportliche Klettersteige sind möglichst bald von all dem Plunder zu säubern, auch von Markierstrichen. Dagegen gibt es gewisse Kunstwege, die wirklich Neues auch dem tüchtigsten Kletterer erschlossen haben, vorher völlig unbegehbares Gebiet, wie der Nordweg auf den Bramkofel, der direkte Weg vom Sellajoch zur Sella, der Alpenvereinssteig auf die Raxalpe" (E. G. Lammer, Massenbesuch der Berge. Mitt. d. D. u. OeAV, 1923, S. 1—3).

Daß anderwärts zu den schon bestehenden auch heute noch neue Klettersteige gebaut werden, zeigt die „via ferrata" auf die Tofana di Mezzo, errichtet von Bergsteigern aus Cortina, die dabei 800 m Metallseile, 7 Eisenklammern und 16 eiserne Leitern anbrachten (vgl. „Dolomiten", 5. 4. 1961). Hierher gehört auch die 1957 fertiggestellte künstliche Weganlage (Sprengungen, Felsbänder, Drahtseile) „Via delle Bochette" zwischen der Ost- und Westseite der Brenta, ferner der „Weg" vom Rifugio Torrani auf den Gipfel der Civetta.

Der Entschluß, auf die Anlage neuer Klettersteige zu verzichten, ja schon bestehende aufzulassen, entspringt dem grundsätzlichen Wandel in der Einstellung der Bergsteiger, die jetzt mehr auf die Reinerhaltung des Hochgebirges bedacht sind als auf eine weitere Erschließung. Aber auch die Entwicklung des Bergsteigens selbst wirkt hier mit. Die Zahl der Kletterer „höherer Grade" hat sich gerade in den letzten Jahrzehnten stark vermehrt, ihr Können ist gewachsen, ihre technischen Hilfsmittel sind vervollkommnet worden. So brauchen die Kletterer keine fremden Eisenstifte und Drahtseile mehr, sie wollen vielmehr ihre eigenen, nicht von anderen vorgezeichneten Führen gehen und dazu auch ihre eigene Ausrüstung verwenden, angefangen vom einfachen Seil bis zur Trittschlinge, von Haken und Hammer bis zum Steinbohrer. Die von E. G. Lammer geforderte Säuberung des Hochgebirges ist daher mehr eine Angelegenheit des Bergsteigens als des Naturschutzes.

Abgesehen davon, sind „feste" Steighilfen nicht unbedenklich. Schon mancher Bergsteiger ist verunglückt, weil die angebrachten Sicherungen versagten. Bei der starken Verwitterung im Hochgebirge können schon nach kurzer Zeit die Seile reißen oder die Haken ausbrechen. —

Allzuleicht werden durch Klettersteige auch Ungeübte zu einem Anstieg verlockt, dem sie nicht gewachsen sind, selbst wenn es um nichts Weiteres geht als um die erforderliche Schwindelfreiheit.

Die Klettersteige stehen in der Reihe der Alpenvereinswege am oberen Ende. Das untere bilden die Fahrstraßen, die der Alpenverein selbst gebaut oder an deren Bau er zumindest maßgeblich beteiligt war. So schuf die Sektion Austria/Wien in Verbindung mit der Sektion Meran die Straße nach Sulden, die 1892 eröffnet wurde. Die Straße durch das Kapruner Tal ist zu einem wesentlichen Teil ein Werk der Sektion Zell am See gewesen. Am Beginn unseres Jahrhunderts baute die Sektion Klagenfurt die Straße von Heiligenblut bis zu ihrem Glocknerhaus, die in neuerer Zeit in der Großglockner-Hochalpenstraße aufgegangen ist.

Folgende Straßenbauten wurden unter anderen von Alpenvereinssektionen gefördert: Die Sellrainer Straße durch die Sektion Innsbruck; die Straße auf den Bürser Berg

durch die Sektion Vorarlberg; die Straße von Seeland zur Plätzwiese durch die Sektion Hochpustertal; die Pitztaler Straße durch die Sektion Braunschweig; die Kaunertaler Straße durch die Sektion Frankfurt am Main; die Passeier- und die Schnalser Straße durch die Sektion Meran.

Entscheidende Verdienste hat sich der Alpenverein auch um den Bau der Großen Dolomitenstraße von Bozen nach Cortina d'Ampezzo erworben. Durch die Sektionen Bozen und Meran wurde schon im Jahre 1890 die hohe Summe von 30.100 Gulden als Beitrag zum Bau der Straße Welschnofen—Karerpaß—Vigo di Fassa aufgebracht. Vorkämpfer für die Weiterführung der Straße waren insbesondere Albert Wachtler, Vorstand der Sektion Bozen, und Dr. Th. Christomannos, Vorstand der Sektion Meran. Sie erreichten es, daß sogar die Hauptversammlung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins in München 1894 sich mit einem Aufruf für den Bau dieser Straße einsetzte, die dem Kaiser Franz Joseph I. zum 50jährigen Regierungsjubiläum hätte gewidmet werden sollen. Man wollte sie daher auch „Kaiserstraße" nennen. Ihr Ausbau zog sich freilich noch lange hin, aber im Jahre 1909 war die ganze Strecke Vigo di Fassa—Canazei—Pordoi-Joch—Arabba—Buchenstein—Falzarego-Paß—Cortina d'Ampezzo vollendet (G. Langes, Die Große Dolomitenstraße. „Südtirol", 3. 8. 1959).

Hat sich der Alpenverein in den vergangenen Jahrzehnten zwar nicht mehr im Straßenbau betätigt, so ist doch hier in letzter Zeit insofern ein Wandel eingetreten, als jetzt mehr und mehr Fahrwege bis zu den Schutzhütten oder wenigstens bis zum Fußpunkt von Seilaufzügen angelegt werden, vielfach im Anschluß an Güterwege, die der Forst- oder Almwirtschaft dienen. Die entscheidenden Fortschritte im Straßenbau und bei den Kraftfahrzeugen einerseits, der Trägermangel andererseits begünstigen diese Entwicklung.

Besonders in den ersten Jahrzehnten nach seiner Gründung hat der Alpenverein auch Wege zu bemerkenswerten Naturdenkmälern angelegt.

So wurden unter anderen folgende Klammen und Schluchten durch die nachbenannten Sektionen erschlossen:
Die Galitzenklamm, Sektion Lienz, 1869,
die Gaulschlucht, Sektion Meran, 1870,
die Schlitzaschlucht, Sektion Villach, 1870,
die Raggaschlucht, Sektion Möltal, 1873,
die Almbach-Klamm, Sektion Berchtesgaden, 1875,
die Liechtenstein-Klamm, Sektion Pongau, 1876 (hier kam es anschließend zum großen Klammstreit, durch den der Klammweg im Jahre 1878 in den Besitz der Gemeinde St. Johann im Pongau überging),
die Kitzlochklamm, Sektion Pongau, 1877,
die Partnachklamm, Sektion Garmisch, 1891.

Für Wege zu Wasserfällen seien folgende Beispiele genannt:
Reinbachfall, Sektion Taufers, 1873,
Stuibenfall bei Umhausen, Sektion Amberg, 1884,
Waldbachstrubfall, Sektion Hallstatt, 1886,
Suchgrabenfall, Sektion Gailtal, 1893.

Die bedeutendste Anlage dieser Art ist der Weg zu den Krimmler Wasserfällen, erbaut von der Sektion Pinzgau im Jahre 1879. Er wurde später durch den schönen Wasserfallweg der Sektion Warnsdorf abgelöst.

In neuerer Zeit hat der Alpenverein derartige Aufgaben den örtlichen Verkehrsvereinen überlassen können. Doch wird z. B. der im Jahre 1902 eröffnete Steig durch die großartige Bärenschützklamm (Steiermark) noch jetzt durch die Sektion Mixnitz-Grazer Alpenklub, unterhalten.

Eine Leistung besonderer Art war die Erschließung der Höhle von St. Canzian durch die Sektion Küstenland im Jahre 1873. Damit ist eine Höhle zugänglich gemacht worden

die sich zwar an Reichtum und Vielfalt der Tropfsteingebilde nicht mit der Adelsberger Grotte messen kann, die aber wegen ihrer großen Dome und ihres brausenden Flusses viel gewaltiger wirkt. Selbstverständlich ist inzwischen die Begehung der Höhle durch neue Weganlagen noch wesentlich erleichtert worden. In den nördlichen Kalkalpen ist das Lamprechtsofenloch bei Lofer, eine sehr sehenswerte Höhle, von der Sektion Passau für den allgemeinen Besuch durch einen Weg mit Brücken und Tunnelstrecken zugänglich gemacht worden und die Höhle wird noch jetzt von der Erschließerin betreut. Auch sonst hat der Alpenverein die Höhlenforschung gefördert, so besonders nach dem zweiten Weltkrieg im Salzkammergut. Es ist für Vorstöße in große Höhlen ein so hohes Maß von bergsteigerischem Können und bergsteigerischer Ausrüstung nötig, daß die Aufgaben des Tiefenalpinismus sehr wohl des Einsatzes der Hochalpinisten würdig sind.

Die Wegbezeichnungen

Meistens führen im Gebirge viele Pfade aus dem Tal in die Höhe und man kann nicht ohne weiteres den richtigen erkennen. Deshalb sind entsprechende Wegweiser am Beginn des Weges und an allen seinen Verzweigungen nötig. Der Alpenverein hat im Laufe der Zeit weit über 100.000 Tafeln aufstellen lassen und er sorgt noch laufend für die notwendige Ergänzung. Auch an den Almhütten ließ er Schilder zur leichteren Orientierung anbringen, hingegen nicht auf Gipfeln oder Pässen.

Die Wege selbst werden schon seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts markiert, gewöhnlich mit roter Farbe. Die Markierung hat sich zu einer kleinen Wissenschaft entwickelt. In den Vereinsschriften gibt es mehrere Aufsätze mit Anweisungen und Ratschlägen für diese Arbeit. Sie wird meist von jungen Vereinsmitgliedern ausgeführt, die dabei in die praktische Vereinstätigkeit hineinwachsen. Es braucht freilich einige Erfahrung, um die Markierungen ebenso zweckvoll wie sparsam durchzuführen. In der Anbringung von „Beruhigungsmarken" an Stellen, wo ein Verirren nicht möglich ist, wird oft des Guten zu viel getan. Besondere Sorgfalt ist auf flachen Almböden notwendig, wo man den Weg leicht verlieren kann. Hier sollten unter Umständen rot angestrichene Pflöcke in den Boden eingeschlagen werden.

Die Regeln und Bestimmungen für das Markieren der Alpenvereinswege sind von J. Moriggl kurz zusammengefaßt worden (Verfassung und Verwaltung des D. u. OeAV., München, 1928).

Nach den Tölzer Richtlinien, Stuttgarter Fassung 1937, sind die Weganlagen gut instand zu halten oder aufzulassen. „Wegbezeichnungen" sind so zu gestalten, daß sie ihrem Zweck vollkommen entsprechen.

Eine beabsichtigte Auflassung bedarf der Zustimmung des Hauptausschusses und ist zu veröffentlichen. Bei aufgelassenen Wegen, oder Wegen, die an einem Einstieg endigen, ist am Anfang und am Ende des Weges eine Warnungstafel anzubringen (Mitt. d. D. u. OeAV, 1938, S. 6).

Diese Bestimmungen verpflichten gleichzeitig die Sektionen, ihre Wege dauernd zu überprüfen. Vor allem ist dies im Frühling nach der Schneeschmelze notwendig.

Die Alpenvereinswege und ihre Markierungen dienen dem Sommerverkehr. Die Anstiege und die Schiabfahrten im Winter verlaufen meist ganz anders. Auch für sie wurde stellenweise eine eigene Markierung geschaffen. Man verwendet dabei rote, kreisförmige Scheiben von 25 cm Durchmesser, die entsprechend hoch an Bäumen angebracht werden.

Fragen des Wegerechtes

Es ist in diesen mehr verkehrsgeographischen Ausführungen weder beabsichtigt noch möglich, auch die vielfältigen Rechtsfragen zu behandeln, die mit den Alpenvereinswegen verknüpft sind. Sie beginnen schon mit der Bewilligung zum Bau eines Weges und

endigen mit der allfälligen Haftung bei Unfällen von Benützern. Die Alpenvereinswege dienen nicht nur dem Bergsteiger, sondern sie kommen auch den Bewohnern der Alpentäler in mannigfacher Weise zugute. Trotzdem hatte der Alpenverein beim Wegbau mit mancherlei Widerständen zu kämpfen. Schon in der ersten Generalversammlung des Deutschen Alpenvereins in München im Mai 1870 mußte festgestellt werden, daß der geplante Weg von der Kolowratshöhle am Untersberg auf das Geiereck nicht errichtet werden konnte, weil es der Grundeigentümer nicht erlaubte. Vor allem waren es die Jagdherren, die nicht nur die Anlegung von Wegen verboten, sondern darüber hinaus schon vorhandene Wege für die Bergsteiger sperren wollten. Dieser Widerstreit zwischen Jagdherren und Bergsteigern reicht bis in unsere Zeit herein, obwohl bei einigem guten Willen beide Teile wohl miteinander auskommen könnten. Im allgemeinen waren die alten Adeligen als Jagdherren entgegenkommender als ihre Nachfolger aus den Kreisen der Wirtschaft. Im Salzkammergut blieben gewisse Wege nur so lange gesperrt, als sich der Kaiser zur Jagd in Bad Ischl aufhielt. Zeitweilige Wegsperrungen, wie sie aus jagdlichen Gründen nach verschiedenen Landesgesetzen erlaubt sind, lassen sich die Bergsteiger gerne gefallen. Sie werden immer auch bestrebt sein, das Wild nicht unnötig zu stören. Im übrigen sollten aber die Berge für jedermann frei bleiben.

Dies hätte der Alpenverein wohl auch einem gewissen H. Willers aus Bochum gegenüber in aller Schärfe betont, wenn es nicht nur Absicht, sondern schon Tatsache gewesen wäre, als dieser am 20. Mai 1914 schrieb: „Der Großglockner nebst einem Gebiet bei demselben ist in meinen Besitz übergegangen. Da ich beabsichtige, dort oben Steinwild auszusetzen, bin ich gezwungen, das Gebiet für den Touristenverkehr ab 1. August d. J. zu sperren.

Jedoch bin ich bereit, einige Wege zum Glockner freizugeben, und bitte ich den Alpenverein, mir umgehend Vorschläge und Wünsche zu unterbreiten, da ich meine Dispositionen bald treffen muß" (s. Mitt. d. D. u. OeAV., 1914, S. 164). In Wirklichkeit entwickelte sich diese Angelegenheit zum Glück ganz anders. Der Großindustrielle Albert Wirth, Mitglied der Sektion Villach, verheiratet mit einer der vier Schwestern Aicher, denen das Großglocknergebiet als Erbe zugefallen war, erwirkte im Jahre 1918 den Verkauf des Gebietes an den D. u. OeAV und erlegte selbst den dafür vereinbarten Kaufpreis von 10.000 Kronen (vgl. W. Schmidt-Wellenburg, Kleines aus der Geschichte des Großglockners. Mitt. d. D. u. OeAV., 1936, S. 256 bis 258).

Den Alpenvereinswegen selbst droht im allgemeinen durch menschliche Einwirkung keine Gefahr. Oft wurden aber aufgestellte Wegtafeln beschädigt, weil man sie z. B. in mutwilliger Weise als Zielscheiben bei Schieß- und Wurfübungen benützte.

In der Zeit vor dem ersten Weltkrieg wurden die Wegweiser der Sektion Krain in den Julischen Alpen immer wieder aus politischen Gründen zerstört. Meist konnte der Täter nicht festgestellt werden.

Ein slowenischer Student, der wegen eines solchen Vergehens vor das Bezirksgericht Radmannsdorf kam, wurde freigesprochen; es wurde als Strafausschließungsgrund angesehen, daß er „durch den Anblick einer deutschen Tafel in sinnlose Wut geraten" war (s. Mitt. d. D. u. OeAV., 1908, S. 51). In anderen Fällen bekam der Täter höchstens 24 Stunden Arrest.

Das Wegerecht ist in Österreich Landessache. Es bestehen daher in jedem Bundesland eigene Gesetze, die aber hinsichtlich des „Touristenverkehrs" meist gleichlautende Bestimmungen enthalten. So wird unter anderem festgestellt, daß das Ödland oberhalb der Wald- oder Baumgrenze für den Touristenverkehr frei ist und von jedermann betreten werden kann. Die Sperrung der Wege aus jagdlichen Gründen wird zeitlich begrenzt und die Jagdherren sind verpflichtet, die Sperrung vorher zu verlautbaren. Um die für den Touristenverkehr notwendigen Wege, z. B. Zugänge zu Schutzhütten, anlegen zu können, ist es möglich, den hierfür benötigten Grund gegen angemessene Entschädigung enteignen zu lassen. Die Beschädigung von Wegweisern und Markierungs-

zeichen ist ausdrücklich als strafbar erklärt. Die Alpenvereinswege können gegen Absperrung und Vernichtung dadurch gesichert werden, daß sie als „öffentliche Wege" erklärt werden.

Im einzelnen sei auf die Zusammenfassung der einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen durch J. Moriggl hingewiesen (Verfassung und Verwaltung des D. u. OeAV., München, 1928, S. 137—149).

Alpenvereinswege, Naturschutz und Motorisierung

Schon in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg hat sich der Alpenverein im Sinne der Tölzer Richtlinien in der weiteren Erschließung der Ostalpen sehr zurückgehalten. Nach der heutigen Auffassung gilt sie überhaupt im wesentlichen als abgeschlossen. Die Nachfolgevereine des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins werden sich mehr auf die Erhaltung und die zeitgemäße Ausgestaltung der schon vorhandenen Hütten und Wege beschränken. Keinesfalls wollen sie nun aber etwa eine Politik der „Verschließung" des Hochgebirges betreiben. Das wäre schon deshalb wenig sinnvoll, als es ja nicht die Bergsteiger sind, die den alpinen Lebensraum einschränken oder verändern. Sie gehören ja selbst zu diesem alpinen Lebensraum, der dadurch gekennzeichnet ist, daß seine Menschen, die Bauern, Hirten und Jäger, zu Fuß gehen und alle Lasten selbst tragen müssen. Wohl aber wird das alpine Ödland immer mehr beeinträchtigt durch jene Leute, die selbst nicht mehr gehen, steigen oder tragen, sondern nur mit Hilfe der Technik in das Hochgebirge hinaufbefördert werden, wohin sie den Betrieb und den Lärm der Städte mitbringen, denen sie wohl leiblich, nicht aber geistig entflohen sind. Heute überschreiten wesentlich mehr Menschen mit der Seilbahn die Zweitausender-, ja die Dreitausendergrenze als Bergsteiger, die zu Fuß gehen. Damit hat die Erhaltung des alpinen Ödlandes ein ganz anderes Gesicht bekommen. Nicht die Alpenvereinswege gefährden es, sondern die neuen Massenverkehrsmittel. Der Alpenverein und seine Mitglieder stehen heute im Hochgebirge nicht mehr allein und die Tölzer Richtlinien, durch die sie sich selbst gebunden hatten, sind durch die Entwicklung außerhalb des Vereins überholt worden, die kaum mehr einheitlich gesteuert werden kann.

Viele Fußwege gehen jetzt in den Alpen verloren, weil sie zu Fahrstraßen ausgebaut werden. Damit hört auf ihnen das Wandern auf. Weder auf einem staubigen Fahrweg, noch auf harter Asphaltstraße geht man gerne zu Fuß, wenn man überdies durch die vorbeisausenden Kraftwagen dauernd belästigt und gefährdet wird. Um dieser Entwicklung zu begegnen und gleichzeitig auch die Hütten vor dem Andrang der Motorfahrzeuge zu schützen, hat die Hauptversammlung des Österreichischen Alpenvereines in Lienz 1960 auf Antrag der Sektion Graz folgendes beschlossen:

„1. Zu jeder Alpenvereinshütte soll wenigstens ein markierter Anstiegsweg führen, der nicht von motorisierten Fahrzeugen befahren werden kann. Wege zu beliebten Wanderzielen, die durch ihren Ausbau häufig von Kraftfahrzeugen benützt werden, sollen entsprechend umgelegt werden. Markierungen auf befahrenen Straßen sind im allgemeinen aufzulassen und die dementsprechenden Berichtigungen in den Wanderkarten zu beantragen.

2. Soweit Straßen und Fahrzeuge bis zu den Schutzhütten führen, soll die nächste Umgebung der Hütte lärmfrei gehalten werden. Nach Möglichkeit sollen Kraftfahrzeugbesitzer durch die Anlage von Parkplätzen und Hinweistafeln verhalten werden, ihre Fahrzeuge noch in einiger Entfernung von der Hütte abzustellen. Die Parkerlaubnis unmittelbar neben der Hütte ist an eine Zustimmung der Sektion gebunden und kann mit Bedingungen verbunden werden.

3. In den einzelnen Bundesländern ist eine Novellierung der jeweiligen Weggesetze im Sinne eines wirksamen Schutzes der Wanderwege bei den Landesregierungen zu beantragen. Die Errichtung von Naturschutzgebieten ist anzustreben.

4. Es ist anzustreben, daß in den gebräuchlichsten Wanderkarten die neuen Straßen- und Wegverhältnisse berücksichtigt werden, wobei die mit Kraftfahrzeugen erreichbaren Ausgangspunkte für Hütten- und Berganstiege besonders zu kennzeichnen wären. Die letzten Parkgelegenheiten bei Hüttenanstiegen sind laufend im Hüttenverzeichnis im „Taschenbuch der AV-Mitglieder" anzuführen."

Damit soll nun freilich nichts gegen die Erschließung unserer großen Alpentäler durch Straßen gesagt werden, die ja nicht nur für die einheimische Bevölkerung unbedingt notwendig sind, sondern auch den Bergsteiger wesentlich rascher als früher die Talhintergründe und die vergletscherten Höhen erreichen lassen. Irgendwo sollte aber dieser Entwicklung eine Grenze gesetzt werden, damit das alpine Ödland als ein letzter Rest eines für jedermann frei zugänglichen Geländes erhalten bleibe, stellt es ja doch auch ein Stück unserer persönlichen Freiheit dar, das um so kostbarer wird, je stärker die Bevölkerung im Umkreis der Alpen anwächst und je mehr sie verstädtert.

Die Alpenvereinswege als Weitwanderwege

In verschiedenen Ländern hat man in den letzten Jahren als Gegengewicht zu der um sich greifenden Motorisierung Fußwege geschaffen, auf denen man tagelang abseits der Straßen durch schöne und noch stille Landschaften wandern kann. Man bezeichnet solche Pfade geradezu als eine Forderung unserer Zeit. Große Pläne sind hier schon in die Tat umgesetzt worden.

Die Länge der in der Bundesrepublik Deutschland markierten Wanderwege beträgt mehr als 100.000 km. Zwei General-Wanderwege vom Bodensee bis zur Nordsee und vom Saarland bis Thüringen (einst bis Schlesien) werden von den deutschen Gebirgs- und Wandervereinen betreut. Auf dem 62. Deutschen Wandertag in Lohr (1961) wurde unter anderem die Anlage von Fußwegen abseits der Verkehrsstraßen und der Ausbau des Wanderwegenetzes durch Bund und Länder gefordert. In der Schweiz wurden in den letzten Jahren von Kantonen, Gemeinden, Kurvereinen und Gönnern viele Wanderwege mit einem Gesamtaufwand von rund 350.000 Franken unterhalten und markiert.

Im folgenden seien drei Beispiele ausgesprochener Weitwanderwege im Gebirge angeführt:

a) Die slowenische Alpentransversale.

Dieser rund 1000 km lange Weg beginnt in Marburg an der Drau und führt über Bacher-Gebirge, Steiner-Alpen, Karawanken und Julische Alpen bis zum Karst, überquert auch ihn und endigt bei Koper (Capo d'Istria) an der Adria. Der Wanderer kommt auf ihm an der Adelsberger Grotte und an den Höhlen von St. Canzian vorbei. Dieser Weg, der im Norden an das Netz der Alpenvereinswege anschließt, ja in seinen großartigsten Stücken aus alten AV-Pfaden besteht, hat der Slowenische Bergverein einheitlich mit roten, innen weißen Kreisen und der Ziffer 1 bezeichnet. Wer dem ganzen Weg gefolgt ist, erhält ein Erinnerungszeichen, falls er sich alle Teilstrecken, insgesamt 70, durch einen Prüfstempel in einem eigenen Büchlein bestätigen ließ. Viertausend Stück dieser Büchlein sind bereits verkauft worden; bis 1960 sind schon rund 200 Erinnerungszeichen vergeben worden und sicher wird sich diese Zahl in nächster Zeit rasch erhöhen. (Vgl. J. Sumljak: Die slowenische Alpentransversale. In: De Berggids, Tijdschrift v. d. Koninklijke Nederlandse Alpen-Vereniging, Mai 1960, S. 33—38).

b) Der große Internationale Wanderweg Mittelmeer—Luxemburg.

Mit 1200 km ist dies der längste der vom Comité National des sentiers de grande randonnée (CNSGR) seit 1947 in Frankreich geschaffenen acht Weitwanderwege. Er trägt die Bezeichnung GR 5. An ihn ist der 150 km lange Rundweg um den höchsten Gebirgsstock der Alpen angeschlossen (Tour du Mont Blanc). Verschiedene Verbände,

aber auch die Behörden haben bei der Schaffung dieser Weitwanderwege, die insgesamt schon über 4000 km lang sind, in Frankreich zusammengewirkt (vgl. R. Beaumont, Les sentiers de grande randonnée dans les Alpes. In: La Montagne et Alpinisme, Oktober 1960, S. 277—281, mit 2 Übersichtskärtchen).

c) Der Appalachian Trail in den Vereinigten Staaten.

Der Appalachenpfad ist der längste einheitliche Wander- und Höhenweg der Welt. 26 Wandervereine und zahlreiche staatliche und private Stellen haben ihn in den Jahren seit 1921 geschaffen. Er führt über eine Strecke von 3300 km (gleich der dreifachen Alpenlänge!) vom Staat Maine im Nordwesten der Vereinigten Staaten bis nach Georgia, teils über bewaldete Mittelgebirgsrücken, teils über hochgebirgsartige Kämme. Flußtäler und besiedeltes Gelände werden auf kürzesten Strecken überquert. Der Weg ist einheitlich mit dem Zeichen ⅄ markiert. In Abständen von je einem Tagesmarsch findet der Wanderer Unterkunft in Form von Unterständen oder eingerichteten Lagerplätzen. Die nötige Verpflegung muß er allerdings selbst mitbringen. Die einzelnen Strecken sind von den großen Städten aus leicht zu erreichen und werden am Wochenende gerne aufgesucht und begangen. Den ganzen Pfad durchwanderte als Erster im Jahre 1948 E. B. Shaffer aus Pennsylvania. Er brauchte dazu 123 Tage — seine Schuhe hatten sich am Schluß in Stücke aufgelöst (vgl. A. H. Brown, Skyline Trail from Maine to Georgia. The National Geographic Magazine, August 1949, Bd. XCVI, Nr. 2, S. 219—251).

Ein Gegenstück zum Appalachian Trail entsteht im Westen der Vereinigten Staaten im Pacific Crest Trail, der nach seiner Fertigstellung bei einer Länge von 2000 km von der kanadischen Grenze bis zur mexikanischen reichen wird (vgl. W. Strzygowski: Naturparke der USA 1. In: Naturschutzparke. Mitt. d. Vereins Naturschutzpark e. V. Stuttgart, Heft 21, April 1961, S. 14).

Vergleichen wir die Alpenvereinswege mit diesen Beispielen, so erkennen wir auch sie als ähnlich lange, aber viel ältere Weitwanderwege; kann man doch schon seit Jahrzehnten auf ihnen zu Fuß die Ostalpen nicht nur an vielen Stellen vom nördlichen bis zum südlichen Alpenvorland überqueren, sondern auch in ihrer ganzen Länge durchschreiten, angefangen vom Wienerwald bis zur Schweizer Grenze. Es braucht wirklich nichts weiter als eine einheitliche Markierung — und ein ganzes Netz ostalpiner Weitwanderwege steht dem Bergfreund offen. Darüber hinaus findet er in geeigneten Abständen zu billigem Preis auch überall Unterkunft und Verpflegung in Alpenvereinshütten. Das hat schon vor dreißig Jahren E. Benesch in einer anregenden Zusammenstellung nachgewiesen.

Er läßt seine Wanderung an einer Endhaltestelle der Wiener Straßenbahn beginnen und über die Zentralalpen bis nach Liechtenstein verlaufen; von dort geht es dann über die nördlichen Kalkalpen auf ganz anderen Wegen wieder bis nach Wien zurück. Der Hinweg würde 60, der Rückweg 50 Tage beanspruchen. Der Wanderer könnte dabei ausnahmslos in Alpenvereinshütten nächtigen. Nur an 22 Tagen müßte er mehr als 8 Stunden gehen; der strengste Tagesmarsch wäre in 12, der kürzeste in 2 Stunden zu bewältigen; das Tagesmittel wurde mit 6¼ Stunden berechnet („Von AV-Hütte zu AV-Hütte". In: „Der Bergsteiger", Jg. 1931/32, S. 627—641).

In diesem Zusammenhang verdienen die neuen Vorschläge von W. Flaig besondere Beachtung; er tritt für eine einheitliche Wegbezeichnung ein, zunächst allerdings nur für Vorarlberg („Auf neuen Wegen". Mitt. d. DeAV, 1961, S. 38f.).

Es müßte aber wohl möglich sein, bestimmte Weitwanderwege, die gleichzeitig auch großartige Höhenwege darstellen, über die ganzen Ostalpen hinweg einheitlich zu kennzeichnen. Der Wanderer könnte allein schon durch ihre Begehung einen überaus lebendigen Eindruck von den Alpen gewinnen. Nichts würde ihn aber daran hindern, gelegentlich von seinem Pfad nach oben auf einen schönen Gipfel oder nach unten zu einem geschichtlich bemerkenswerten Punkt im Tal abzuweichen.

Selbstverständlich hätte wohl kaum jemand von uns die Zeit, einen ganzen Ostalpen-Längsweg auf einmal „zu machen". Sicher wäre aber die Einrichtung dieser Weitwanderwege ein neues Mittel, um vor allem junge Menschen anzuspornen, in der reinen Luft des Hochgebirges zu wandern.

Die Alpenvereinswege, bisher mehr als Mittel zur Erreichung bergsteigerischer Ziele betrachtet, würden so selbst zum Ziele — wohl das Schönste, was man von einem Weg sagen kann.

Quellen und Schrifttum

Abgesehen von den im Text genannten Aufsätzen, sind Angaben über die Alpenvereinswege in den folgenden Veröffentlichungen zur Geschichte des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins zu finden:

J. Emmer: Geschichte des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. Festschrift zur Feier des 25-jährigen Bestehens, Berlin 1894, insbesondere S. 54—175.

J. Emmer: Beiträge zur Geschichte des D. u. OeAV., 1895—1909. Zeitschr. d. D. u. OeAV., 1909, S. 319—386, insbesondere Abschnitt „Weg- und Hüttenbauten", S. 339—350.

Ein halbes Jahrhundert Alpenverein. Zeitschr. d. D. u. OeAV., 1919, Abschnitt: „Hütten- und Wegebau" von J. Moriggl, S. 46—76.

J. Moriggl: Zehn Jahre Vereinsgeschichte, 1919—1929. Zeitschr. des D. u. OeAV., 1929, S. 301—355, insbesondere Abschnitt: „Hütten und Wege", S. 308—321.

K. Erhardt: Der alpine Gedanke in Deutschland. Werdegang und Leistung 1869—1949. München, 1950.

J. Moriggl: Verfassung und Verwaltung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, 4. Ausgabe, München, 1928.

Knappe Angaben über die Alpenvereinswege finden sich jeweils in den Jahresberichten der Vereinsleitung, veröffentlicht in den Jahrbüchern des OeAV 1865—1873, und in der Zeitschrift des DAV. bzw. D. u. OeAV. ab 1869/70, von 1885 an in den Mitteilungen des D. u. OeAV., nach dem zweiten Weltkrieg in den Mitteilungen des DAV. und in den Mitteilungen des OeAV.

Zahlreiche größere und kleinere Artikel über die Wege sind genannt im „Register zu den Vereinsschriften des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins", 1863—1894, von J. Emmer, Graz, 1896; im „Bücherverzeichnis der Alpenvereinsbücherei" von A. Dreyer, München, 1927, und im „Nachtrag (bis 1930) zum Bücherverzeichnis der Alpenvereinsbücherei", von E. Rothe und H. Bühler, München, 1939.

Der Verfasser möchte am Schluß noch eigens darauf hinweisen, daß seine Ausführungen weder in regionaler noch in sachlicher Hinsicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Vor allem fehlen darin auch alle wegbautechnischen Fragen. Einerseits hätte der zur Verfügung stehende Raum nicht ausgereicht, andererseits hätte man befürchten müssen, durch allzu viele Einzelheiten den Leser zu ermüden. Im ganzen will dieser Beitrag nicht nur auf die Bedeutung der Alpenvereinswege für die Erschließung des Hochgebirges hinweisen, sondern vor allem auch dazu anregen, daß gerade im Zeitalter des Straßen- und Seilbahnbaues das Netz der Fußwege nicht nur erhalten, sondern weiter ausgestaltet werden sollte.

Dieser Beitrag erscheint gleichzeitig in der von Franz Huter geleiteten Festschrift „Hundert Jahre Verkehrswesen in Tirol 1858—1958" = Tiroler Wirtschaftsstudien. Schriftenreihe der Jubiläumsstiftung der Kammer der gewerblichen Wirtschaft für Tirol, 10. Folge.

Anschrift des Verfassers: Univ.-Prof. Dr. Hans Kinzl, Innsbruck, Fischerstraße 31

Nachtrag zum Aufsatz Richard Finsterwalder (Seite 18 ff.)

Schrifttum

1. Karte der Dachsteingruppe 1 : 25.000. Stereophotogrammetrische Aufnahme durch die Stereographik G. m. b. H., Wien. Topographische Aufnahme durch L. Aegerter. Beilage zur Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins 1915.
2. H. Kinzl: Zur Neuauflage der Alpenvereinskarte der Dachsteingruppe. Jahrbuch des Deutschen Alpenvereins 1958, S. 5—20.
3. F. Scheck: Einfache und stereoskopische Bildmessung im reinen Felsgebiet. Mitt. d. Geogr. Ges., München 1912, S. 145—211. Mit Karte 1 : 10.000. Das Felsgebiet des Kaisergebirges, Blatt I, Zahmer Kaiser.
4. G. Leuchs: Das Kaisergebirge. Z. d. D. u. Ö. Alpenvereins 1917, S. 31—58.
5. O. v. Gruber: Forschungskarte des zentralen Kaisergebirges in: R. Finsterwalder „Alpenvereinskartographie", S. 70—73 mit Karte 1 : 10.000. Verl. Wichmann, Berlin 1935.
6. O. Ampferer: Geologischer Führer für das Kaisergebirge mit farbiger geologischer Karte 1 : 25.000. Geologische Bundesanstalt Wien 1933.
7. L. Brandstätter: Exakte Schichtlinien und topographische Geländedarstellung. Sonderheft 18 d. Österr. Zeitschr. f. Vermessungswesen, 1957. Mit zahlreichen farbigen Karten.
8. Österreichische Karte 1 : 25.000, 91/3, St. Johann. Herausgegeben 1950 vom Bundesamt für Eich- u. Vermessungswesen Wien.
9. Österreichische Karte 1 : 50.000, 90, Kufstein. Herausgegeben 1957 vom Bundesamt für Eich- u. Vermessungswesen Wien.
10. Österreichische Karte 1 : 50.000, 91, St. Johann. Herausgegeben 1959 vom Bundesamt für Eich- u. Vermessungswesen Wien.
11. L. Aegerter: Begleitworte zur Karte der Brentagruppe. Z. d. D. u. Ö. Alpenvereins 1908. Verl. Bruckmann, München.
12. R. Finsterwalder: Topographisch-morphologische Kartenproben. Z. f. Vermessungswesen 1959, S. 33—36.

Wissenschaftliche Alpenvereins-Veröffentlichungen

Bereits erschienen sind:

Ergänzungshefte zur Zeitschrift des DuOeAV

1. S. Finsterwalder, Der Vernagtferner. Seine Geschichte und seine Vermessung in den Jahren 1888 und 1889. 112 S., 1 Karte 1 : 10.000, 2 Tafeln und zahlreiche Textfiguren. 1897.
2. A. Blümcke und H. Heß, Untersuchungen am Hinteteisferner. 87 S., 1 Karte 1 : 1000, 9 Tafeln und zahlreiche Textfiguren 1899.
3. M. Eckert, Das Gottesackerplateau, ein Karrenfeld im Allgäu. 108 S., 1 Karte 1 : 7500, 20 Tafeln, 64 Textfiguren. 1902.
4. F. Frech, Über den Gebirgsbau der Tiroler Zentralalpen. Mit besonderer Rücksicht auf den Brenner. 98 S., 1 Karte 1 : 75.000, 25 Tafeln, zahlreiche Textabbildungen. 1905.

Wissenschaftliche Veröffentlichungen des DuOeAV

5. O. Stolz, Die Schwaighöfe in Tirol. Ein Beitrag zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte der Hochalpentäler. 197 S., 1 Karte 1 : 800.000, 12 Tafeln. 1930.
6. A. Reißinger, Untersuchungen über den Niederseonthofener See im Bayerischen Allgäu. Versuch einer exakten Zeitbestimmung im postglazialen Zeitalter. 70 S., 2 Tafeln. 1930.
7. F. Trusheim, Die Mittenwalder Karwendelmulde. Mit geologischer Karte 1 : 25.000 des bayerischen Karwendelgebietes. 69 S., 8 Tafeln. 1930.
8. W. Schmitt, Über Föhnerscheinungen und Föhngebiete. 64 S., 1 Karte 1 : 80,000.000, 29 Diagramme und Abbildungen. 1930.
9. W. Welzenbach, Untersuchungen über die Stratigraphie der Schneeablagerungen und die Mechanik der Schneebewegungen nebst Schlußfolgerungen auf die Methode der Verbauung. 105 S., 85 Abbildungen. 1930.
10. C. W. Kockel, M. Richter und H. G. Steinmann, Geologie der bayerischen Berge zwischen Lech und Loisach. Mit geologischer Karte 1 : 25.000 und Profiltafel, 231 S., 17 Tafeln, 57 Textfiguren. 1931.
11. W. Erhardt, Der Staufen. Geologische Aufnahme der Berge zwischen Reichenhall und Inzell. Mit geologischer Karte 1 : 25.000, 52 S., 2 Kartenskizzen, 2 Profiltafeln, 8 Textabbildungen, 1 Photo. 1931.

Hefte 1—11 sind vergriffen.

Wissenschaftliche Alpenvereinshefte

Gemeinsam herausgegeben von den Hauptausschüssen des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereins.

12. R. v. Klebelsberg, Die wissenschaftliche Tätigkeit des Alpenvereins in den Jahren 1935 bis 1945. 51 S., 1952. Preis für Mitglieder S 14.—.
13. F. Angel und R. Staber †, Gesteinswelt und der Bau der Hochalm-Ankogel-Gruppe. 112 S., 4 Abbildungen, 10 Profilblätter, 1 geologische Karte 1 : 50.000. 1952. Preis für Mitglieder S 55.—.
14. O. Pesta, Berggewässer. Naturkundliche Wanderungen zur Untersuchung alpiner Tümpel und Seen im Hochgebirge. 46 S., 21 Zeichnungen, 3 photographische Aufnahmen. 1953. Preis für Mitglieder S 21.—.
15. O. Ganß, F. Kümel † und E. Spengler, Erläuterungen zur geologischen Karte der Dachsteingruppe, 82 S., 3 Profiltafeln, 3 Lichtdrucktafeln, 3 Abbildungen im Text, 1 geologische Karte 1 : 25.000. 1954. Preis für Mitglieder S 55.—.
16. H. Friedel, Die alpine Vegetation des obersten Möllitales (Hohe Tauern). Erläuterung zur Vegetationskarte der Umgebung der Pasterze (Großglockner). 153 S., 18 Abbildungen im Text, 12 Bildtafeln, zahlreiche Tabellen, 1 Vegetationskarte 1 : 50.000. 1956. Preis für Mitglieder S 360.—.
17. H. Kinzl, Begleitworte zur Karte 1 : 100.000 der Südhälfte der Cordillera Blanca (Peru). Im Druck.
18. Das Hölloch bei Riezlern im Kleinen Walsertal (Allgäu-Vorarlberg). Mit neun Einzelbeiträgen. 116 S., 8 Abb. im Text, 8 Bildtafeln, 1 Beilage. 1961.

Die Reihe wird fortgesetzt.

Alpenvereinskarten für Wanderungen, Berg- und Skifahrten

		Preis für Mitglieder	Preis für Nichtmitglieder
2/1[1]	Allgäuer Alpen, Westliches Blatt, 1 : 25.000	S 14.—	S 18.—
2/2	Allgäuer Alpen, Östliches Blatt, 1 : 25.000	14.—	18.—
3/1[1]	Lechtaler Alpen, Klostertaler Alpen, 1 : 25.000	14.—	18.—
3/2	Lechtaler Alpen, Arlberggebiet, 1 : 25.000, mit Skirouten	18.—	24.—
3/3	Lechtaler Alpen, Parseierspitze, 1 : 25.000	14.—	18.—
3/4	Lechtaler Alpen, Heiterwand, 1 :25.000	14.—	18.—
4/1[2]	Wetterstein-Mieminger Gebirge, Westliches Blatt, 1 : 25.000	—.—	—.—
4/2[2]	Wetterstein-Mieminger Gebirge, Mittleres Blatt, 1 : 25.000	—.—	—.—
4/3	Wetterstein-Mieminger Gebirge, Östliches Blatt, 1 : 25.000	18.—	24.—
5/1	Karwendelgebirge, Westliches Blatt, 1 : 25.000	16.—	21.—
5/2	Karwendelgebirge, Mittleres Blatt, 1 : 25.000	16.—	21.—
5/3	Karwendelgebirge, Östliches Blatt, 1 : 25.000	16.—	21.—
8	Kaisergebirge, 1 : 25.000	18.—	24.—
9/1	Loferer Steinberge, 1 : 25.000 (auch wissenschaftliche Ausgabe)	10.—	12.—
9/2	Leoganger Steinberge, 1 : 25.000	10.—	12.—
10[1]	Berchtesgadener Alpen, 1 : 50.000	—.—	—.—
14	Dachstein, 1 : 25.000	16.—	21.—
16	Gesäuseberge, 1 : 25.000	12.—	15.—
18	Hochschwab, 1 : 25.000	12.—	15.—
26	Silvrettagruppe, 1 : 25.000, mit Skirouten	18.—	24.—
28[1]	Verwallgruppe, 1 : 50.000	—.—	—.—
30/1	Ötztaler Alpen, Blatt Gurgl, 1 : 25.000, mit Skirouten	18.—	24.—
30/2	Ötztaler Alpen, Blatt Weißkugel, 1 : 25.000, mit Skirouten	18.—	24.—
30/3	Ötztaler Alpen, Blatt Kaunergrat-Geigenkamm, 1 : 25.000	16.—	21.—
30/4	Ötztaler Alpen, Blatt Naudersberg, 1 : 25.000, mit Skirouten	14.—	18.—
31/1	Stubaier Alpen, Blatt Hochstubai, 1 : 25.000, mit Skirouten	18.—	24.—
31/2	Stubaier Alpen, Blatt Sellrain, 1 : 25.000, mit Skirouten	18.—	24.—
31/3[1]	Brennergebiet, 1 : 50.000	—.—	—.—
34/1[2]	Kitzbüheler Alpen, Westliches Blatt, 1 :50.000, mit Skirouten	—.—	—.—
34/2[1]	Kitzbüheler Alpen, Östliches Blatt, 1 : 50.000, mit Skirouten	—.—	—.—
35/1	Zillertaler Alpen, Westliches Blatt, 1 : 25.000	16.—	21.—
35/2	Zillertaler Alpen, Mittleres Blatt, 1 : 25.000	16.—	21.—
35/3	Zillertaler Alpen, Östliches Blatt, 1 : 25.000	16.—	21.—
36	Venediger Gruppe, 1 : 25.000, mit Skirouten	18.—	24.—
37[1]	Rieserfernergruppe, 1 : 50.000	—.—	—.—
39	Granatspitzgruppe, 1 : 25.000	16.—	21.—
40	Glocknergruppe, 1 :25.000	16.—	21.—
41[1]	Schobergruppe, 1 : 25.000	—.—	—.—
42[1]	Sonnblick, 1 : 25.000	—.—	—.—
44[1]	Ankogel-Hochalmspitzgruppe, 1 : 25.000	—.—	—.—
45	Schladminger Tauern, 1 : 50.000, mit Skirouten	10.—	12.—
48[1]	Ortlergruppe, 1 : 50.000	—.—	—.—
49[1]	Adamellogruppe, 1 : 50.000	—.—	—.—
51[1]	Brentagruppe, 1 : 25.000	—.—	—.—
52/1	Dolomiten, Westliches Blatt, 1 : 100.000	10.—	12.—
52/1[1] b	Schlern, Rosengartengruppe, 1 : 25.000	—.—	—.—
52/1[1] bb	Sellagruppe, 1 : 25.000, Sommerausgabe	16.—	21.—
	Winterausgabe mit Skirouten	16.—	21.—

	Preis für Mitglieder	Preis für Nichtmitglieder
52/1[2] c Marmolatagruppe, 1 : 25.000	S —.—	S —.—
52/1 cc Palagruppe, 1 : 25.000	14.—	18.—
52/2 Dolomiten, Östliches Blatt, 1 : 100.000	10.—	12.—
56 Lienzer Dolomiten, 1 : 25.000	16.—	21.—
57/1 Karnische Alpen, Umgebung Obstanzer See, 1 : 25.000	3.50	4.50
57/2 Karnische Alpen, Steinkar—Reiterkar, 1 : 25.000	3.50	4.50
Schutzhüttenkarte des Österreichischen Alpenvereins und des Deutschen Alpenvereins, 1 : 600.000	12.—	15.—
Expeditionskarten:		
Nanga Parbat, 1 : 50.000	25.—	30.—
Cordillera Blanca/Nord, 1 : 100.000	25.—	30.—
Cordillera Blanca/Süd, 1 : 100.000	25.—	30.—
Cordillera Huayhuash, 1 : 50.000	25.—	30.—
Cordillera Blanca, 1 : 200.000	25.—	30.—
Mahalangur Himalaja (Everest), 1 : 25.000	25.—	30.—

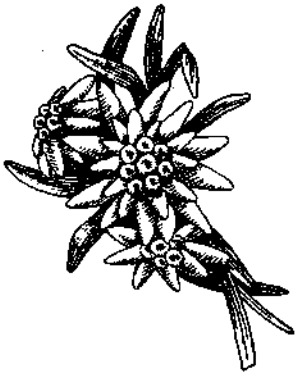
Kartenumschlag S 1.20.

[1] Karten zur Zeit vergriffen.

[2] Karten in Bearbeitung.

Für Mitglieder zu beziehen durch die Sektionen des OeAV.

Für Nichtmitglieder zu beziehen durch den Verwaltungsausschuß des OeAV, Innsbruck, Gilmstraße 6/IV, und den Buchhandel.



Universitäts-Bibliothek
Innsbruck